Leimbach, Carl,

Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur

Bd.: 1

1882

87
26
149
157
158
161
227
268
309

# Ausgewählte deutsche Dichtungen

für

## Lehrer und Freunde der Litteratur

erläutert

von

**Lic. Dr. Karl L. Leimbach,**
Direktor des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar.

**Erster Band.**

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.



**Kassel, 1882.**
Verlag von Theodor Kay,
Königl. Hof-Kunst- und Buchhandlung.

# Ernst Moritz Arndt.

## 1. Des Deutschen Vaterland 1813.*)

[Gedichte. Neue Auswahl. Leipzig, Weidmann 1850. S. 29.]

1. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? ist's Schwaben-
land?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

2. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

3. Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westfalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

4. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer, ist's Tirol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

5. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

6. Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

7. Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

8. Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand,
Wo walsch und falsch hat gleichen Klang,
Und deutsch meint Herzensüber-
schwang —
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

9. Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gieb uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

---

*) Und zwar im Anfange des Jahres 1813 gedichtet.

**1. Grundgedanke:** Das ganze Deutschland ist das Vaterland des Deutschen; nicht einzelne Teile des bisher so sehr zerstückelten und zerklüfteten Landes, und wenn diese einzelnen Teile noch so schön und reich waren und das Herz des Bewohners an den Boden der Heimat ketteten, sondern das geeinte und gekräftigte Alldeutschland. Denn so groß die Verschiedenheit des Preußen und des Schwaben, des Baiern und Steiermärkers, des Pommern und Westfalen, des Schweizers und Tirolers und Oesterreichers sein mag, so groß die Unterschiede in der Lebensart zwischen dem Rheinländer, der seine Weinberge bebaut, und dem Schleswiger, welcher dem Fischfange obliegt, zwischen dem Marschbewohner (in der Gegend zwischen Lippe und Ems), der von der Viehzucht lebt, und dem Bewohner der Mark in Westfalen, welcher mit Bergbau und Hüttenbetrieb sein Brot erwirbt, zwischen dem Bewohner der unfruchtbaren Dünen am Nord- und Ostseestrande und dem Anwohner des fruchtbaren Donaustromes auch sein mögen und sind: ebenso groß und noch größer ist das, was alle die verschiedenen Deutschen eint: deutsche Sprache, deutsche Frömmigkeit, deutsche Treue, und Liebe, deutsche Wahrheit und Herzlichkeit, deutscher Mut. Und darum muß es das Sehnen aller deutschen Herzen, ihr Ziel und Streben, ja ihr ernstes Gebet sein: ein einiges Deutschland zu haben. Der Sänger erhofft dasselbe von Gottes Gnade, wenn nur alle Deutschen eins sind im Haß gegen das Fremde, Falsche, Feindliche, eins in der treuen Liebe gegen ihr gemeinsames großes Vaterland.*)

**2. Zur Würdigung:** Das Lied war früher das Lieblingslied der Deutschen; der Eindruck, den es bei seinem Erscheinen machte, war ein durchschlagender, überwältigender. Lange Zeit hat das Lied sich in dieser Gunst erhalten, bis die neuere Zeit aus mehr als einem Grunde von dem Liede sich abwandte. Vielen ward die Nennung des Namens Oestreich in diesem Liede unbequem, anderen schien sie sogar gefährlich oder doch politisch bedenklich; anderen wieder sagte der entschieden christliche Ton, welcher die Schluß- und Hauptstrophen beherrscht, nicht zu; noch andere hatten sich an diesem Liede müde gesungen und waren froh, ein anderes, wie Schneckenburgers: „Es braust ein Ruf ꝛc." oder Hoffmanns: „Deutschland, Deutschland über alles" substituieren zu können. Und jetzt kam auch die Kritik zu der allerdings etwas späten Erkenntnis, daß die Komposition verfehlt sei: „Dieses Lied, das beinahe zur deutschen Marseillaise geworden ist, hat seinen rauschenden Beifall neben seiner Kraftsprache nur der Grundidee zu verdanken, die damals den Nagel auf den Kopf traf, nämlich der Idee der Einheit Deutschlands. Was aber die künstlerische Ausführung derselben betrifft, so ist sie wohl verfehlt, insofern hier eben in der poetischen Geographie, die das Lied enthält, nur zu sehr an die Zerstückelung unseres Vaterlandes erinnert und dadurch

*) Ueber wälsch und Tand siehe das 4. Generalregister!

die Wirkung der Grundidee aufgehoben wird." (Barthel, deutsche Nationallitt. der Neuzeit. 9. Aufl. 1879. S. 151.) Dies Urteil scheint mir zu hart. Die Mannigfaltigkeit der deutschen Volksstämme, ihre Eigentümlichkeiten, ihre besondere Gabe und Art, Entwickelung und Geschichte wollen wir gern und freudig anerkennen und wünschen sie nicht verwischt zu sehen; aber über der Heimat stehe das Vaterland, und dem Partikularisten möchten wir noch heute zurufen: „Nein, nein, nein! das Vaterland muß größer sein!" Andererseits aber dürfen wir auch, um dem alles nivellierenden und uniformierenden Geiste gegenüber auf den Wert der Stammesart und Stammeseigentümlichkeiten hinzuweisen, sagen: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen drin." Für Arndt lag kein Bedürfnis und Beruf vor, das letztere vor dem ersteren zu betonen; seine Aufgabe war, die Deutschen zusammenzuschmieden zu einem freien und starken Volke, und zwar durch die Hammerschläge seiner Lieder, und das hat er vermocht und somit den Nagel auf den Kopf getroffen. —

Allerdings ist für Arndts vaterländische Poesie charakteristisch, daß sie neben der feurigsten Vaterlandsliebe auch den stärksten Franzosenhaß ausatmet; ja es ist kaum ein Gedicht aus seinem Munde zu denken, in welchem nicht von dem Hintergrunde dieses Hasses gegen alles Wälsche, gegen die Franzosen, sein Preis des Echtdeutschen sich abhebt; aber mit ihm darob rechten wollen darf der nicht, welcher jene Zeit der Schmach Deutschlands und des Übermutes der Franzosen nicht miterlebt, welcher jene Schmach nicht in gleicher Weise, wie er, getragen hat. Schließlich war Arndts Haß doch kein persönlicher, sondern ein in der Liebe zu seinem Volke gewurzelter, ein Haß, welcher der Nation galt, von welcher damals über Deutschland alle Übel ausgegossen wurden: Unglaube und Unzucht, Ohnmacht und Knechtschaft, Servilismus und Lüge.

---

## 2. Die Leipziger Schlacht 1813

[Gedichte. Neue Auswahl. Leipzig 1850. S. 48.]

1. Wo kommst du her in dem roten Kleid,
Und färbst das Gras auf grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerstreit,
Ich komme rot von der Ehrenbahn:
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich so rot.

2. Sag' an, Gesell, und verkünde mir,
Wie heißt das Land, wo ihr schlugt die Schlacht?
Bei Leipzig trauret das Mordrevier,
Das manches Auge voll Thränen macht,
Da flogen die Kugeln wie Winterflocken,
Und Tausenden mußte der Atem stocken
Bei Leipzig der Stadt.

3. Wie heißen, die zogen ins Todesfeld
Und ließen fliegende Banner aus?
Die Völker kamen der weiten Welt
Und zogen gegen Franzosen aus,
Die Russen, die Schweden, die tapferen Preußen
Und die nach dem glorreichen Oestreich heißen,
Die zogen all' aus.

4. Wem ward der Sieg in dem harten Streit?
Wer griff den Preis mit der Eisenhand?
Die Wälschen hat Gott wie die Spreu verstreut,
Die Wälschen hat Gott verweht wie den Sand,
Viel Tausende decken den grünen Rasen,
Die übrig geblieben entflohen wie Hasen,
Napoleon mit.

5. Nimm Gottes Lohn! habe Dank, Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Cymbeln hell,
Habe Dank der Mähr von dem blutigen Streit!
Laß Witwen und Bräuten die Toten klagen,
Wir singen noch fröhlich in späten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

6. O Leipzig, freundliche Lindenstadt!
Dir ward ein leuchtendes Ehrenmal;
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheinet der Sonnenstrahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht.

**Zum Verständnisse:** Der Prophet Jesaias fragt im 63. Kap.: „Wer ist der, so von Edom kommt, mit rötlichen Kleidern von Bazra"? — „Warum ist denn dein Gewand so rotfarb, und dein Kleid wie eines Keltertreters"? An diese Worte dachte ohne Zweifel der Dichter, indem er jenes Zwiegespräch zwischen ihm und einem, der den Kampf bei Leipzig mitgestritten hatte, begann. Der Kampf bei Leipzig ist zu bekannt, und es bedarf nicht eines größeren Schlachtberichtes zum Verständnisse dieser Dichtung; bemerkt sei nur, daß der Dichter in den beiden ersten Versen der vier ersten Strophen fragt, der verwundete Krieger in den größeren Hälften jener vier Strophen die Antwort erteilt. Die beiden letzten Strophen enthalten des Dichters Dank für die Nachricht, Freude über den Sieg, Trost über die Verluste, Preis der Stadt Leipzig.*) Erst allmählich erfährt der Dichter und erfahren wir durch ihn, daß eine große Schlacht geschlagen worden sei (Str. 1), daß das Schlachtfeld bei Leipzig zu finden sei (Str. 2), daß da Schweden, Russen, Preußen und Oestreicher**) gegen die Franzosen gefochten haben (Str. 3) und daß die

*) Leipzig = Lindenstadt. Wendische Sorben gründeten Leipzig und nannten das Fischerdörfchen nach lip oder lipa (die Linde) Lipsk; hieraus ist Leipzig geworden.

**) Der Dichter spendet Oestreich wohl mit einer gewissen Absicht besonderes Lob; es erklärt sich dasselbe aus der Freude darüber, daß Oestreich sich der großen Sache des Kampfes wider Napoleon angeschlossen hat, nicht aber aus einer besonderen Vorliebe gerade für diesen Stamm. In dem Liede: Was ist des Deutschen Vaterland? (Str. 5.)

letzteren gänzlich besiegt worden seien (Str. 4). Um so größer ist die Freude am Ende, wo uns die volle, herrliche Wahrheit nicht mehr vorenthalten werden kann. Wie groß mag des Dichters Freude bei der ersten Kunde jenes großen, in der Geschichte nicht erhörten Kampfes, jenes entscheidenden, in der Gegenwart kaum erhofften Sieges gewesen sein! — Und wie schön spricht er in Str. 4 aus, daß wir nicht unserer Kraft den Sieg verdanken, sondern der Kraft des mit uns streitenden Gottes!

---

## 3. Bundeslied. 1814.

[Gedichte. Neue Auswahl. 1850. S. 55.]

1. Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen,
Mit hehrem heiligen Gefühl;
Drum soll die volle Brust erklingen
Ein volles, helles Saitenspiel.

2. Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammenglanz erschienen war,
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

3. Wem soll der zweite Wunsch ertönen?
Des Vaterlandes Majestät!
Verderben allen, die es höhnen!
Glück dem, der mit ihm fällt und steht!
Es geh', durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeschwächt!

4. Das Dritte, deutscher Männer Weide,
Am hellsten soll's geklungen sein!
Die Freiheit heißet deutsche Freude,
Die Freiheit führt den deutschen Reih'n,
Für sie zu leben und zu sterben,
Das flammt durch jede deutsche Brust,
Für sie um hohen Tod zu werben
Ist deutsche Ehre, deutsche Lust.

5. Das Vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch! —
Es lebe alte deutsche Treue!
Es lebe deutscher Glaube hoch!
Mit diesen wollen wir bestehen,
Sie sind des Bundes Schild und Hort;
Fürwahr, es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feste Männerwort.

6. Rückt dichter in der heil'gen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsern Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

---

lobt der Dichter ähnlich, aber auf Hoffnung. Denn noch war Oestreich dem großen Bunde nicht beigetreten, als Arndt sein Lied dichtete.

Unter dem Eindruck der großen, das Herz eines Arndt, des eifrigsten deutschen Patrioten, mächtig bewegenden Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 ist dies Lied gedichtet worden. Und noch jetzt macht dasselbe, zumal von einem „starken deutschen Männerchor“, welcher für das Ideale begeistert ist, in der Komposition von Karl Groos gesungen, einen erhebenden Eindruck. Es ist gewissermaßen eine Aufforderung zum Gebet und eine Belehrung über den Inhalt des Gebetes. Und was soll unser Gebet enthalten?

1. Einen Dank gegen Gott, der sich uns aufs neue offenbart hat, dessen Allmacht und Vorsehung uns in der Vernichtung unseres trotzigen Feindes und in der Vereinigung und Kräftigung des Vaterlandes kund wurde. (Der Dichter denkt offenbar an die Gottesoffenbarung in Horebs feurigem Busche Mose gegenüber und vergleicht mit dieser das Heraustreten der Gottesherrlichkeit in dem Flammenglanze Moskaus und so mancher brennenden Städte und Dörfer, welche Zeichen des Waltens Gottes sind, der die Feinde niederwirft und unser lange geschwächtes, geknechtetes Volk wieder zu Ehren bringt.)

2.*) Einen Wunsch für das herrliche Vaterland. Er wünscht seinen Feinden und Verächtern Verderben, Glück aber allen denen, welche für dasselbe sich selbst zu opfern bereit sind; er wünscht endlich dem Vaterlande eine lange, kraftvolle und ehrenreiche Zukunft, in welcher die Nachbarn es um seiner Tugenden (Vorzüge) willen**) bewundern, die eigenen Söhne es deswegen lieben, weil Redlichkeit und Recht wieder im Volke herrschen.

3. Ein Gelübde, das Gut der Freiheit, das neu geschenkte und darum besonders lebhaft begrüßte („am hellsten solls geklungen sein“), zu bewahren. Freiheit soll der Deutschen Seelenspeise, Freiheit ihre höchste Freude und das Gut sein, welches sie an erster Stelle nennen, und für welches sie lebend und sterbend das Größte opfern. Für sie zu sterben soll dem Deutschen Ehre und Lust sein. Denn dieser Tod ist ein hoher zu nennen. (Wir denken an Schenkendorffs:

Für die Kirchenhallen, für der Väter Gruft
Für die Liebsten fallen, wenn die Freiheit ruft, —
Das ist rechtes Glühen frisch und rosenrot,
Heldenwangen blühen schöner auf im Tod.***)

4. Ein Gelübde, die alte deutsche Treue und den alten deutschen Glauben wieder zu erneuen. In ihrem Bestande ruht der Bestand des Bundes und des Reiches. Treue üben wir gegen die Menschen, im Glauben erfassen wir Gott; treu sind wir, wenn wir unser Wort halten, gläubig, wenn wir uns an Gottes Wort

*) Ganz logisch ist es nicht zu sagen: Der erste Dank, der zweite Wunsch; der Dichter meint: das Erste sei Dank! das Zweite sei ein Wunsch!

**) So ist das „durch“ wohl zu erklären.

***) Freiheit (Gedichte, hsg. von Dr. A. Hagen, 1871. Stuttgart. S. 29—30.)

festhalten. Das Schlußwort ist ein mächtiger Akkord der Treue und des Glaubens. Beide sind eines Wesens und sonst auch eines Namens (fides = Glaube, Treue); das Wort, durch welches wir unsern Bund gründeten, wollen wir halten und damit uns treu erweisen; das Wort des Heils, welches uns Gott darreicht und keine Macht der Finsternis wegnehmen kann, wollen wir glauben. Ist Gott in unserem Bunde, so kann derselbe durch keine Macht der Erde zerstört oder geschädigt werden.

---

## 4. Warum rufe ich? (1837.)

[Gedichte. Neue Auswahl. 1850. Leipzig. S. 76.]

1. Und rufst du immer Vaterland
Und Freiheit? will das Herz nicht rasten?
Und doch wie bald umrollt der Sand
Des Grabes deinen Leichenkasten;
Die nächste Ladung trägst du schon
Geschrieben hell auf weißer Scheitel,
Gedenk des weisen Salomon,
Gedenk des Spruches: Alles eitel!

2. Ja darum ruf ich Vaterland
Und Freiheit, dieser Ruf muß bleiben,
Wann lange unser Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben;
Wann unsrer Namen dünner Schall
Im Zeitensturme längst verklungen,
Sei dieses Klanges Wiederhall
Von Millionen nachgesungen.

3. Ja, darum, weil wir gleich dem Schein
Der Morgendämmerung verschweben,
Muß dies die große Sonne sein,
Worin wir blühn, wodurch wir leben;
Drum müssen wir an diesem Bau
Uns hier die Ewigkeit erbauen,
Damit wir von der Geisterau
Einst selig können niederschauen.

4. O Vaterland, mein Vaterland!
Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Sei alles eitel, alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben —
Du wirst Jahrtausende durchblühn
In deutschen Treuen, deutschen Ehren,
Wir Kurze müssen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unsterblich währen.

**Gedankengang:** Warum in aller Welt rufst du nur immer Vaterland und Freiheit? Du hast es ja in deinem Leben sattsam erfahren, wie gefährlich und schädlich dieser Ruf war, und bis jetzt hast du auch keinen Erfolg deines Rufens gesehen; und andererseits: Denkst du nicht an deinen nahen Tod? Du bist 68 Jahre alt — was kann dir an Deutschlands Freiheit noch liegen? (Str. 1.) — Der Dichter antwortet: Eben darum, weil ich nahe an des Grabes Pforte stehe, rufe ich Vaterland und Freiheit. Unser Staub mag längst verweht, unser Name längst verklungen sein, dann soll eben dieser Klang noch von Millionen nachgesungen werden. (Str. 2.) Eben darum singe ich, ein Sterbender, von diesen beiden Gütern, die doch nur eins sind, weil dieses freie

Vaterland die Grundbedingung alles glücklichen Lebens unserer Nachkommen ist, und weil dieses Werk erbaut zu haben eine Freude ist, welche auch in der Ewigkeit uns noch bewegen darf und wird. (Str. 3.) Ja das Vaterland ist ein heiliges*) Gut, wenn wir es recht verstehen, nicht heilig durch und an sich, sondern heilig als Gottes Gabe, und so kann der Dichter in seiner hohen Vaterlandsliebe auf sein Leben, auf seines Namens Nachruhm verzichten und will es gern, wenn er nur sein Vaterland erneut im alten Glauben und zu neuen Ehren vom Orte der Seligen aus schauen kann. Kurz darf unser irdisches Leben sein, die Liebe, welche uns erfüllt (auch die zum Vaterlande), wird nicht aufhören. (Str. 4.)**)

## Biographie des Dichters.

Ernst Moritz Arndt wurde am 26. December 1768 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren. Sein Vater war Gutsverwalter daselbst, später Gutspächter zu Dumseritz und seit 1780 in der Nähe von Stralsund. Erst im Jahre 1787 ermöglichten es Freunde der Familie dem über 16 Jahre alten Arndt, daß er das Gymnasium zu Stralsund besuchen konnte. Doch schon nach drei Jahren erreichte der ebenso begabte als fleißige Jüngling das Ziel der Anstalt und, nachdem er eine Zeitlang im elterlichen Hause (jetzt zu Löbnitz) studiert hatte, bezog er die Universität Greifswald 1791 und später (1793) Jena und widmete sich dem Studium der Theologie, Philosophie und Geschichte. Im Jahre 1794 kehrte er ins elterliche Haus zurück und wirkte in der Heimat als Hauslehrer, unterrichtete besonders auch seine jüngeren Geschwister und später im Hause des Dichters Kosegarten auf Rügen. Dort predigte er auch zuweilen „mit Schall und Beifall“. Da er sich aber zum Eintritt in ein Pfarramt nicht entschließen konnte, begab er sich auf Reisen, durchwanderte, an Strapazen von frühester Jugend auf gewöhnt, Schweden, Deutschland, Oestreich, Ungarn, die Schweiz und war eben in Italien, als der Krieg dort ausbrach und ihn zwang, über Frankreich nach Hause zurückzukehren. Einen eigentlichen Reiseplan hatte er nicht gehabt; so war der Ertrag der Reise eben nur Menschen- und Länderkenntnis, aber dieser

---

*) Dies Wort heilig braucht vom deutschen Vaterlande auch Max von Schenkendorf, z. B.: Frühlingsgruß an das Vaterland, Str. 3: Ist auch heilges deutsches Reich. Schenkendorf nennt auch die Frucht des Weinstocks ebenda (Str. 7) heilig und sagt weiter: „Unsres Kaisers heil'ge Pracht“ (Str. 6.)

**) Ich habe nicht ohne Grund dieses Gedicht mit zur Besprechung herangezogen, obgleich der Inhalt vielen überschwänglich, manchen auch vom christlichen Standpunkte aus bedenklich erscheinen mag. Arndt war ein aufrichtiger, treuer, im Christenglauben tief eingewurzelter Mann. Und wenn er doch so schrieb, wie wir es oben lesen, dann erklärt sich das daraus, daß er seine Arbeit am und fürs Vaterland eben als seinen Beruf, als seine Lebensaufgabe faßte. Die Vaterlandsliebe war nicht eine seiner Eigenschaften, sondern der Grundzug seines Wesens; sie lag nicht in der Peripherie, sie bildete vielmehr das Centrum seines Seins, Denkens, Handelns.

Ertrag war doch bedeutend genug, so daß er fast unmittelbar nach seiner Rückkehr sich als Privatdocent der Geschichte zu Greifswald habilitieren konnte. Zehn Jahre hat er hier gelehrt; im Jahre 1806 wurde er zum außerordentlichen Professor der Geschichte ernannt. In jener Zeit aber hatte Arndt sein Buch „Geist der Zeit“ veröffentlicht, welches ebenso freimütig Napoleon angriff, als es die Schmach Deutschlands rücksichtslos aufdeckte und rügte. Den Zorn des großen Eroberers sollte Arndt bald fühlen. Nach der Schlacht bei Jena mußte er fliehen. Nachdem er mehrere Jahre in Schweden in der Verbannung gelebt hatte, kehrte er 1810 unter dem angenommenen Namen Sprachmeister Allmann nach Berlin zurück. Das Heimweh hatte ihn zurückgetrieben. Vater und Mutter traf er nicht mehr am Leben. In demselben Jahre nahm er auch seine Stelle in Greifswald wieder ein, da Vorpommern den Schweden ausgehändigt war; aber er floh abermals, als Napoleon seinen großen russischen Feldzug rüstete und zwar diesmal über Breslau, wo er mit den Reorganisatoren Preußens Scharnhorst, Gneisenau, Blücher in Verbindung trat, und dann in Vermummung und unter vielen Abenteuern über Böhmen, Mähren, Galizien nach Rußland. Einige Tage vor dem Heere Napoleons traf er in Smolensk ein. Jetzt lernte er den Minister von Stein kennen, welcher in Rußland viel an der Niederwerfung des gemeinsamen Todfeindes arbeitete. Stein stellte Arndt, welcher sein Gehalt aus russischen Kassen weitererhielt, in seine Dienste, und er blieb fortan bis nach Frankreich hinein Steins Begleiter. Als er mit ihm den deutschen Boden wieder betrat, trug er durch Prosa und besonders durch seine packenden, Mut und Begeisterung ausstrahlenden und weckenden, von echter Volksmäßigkeit, derbem Humor und vor allem energischem Franzosenhasse erfüllten Kriegslieder wesentlich zu jener Erhebung des preußischen Volkes bei, welche der Anfang der Befreiung Deutschlands vom Joche des fremden Zwingherren geworden ist. Nach den Befreiungskriegen finden wir ihn am Rheine zu Köln mit der Herausgabe einer Zeitschrift: Der Wächter beschäftigt; im Jahre 1817 ließ er sich in Bonn nieder und verheiratete sich (seine erste in Greifswald gefundene Gemahlin hatte er sehr bald nach der Verheiratung durch den Tod verloren) mit der jüngsten Schwester des großen Philosophen und Theologen Schleiermacher. Im Jahre 1818 ward er zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Bonn ernannt. Aber schon 1819 verwickelte man ihn in eine Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe, suspendierte ihn vom Amte und setzte ihn auch nicht wieder ein, als er nach längerer Untersuchung wegen der ihm zur Last geleg'ten Vergehen freigesprochen worden war. Doch blieb er im Genusse seiner Besoldung, während man seine im Beginne der Untersuchung konfiscierten Papiere ihm vorenthielt. Arndt kaufte sich in Bonn an der Koblenzer Straße an und bebaute seinen Weinberg. Eine schwere Zeit durchlebte fortan der wackere Mann. Einer der schwersten Schicksalsschläge war der Tod seines jüngsten Sohnes, seines Lieblings,

welcher im Rheine vor den Augen des Vaters beim Baden ertrank. Arndt flehte knieend am Ufer des Rheines für die Seele des so plötzlich abgerufenen Sohnes. — Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. (1840) brachte für Arndt eine Wendung zum Guten. Er wurde in sein Amt wieder eingesetzt, seine Manuskripte wurden ihm wieder zugestellt. Im Jahre 1841 ward er zum Rektor der Universität erwählt und ernannt. — Das Revolutionsjahr zog ihn wieder in die eigentliche politische Thätigkeit. Er ward Mitglied des deutschen Parlaments. Aber der Geist, welcher dort herrschte, war nicht der seine. Als er gar den großen Schmerz erfahren hatte, daß der König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angetragene konstitutionelle Erbkaiserwürde ablehnte (Arndt gehörte zu den Abgesandten des Parlamentes), da legte er seine politische Würde nieder. Und doch vermochte er seine Hoffnungen auf Deutschlands Einigung nicht fahren zu lassen, wie aus folgendem Gedichte hervorgeht:

### Deutsche Klage.

[Gedichte. Neue Auswahl. S. 110.]

O Germanien, keinen Kaiser
Kannst du finden? keinen Stolzen?
Wo sind deine Eichenwälder?
Giebt's nur Ebenholz zu holzen?

Sind mit ihren Wiegenschlössern
Die Geschlechter auch verwittert?
Und wird bang in kleinen Herzen
Um das Kleine nur gezittert?

Sei's! Wir wollen deine Zukunft,
Mein Germanien, anders wägen —
Weh, wer dir zu sprechen wagte
Letzten Fluch und letzten Segen!

Nach einem heiteren Lebensabende hatte er noch das Glück, daß das ganze deutsche Volk seinen 91. Geburtstag mit ihm feierte. Aber gerade diese allzu zahlreichen Liebesbeweise, welche er in den folgenden Tagen durch eigenhändige Dankesbriefe zu erwidern sich für verpflichtet hielt, haben sein Leben ihm verkürzt. Bereits am 29. Januar 1860 starb er, gewissermaßen „in Blumen der Liebe und Verehrung erstickt.“ Er liegt neben den Seinen auf dem Friedhofe zu Bonn begraben. Auf dem „alten Zolle“ steht sein Standbild in Erz unter Kanonen, der Siegesbeute des letzten deutschfranzösischen Krieges. Die wichtigste Inschrift des Denkmales ist ein Wort von Arndt, der Titel einer seiner feurigen Jugendschriften: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze.“ Arndts Auge schaut auf den Rhein und nach dem schönen Siebengebirge südöstlich von Bonn, einem Juwele des Rheinpanoramas.

Arndt ist unter den Freiheitsdichtern, wenn auch nicht die poetisch begabteste, doch die kräftigste, kernigste, urwüchsigste und schneidendste Erscheinung. Jeder Zoll war an ihm ein Mann. Die Flugschriften, welche er aussandte, und vor allem die Kriegslieder, welche er dichtete, riefen Tausende auf den Weg der Pflicht und stärkten in zahllosen Herzen jener Tage den Glauben an den Sieg der guten Sache. Ja, sie waren Thaten und haben dem Feinde ganze Heere geschlagen. — Auch unter den nicht patrio-

tischen Liedern findet sich manches inhaltlich und formell treffliche Gedicht, und besonders verdienen nicht wenige seiner geistlichen Lieder, die Zeugnisse seines aufrichtigen, erfahrungsreichen Christenglaubens, hervorgehoben zu werden. Leider fehlt dem Manne, der einst so Großes geleistet hat, die Anerkennung unserer heutigen Generation. Man hat mit Ausnahme einiger Schullieder (Was blasen die Trompeten? — Das Lied vom Schill ꝛc.) seine Gedichte vergessen. Seit dem Jahre 1865 ist noch keine Auflage seine Gedichte erschienen. Eine kritische Gesammtausgabe seiner Werke fehlt uns ebenso, wie eine tüchtige Biographie. (Sehr ansprechend ist übrigens Arndts Selbstbiographie unter dem Titel: Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

## Schriften des Dichters.

I. Gedichte 1803. (Rostock und Leipzig.) Neue Aufl. 1811. (Greifswald.)
Der Storch und seine Familie. Tragödie in 5 Aufzügen. (Leipzig 1804.) Neue Aufl. 1816. (Komische Tiertragödie!)
Lieder für Deutsche. O. O. 1813.
Kriegs- und Wehrlieder. Frankfurt 1815. $^1/_3$ Thlr.
Märchen und Jugenderinnerungen. 2 Bde. Berlin 1818. (Neue Aufl. 1842. $3^2/_3$ Thlr.
Gedichte. Frankfurt 1818. 2 Bde. 3 Thlr. — Neue verbesserte, verminderte und doch vermehrte Ausgabe. Leipzig 1840. 2 Thlr. 1843. Neue Auswahl: 1850. $2^1/_4$ Thlr. — Berlin 1860 (Ausgabe letzter Hand). $1^1/_3$ Thlr. Neue Aufl. 1865.
Geistliche Lieder. Berlin 1855. 12 Sgr.

II. (Geschichtliches ꝛc.)
Reisen durch Deutschland, Ungarn, Italien und Frankreich. 4 Tle. Leipzig 1798. 99. (2. Aufl. 1804). 6 Thlr.
Über die Freiheiten der alten Republiken. Greifswald 1800.
Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen. Berlin 1803. Anhang 1817. Ebd. (1 Thlr.)
Germanien und Europa. Altona 1803. ($1^2/_3$ Thl.)
Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache. Rostock 1805.
Fragmente über Menschenbildung. 2 Tle. Altona. 1805. 3. Teil 1809. ($3^2/_3$ Thlr.)
Reise durch Schweden 1804. 4 Tle. Berlin 1806.
Geist der Zeit. 1. Teil Altona 1807. $1^1/_3$ Thlr. 2. 3. Teil Berlin 1813. 7 Thlr. 4. Teil. Berlin 1818. (4. Aufl. 1861. 5. Aufl. Altona. 1863. $1^1/_2$ Thlr.)
Glocke der Stunde in drei Zügen. Königsberg 1812. $^1/_3$ Thlr.
Katechismus für christliche Soldaten. Berlin 1813. 5 Sgr.
Historischer Almanach für 1813. Petersburg, 1814. $1^1/_2$ Thlr. — Für 1814. Ebd. $1^1/_6$ Thlr.
An die Preußen. Königsberg 1813. (Ein in großem Formate erschienenes Flugblatt.)

Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten. Berlin 1813. 8 Ggr.
Über die Franzosen und über uns. 1813.
Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813. Leipzig 1814. $^1/_4$ Thlr.
Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. 1813 Leipzig. 10 Ggr.
Über das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa. Leipzig 1813. $17^1/_2$ Sgr.
Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. Ebd. 1813. $^1/_2$ Thlr.
Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung. Ebd. 1813. $^1/_3$ Thlr.
Phantasie für ein künftiges Deutschland. 1813.
Was bedeutet Landsturm und Landwehr? (o. O.) 1814. 3 Ggr.
Zwei Worte über die Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion. Leipzig 1814. 5 Sgr.
Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland. (O. O.) 1814. $^1/_3$ Thlr.
Uber Sitte, Mode und Kleidertracht. Frankfurt a. M. 1814. 8 Ggr.
Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte. 1. Teil. Leipzig 1814. $2^1/_2$ Thaler.
Über die Feier der Leipziger Schlacht. Frankfurt a. M 1814. 4 Ggr.
Noch ein Wort über die Franzosen und über uns. Leipzig 1814. 4 Ggr.
Entwurf einer deutschen Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1814. 4 Ggr.
Friedrich August, König von Sachsen, und sein Volk. 1814.
Blicke aus der Zeit in die Zeit. Frankfurt a. M. 1814. $1^1/_3$ Thlr.
Das Wort von 1815 über die Franzosen. Frankfurt a. M. 1815. 10 Ggr.
Über den Bauernstand und seine Stellvertretung im Staate. Berlin 1815. $^1/_3$ Thlr.
Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen. 1815.
Der Wächter. Eine Zeitschrift. 3 Bde. Köln 1815—16. 5. Thlr.
Von dem Wort und dem Kirchenliede. 8° Bonn. Weber. $^2/_3$ Thlr.
Erinnerungen aus Schweden. Berlin 1818. $1^5/_6$ Thlr.
Nebenstunden. Eine Beschreibung und Geschichte der schottländischen Inseln und der Orkaden. 1. Teil. Leipzig 1826. 2 Thlr.
Christliches und Türkisches. Stuttgart 1828. $1^7/_8$ Thlr.
Die Frage über die Niederlande und über die Rheinlande. Leipzig 1831. 9 Ggr.
Mehrere Überschriften. Nebst einer Zugabe zum Wendtschen Musenalmanach für 1832. Leipzig 1831. 10 Ggr.
Belgien und was daran hangt. Leipzig 1834. 12 Ggr.
Leben Aßmanns, Pastors zu Hagen in Vorpommern. Berlin 1834. $1^1/_6$ Thlr.
Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf. Leipzig 1839. 3 Thlr.
Das Turnwesen nebst einem Anhange. Leipzig 1842. $^2/_5$ Thlr.
Versuch in vergleichenden Völkergeschichten. Leipzig 1843. 2. Aufl. 1844. $2^1/_4$ Thlr.

Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum ersten Mal gesammelt und durch Neues vermehrt. 4 Teile. Leipzig 1845. $3^2/_3$ Thlr. 1855.
Wanderungen aus und um Godesberg. Bonn 1844. $1^2/_3$ Thlr.
Rhein- und Ahrwanderungen. Bonn 1846. 1 Thlr.
Bilder kriegerischer Spiele und Vorübungen. Bonn 1848. $^1/_3$ Thlr.
Das verjüngte oder vielmehr das zu verjüngende Deutschland, ein Büchlein für den lieben Bürgers- und Bauersmann. Bonn 1848. 3 Sgr.
Polenlärm und Polenbegeisterung. Berlin 1848. $^1/_2$ Sgr.
Reden und Glossen. Leipzig 1849. (10 Sgr.)
Blütenlese aus Altem und Neuem. Leipzig 1857. $1^1/_3$ Thlr.
Vom nordischen Hausbau und Hausgeist. Jena 1857. 3 Sgr.

III. (Selbstbiographisches.)
Briefe an Freunde. Altona 1810.
Erinnerungen aus dem äußern Leben. Leipzig 1840. (3. Aufl. 1842.) 2 Thlr.
Notgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagog. und antidemagog. Umtriebe. 2 Thle. Leipzig, 1847. 3 Thlr.
Noch eine kleine Ausgießung in die Sündflut. 1848. Fol. Berlin. 1 Sgr.
Blätter der Erinnerungen, meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt. Leipzig 1849. $^1/_3$ Thlr.
Anklage einer Majestätsbeleidigung des großen dänischen Volkes, aus dem Jahre 1845, begangen von Arndt. Leipzig 1851. $^1/_3$ Thlr.
Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn Stein. Berlin 1858. $1^3/_4$ Thlr. 3. Abdr. 1870. 15 Sgr.
Briefe an eine Freundin. Hsg. von E. Langenberg. Berlin. Schleiermacher. 1878. 7 ℳ.

## Schriften über Arndt.

Hadermann, N., in Dullers: Männer des Volks. Heft 2. Frankfurt a. M. 1847.
Hayms preuß. Jahrbücher Bd. V. 1861. Berlin. Separatabdruck. 60 ₰.
Vater Ernst Moritz Arndts Leben, Wirken und Tod. Erinnerungsschrift für das Volk und seine Schulen. Leipzig 1860. 20 ₰.
Labes, E.: Ernst Moritz Arndt. Ein Büchlein für das deutsche Volk. Jena 1860. 1 ℳ.
Oelbermann, H. Dankrede auf Vater Arndt. Bonn 1860. 40 ₰.
Wiesmann, Am Grabe Ernst Moritz Arndts. Bonn 1860.
Wolters, A. E. M. Arndt, ein Zeuge für den evang. Glauben. 1860. Elberfeld. 50 ₰.
Reinhardt, P. J., Arndtalbum. Mannheim 1860. 2,80 ℳ.
Rehbein, H. und Keil, R.: E. M. Arndt, ein Buch für das deutsche Volk. I. E. M. Arndt ein deutsches Charakterbild. II. Arndts Gedichte. Lahr 1861. 1,20 ℳ.
Langenberg, E., Ernst Moritz Arndt. Sein Leben und seine Schriften. Mit einem Stahlstich: Arndts Denkmal in Bonn. Bonn 1865. $1^1/_3$ Thlr.
D. Schenkel, E. M. Arndt, ein politischer und religiöser deutscher Charakter. 1866. Elberfeld. 2,40 ℳ.

## Luise Karoline Brachmann.

### 5. Kolumbus.

[Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, 3. Aufl. 1853. S. 256.]

1. „Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mär'!“
„„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wut;
Sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
Des Feldherrn heiliges Blut.““

2. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod:
„„Verräter! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Not!

3. Du giebst uns nicht Speise, so gieb uns denn Blut!““
„Blut!“ rief das entzügelte Heer. —
Sanft stellte der Große den Felsenmut
Entgegen dem stürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es, und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Stral!

4. Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den mutigen Pfad
Und trauet der Hilfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wut;
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

5. „„Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!““
Geschlossen war also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück.
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
Des duldenden Helden Geschick!

6. Die Sonne sank, der Tag entwich;
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

7. Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,*)
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin

*) Frühere Lesart: „Sein treues Fernrohr in der Hand.“

Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du, meiner Sehnsucht Ziel!

8. Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergehn
Im wüsten Flutengrab!"
So sprach der Held, von Mitleid weich; — —
Da, horch! welch' eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich,
Was bringt dein bebender Schritt?"

9. „„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl!""
„Sei ruhig, mein Lieber, aus himmlischen Höh'n
Entsprang der belebende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn."
„„Leb' wohl denn, mein Feldherr! Leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!""

10. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wütenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit:
Ja, werft mich ins schäumende Meer,
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit, —
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

11. Dumpf klirrten die Schwerter ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft:
Der Edle bereitet sich still und frei
Zum Weg in die flutende Gruft.
Gelöst war nun jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen; — — und: Land!
Land! rief es und donnert' es, Land!

12. Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück:
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was mutvoll der Große gedacht! —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht!

**1. Die geschichtliche Grundlage.** Zur Vergleichung des Gedichtes mit der Geschichte teile ich hier eine meisterhaft geschriebene Darstellung der ersten Reise des Kolumbus mit aus Schwartz, Handbuch für den biographischen Geschichtsunterricht (II, 6. Aufl. S. 170 ff.).

An dem genannten Tage (am 3. August 1492) lichtete Kolumbus, nachdem er Tags vorher in dem nahen Kloster Rabida sich und seine Mannschaft durch frommes Gebet, durch Beichte und Abendmahl zu dem großen Unternehmen vorbereitet hatte, kurz vor Sonnenaufgang die Anker, begleitet von den ängstlichen Blicken zahlloser Zuschauer, von welchen die Küste bedeckt war. Schon am dritten Tage der Fahrt brach ein Steuerruder; aber lächelnd beruhigte Kolumbus seine Gefährten, welchen dieser kleine Unfall als eine böse Vorbedeutung galt, mit den

Worten: „Ein zerbrochenes Steuerruder bedeutet nichts weiter, als daß man es wieder machen muß", und ließ bald nachher auf den canarischen Inseln anlegen, um die Schiffe auszubessern und neue Vorräte einzunehmen. Von hier wurde in westlicher Richtung die Fahrt fortgesetzt (6. Sept.) in die unerforschte, unendliche Wasserwüste. Von Anfang bis zu Ende dieser ersten Entdeckungsreise erfreuten sich die kühnen Segler eines sanften Ostwindes, und pfeilschnell wurden sie fortgetrieben, als sie in den Strich der Passatwinde*) kamen. Tag und Nacht stand der unermüdliche Kolumbus, der sich nur wenige Stunden Schlaf gönnte, auf dem Verdeck, in der Hand Senkblei und Beobachtungsinstrument**); keine Erscheinung entging seinen aufmerksamen Blicken, und mit der gewissenhaftesten Genauigkeit führte er sein (noch jetzt erhaltenes) Tagebuch. Drei Wochen hindurch folgten ihm seine Gefährten, obgleich sich nichts als Himmel und Wasser ihren Blicken zeigte, mit ungeschwächtem Vertrauen, aber allmählich sank ihnen der Mut; sie murrten, erst leise, dann lauter, und der kluge Feldherr mußte, um sie zu beruhigen, seine ganze Ueberredungsgabe aufbieten, namentlich die Zahl der Seemeilen, welche sie von der Heimat trennte (sie betrug am 1. Oktober bereits 700), weit geringer angeben. Endlich hofften die Verzagten, das ersehnte Land bald zu erreichen, da dichtes Meergras den Lauf der Schiffe fast hemmte und gleichzeitig unbekannte Vögel über dieselben herflogen; aber als sie sich durch diese Zeichen getäuscht sahen (die Seevögel fliegen mehrere hundert Meilen weit), versanken sie in noch größere Mutlosigkeit und bestanden immer dringender auf der Heimkehr; ja einige beschlossen sogar heimlich, den Admiral über Bord zu werfen, wenn er noch länger der Erfüllung ihres Wunsches sich widersetzen würde. Kolumbus blieb ruhig und fest, stellte sich, als ob er den Wunsch der Meuterer, welche sein Leben bedrohten, gar nicht merkte, und noch einmal gelang es ihm, durch sanfte, gütige Worte und durch die Zuversicht, welche ihm das unerschütterliche Vertrauen, sein Ziel endlich zu erreichen, einflößte, die Mannschaft zu fernerer Ausdauer zu bewegen.

Am 7. Oktober flogen große Scharen kleiner Vögel nach Südwesten vorüber; dieselbe Richtung schlug auch Kolumbus ein; auf's neue belebte sich die Hoffnung seiner Gefährten — aber als am dritten Tage sich noch immer kein Land zeigte, erreichte ihre Mutlosigkeit den höchsten Grad, und sie erklärten dem Admiral eben so trotzig als entschieden, daß sie unter keinen Umständen weiter gehen würden. Noch einmal suchte Kolumbus den Sturm durch sanfte Worte und ruhige Vorstellungen zu

---

*) Sie wehen das ganze Jahr hindurch (jedoch nur auf dem Meere) zwischen den Wendekreisen in einerlei Richtung und zwar nördlich vom Aequator aus N.-O., südlich vom Aequator aus S.-O.

**) Ein Fernrohr gab es damals noch nicht. Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts stellte der berühmte Naturforscher Galilei aus Pisa († 1642) nach den am Ende des 16. Jahrhunderts bekannt gewordenen dioptrischen Fernröhren das erste astronomische Fernrohr her.

beschwören; aber als diese erfolglos waren, setzte er den empörten Gemütern die ganze Energie seines Charakters entgegen und sprach: „Diese Schiffe sind von der Regierung ausgerüstet und mir anvertraut worden, damit ich den Weg nach Indien suche, und weder Menschen noch Elemente werden mich dahin bringen, eher umzukehren, als bis ich mit Gottes Hilfe meine Pflicht erfüllt habe!“ So besiegte der felsenfeste Mann noch einmal den Widerstand seiner Umgebung; aber bald würde er dennoch in eine verzweifelte Lage gekommen sein, hätte sich nicht schon am folgenden Tage, kurz vor Sonnenuntergang, die Nähe des Landes durch sichere Spuren (ein Baumast mit roten Beeren und ein künstlich geschnitzter Stock schwammen heran) verraten. Alle blieben wach, in gespannter Erwartung und mit klopfendem Herzen; zwei Stunden vor Mitternacht sah Kolumbus in der Ferne ein Licht schwimmen, und um 2 Uhr Morgens (am 12. Oktober) feuerte die voraussegelnde Pinta (so hieß das Schiff = „Stoß“, „Trieb“) plötzlich einen Kanonenschuß ab, und „Land! Land!“ erscholl es aus ihrem Mastkorbe. Da drang wie aus einem Munde der Jubelruf: „Land! Land! durch die Lüfte; alle waren fast außer sich vor Wonne und Entzücken, und unter Weinen und Schluchzen stürzte einer in die Arme des andern. Als der Freude Übermaß den Gefühlen der Dankbarkeit gegen Gott (vierzig Tage hindurch hatten sie in ununterbrochener Todesangst geschwebt) gewichen war, stimmten sie mit frommer Andacht das Tedeum*) an, und siehe da! bald lag eine schöne, grüne Insel vor ihren Augen, von den Strahlen der eben aufgehenden Sonne vergoldet. Alle sprangen sogleich in die Boote, und mit rauschender Kriegsmusik und fliegenden Fahnen ruderten sie auf dieselbe zu. Aus dem ersten Boote sprang Kolumbus, reich geschmückt und im prangenden Festkleide, in der einen Hand eine Fahne, in der andern das blitzende Schwert, an's Land, — der erste Europäer, dessen Fuß die neue Welt betrat, und nahm die neuentdeckte Insel im Namen der kastilischen Krone feierlich in Besitz. Ihm nach stürzten jubelnd seine Gefährten, küßten die Erde, begrüßten ihren Führer als Admiral und Vicekönig, bedeckten seine Hand mit Küssen, baten ihn mit heißen Reuethränen wegen ihrer Verzagtheit und ihres Mißtrauens um Verzeihung und beteten dann mit Inbrunst vor einem schnell errichteten Kreuze. Stumm vor Erstaunen standen, während dies alles vorging, die Inselbewohner am Gestade und wähnten, die weißen Fremdlinge seien vom Himmel herabgekommen. Sie waren völlig unbekleidet und von kupferroter Hautfarbe, übrigens gutmütig, von sanfter Gemütsart und so scheu, daß sie vor einem europäischen Bullenbeißer scharenweise davonliefen.**)

2. **Vergleichung des Gedichtes mit dem Bericht der Geschichte**: Die Dichterin hat sich die kritische Lage zum Vorwurf genommen, in welcher

*) Das große Gloria: Herr Gott! dich loben wir.

**) Die Insel Guanahani, die zuerst entdeckte, nannte Kolumbus San Salvador (der heil. Erretter, Heiland).

Kolumbus sich kurz vor der Entdeckung befand. Die letzten 24 Stunden vor der Entdeckung der neuen Welt stellt sie in treffender Weise dar, spitzt die Gefahr für den kühnen Segler zu durch Darstellung einer offenen, schließlich an den Admiral schon Hand anlegenden Meuterei, durch Auslassung aller „Hoffnungssterne“, so daß Kolumbus' Tod zuletzt unvermeidlich erscheint, er selbst zum Tod durch Frevlerhand bereit ist, — ein Augenblick später, und der mutige, seiner Zeit weit voraus eilende Mann war nicht mehr, sah die Krönung seiner Rechnungen, Pläne, die Erfüllung seiner Lebensaufgabe nicht mehr; da — schallt es Land! Land! und — Kolumbus ist gerettet, die neue Welt ist gefunden!

3. **Grundgedanke:** An einem Faden hängt oft das Leben des Einzelnen und der Erfolg der wichtigsten Ereignisse; aber dieser Faden ruht nicht in der Menschen, sondern in Gottes Hand. —

4. **Erläuterungen:**

**Str. 1.** Fernando = Ferdinand. Mär', Märe = Kunde, Nachricht (auch Sage, Heldenlied).

**Str. 5.** eiserne Bund: fest, unerbittlich, wie das kalte Eisen, wie der Mordstahl.

5. Die **Form** des Gedichtes ist dem Inhalte durchaus angepaßt. Wenn die Menge tobt, so ist auch der Charakter der Verse hastig, vorwärtsstürzend; freudig und lebendig fließen die Verse, wenn der Held des Gedichtes seinen Mut zeigt oder seine Ausdauer belohnt sieht, — aber in Strophe 6 und 7, in welchen die verzweiflungsvolle Lage des Feldherrn gemalt wird, wird auch der Rhythmus bange und langsam. Jenen Charakter erhalten die Verse durch Vermehrung der Senkungen, diesen durch Zurückführung derselben auf das geringste Maß. Dort scheint der jambisch-anapästische Rhythmus vorhanden zu sein; in letzterem Falle aber möchten wir die Verse rein jambische nennen. Das Reimbild ist ababcdcd, also gekreuzte, übrigens durchweg männliche oder stumpfe Reime.

6. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der letzte Tag vor Entdeckung Amerika's, der schwerste und seligste für Kolumbus. — 2. Charakteristik des Kolumbus.

[Litterarisches: Ign. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. 1. 3. Aufl. S. 254.]

## Biographie der Dichterin.

Luise Caroline Brachmann ist am 9. Februar 1777 zu Rochlitz an d. Mulde geboren und zwar als die Tochter des dortigen Kreissekretärs Br., welcher später nach Döbeln, Cölleda und im Jahre 1787 nach Weißenfels als Geleitskommissar des thüring. Kreises versetzt wurde. Ihre Mutter war die Tochter eines wackeren Landgeistlichen, eine Frau von tüchtiger Bildung, welcher die Tochter hinsichtlich des Unterrichts, besonders in der französischen Sprache, viel verdankte. Der Dichterin Jugendfreund und ihr Lehrer gewissermaßen in der Dichtkunst war der

bekannte Romantiker Novalis (Graf Hardenberg). Ihre Gaben entwickelten sich überraschend frühe. Schiller nahm im 12. Stück der Horen ein Gedicht von Luise Brachmann auf: Die Gaben der Götter, welches diese in dem dreizehnten Lebensjahre gedichtet hatte.*)

Ihr äußeres Leben bietet nicht viel interessante Momente dar, — um so schwerer waren die inneren Kämpfe. Nur zwei furchtbare Begebenheiten müssen mitgeteilt werden. Im 24. Lebensjahre hat die Dichterin, durch eine ihr zugefügte schwere Beleidigung auf ein langes Krankenlager geworfen, an dem Tage, als sie, kaum genesen, zum ersten Male von dem Vater auf den Korridor im Hofe des Hauses geführt wurde, den Armen ihres Vaters sich entrissen und aus dem zweiten Stockwerke auf den Hof hinabgestürzt. Die Wucht des Falles wurde durch ein vorspringendes Dach gemildert, und die Unglückliche fand den Tod nicht, den sie gesucht hatte. — Im Jahre 1822 und zwar im September war sie bei Professor Schilling in Halle zu Besuch eingetroffen. Das Haus ihres Wirtes verließ sie am Abend des 17. September und kehrte nicht wieder zurück. Ein törichtes Liebesverhältnis mit einem verabschiedeten jungen, übrigens braven Officier, welcher zwanzig Jahre jünger war als sie, brachte ihr eine Fülle äußerlicher Täuschungen und innerer Qualen und trieb die überdies mittellose Dichterin schließlich in Schwermut und Trübsinn und zu dem schrecklichen Entschlusse des Selbstmordes. Am 24. September fand man ihren Leichnam in der Saale. In der Stille ward derselbe beerdigt. Die Grabschrift, welche sie sich selbst gedichtet,**) lautet:

Treu konnt ich hoffen und unnennbar lieben,
Und fest verharrt' ich, wo ich Liebe gab,
Was ist von allem tröstend mir geblieben,
Für Lieb' und Hoffnung — als ein einsam Grab?

Der Beruf der Dichterin war die Lyrik. Ihre Empfindungen sind tief und zart, ihre Phantasie ist blühend, ihre Dichtungen sind wahr und ergreifend; freilich spiegeln sie auch meistens der Dichterin eigenen Gemütszustand und inneren Lebensgang ab, und der Grundton ihres Wesens ist eben ein trauriger, friedloser.

Unser Gedicht ist eine ganz richtig aufgefaßte und dramatisch angelegte, darum auch durchaus wirksame Romanze. Die Fehler desselben, unter denen namentlich die Häufung der Beiwörter gerügt wird, sind die mehr oder weniger jeder Dichterin anklebenden und stehen hier kaum zu den Vorzügen der Dichtung im Verhältnisse.

---

*) Schiller schreibt selbst am 5. Juli 1798 an die Dichterin: „Unter dem Heer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unseres versereichen prosaischen Deutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahrhaft poetischen Empfindung, wie sie in mehreren Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung; und dieses Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre „Gaben der Götter" gewährt.

**) Vgl. Gedichte. 1808. S. 142.

Schriften der Dichterin:
Lyrische Gedichte. Leipzig 1800. Neue Ausg. 1808.
Romantische Blüten. Wien 1817. Romantische Blätter. 1823.
Das Gottesurteil; Rittergedicht in 5 Gesängen. Mit Nachwort von Ad. Müllner. Leipzig 1818.
Novellen und kleine Romane. Ebd. 1819.
Schilderungen aus der Wirklichkeit. Ebd. 1820.
Verirrungen oder die Macht der Verhältnisse. Ebd. 1822.
Novellen. Nürnberg 1822.
Die Ruinen des Waldschlosses. Eine Volkssage und vier Erzälungen. Ebd. 1824.
Auserlesene Dichtungen. Herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet von F. K. J. Schütz. 6 Bde. Leipz. 1824—25.
Auserlesene Erzählungen und Novellen. 4 Bde. Herausgegeb. von Meth. Müller 1825—26. Neue wolfeile Ausg. 1834.

---

## Clemens Brentano.

### 6. Die Gottesmauer.

[Ignaz Hub, Deutschlands Balladendichter. 3. Aufl. I. S. 272.*]

1. Drauß vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach! des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleswig, weit vor allen
Liegt ein Häuslein ausgesetzt.

2. Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Sorg' und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

3. „Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!" —
„Mutter," spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns ums Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!"

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

---

*) In dieser Form findet sich das Gedicht in fast allen Lesebüchern und Anthologien. Die authentische Form der Dichtung aber wird weiter unten mitgeteilt werden.

4. „Enkel, fest ist mein Vertrauen,
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann Er uns die Mauer bauen;
Was Er will, ist wohl bestellt.“ —
Trommeln rundidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütteerlein.

5. Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verrät das Lied!“
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht!!

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

6. Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wol achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

7. „Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still. „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst heraus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

8. „Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!“
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.

„Eine Mauer um uns baue!“
Sang das fromme Mütterlein.

**1. Die Form:** 10 Kurzzeilen, von welchen die 1., 3., 5., 7., 9. Zeile einen vollständigen vierfüßigen trochäischen Vers, die graden Zeilen (2. 4. 6. 8. 10.) einen unvollständigen vierfüßigen trochäischen Vers bilden. Dem Reime nach ist das Bild der Strophe: a b a b c d c d e f (vier gekreuzte Reime und zwei reimlose Zeilen, a und c sind klingende, b und d stumpfe Reime; e f sind Waisen, welche jedoch fast nach jeder Strophe sich wiederholen (Refrain), nur leise in einzelnen Wörtern von einander unterschieden.

**2. Geschichtliches:** Ueber das Ereignis zu Schleswig schreibt der Dichter selbst (Ges. Briefe Brentanos I., S. 184) von Berlin an den Geheimen Rat von Ringseis im Febr. 1816: „Ich schreibe Dir hier ein Lied her, welches ein schönes Beispiel von Gebetserhörung in der neueren Zeit enthält. Das Faktum ist ganz getreu. Die „Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten“ enthielten es neulich, und Oberst Pfuel hat mir das wunderbare, wilde Schneewetter — er war damals bei den Russen — an diesem Tage bestätigt.“

Nach dem Bombardement Kopenhagens durch die Engländer hatten die Dänen sich fest an Frankreich angeschlossen. Als nun zu Anfang des Jahres 1813 die Dänen Unterhandlungen mit England anknüpften, ward von ihnen als Friedenspreis die Abtretung Norwegens an Schweden verlangt. Zwar wurde diese Forderung nachmals sehr ermäßigt, aber Dänemark verbündete sich nun am 10. Juni 1813 förmlich mit Napoleon und erklärte im September und Oktober 1813 an Schweden, Rußland und Preußen den Krieg. Da kam die Schlacht bei Leipzig. Der schwedische Kronprinz wandte sich mit der Nordarmee gegen die Niederelbe, und der grausame Marschall Davoust zog sich mit seinen Franzosen hinter die Wälle Hamburgs zurück, welches er fortan aussog, soviel er konnte. Die Dänen aber ließ er schmählich im Stiche und überließ sie ihrem Schicksale. Diese konnten dem viel stärkeren feindlichen Heere nicht widerstehen, und es wurden Friedensunterhandlungen angeknüpft. Während derselben konnten die wilden Nomaden der russischen Steppe, welche dem siegreichen Heere angehörten, nicht ganz und gar eingeschränkt werden. So mögen die armen Leute vor Schleswigs Toren Angst vor Plünderung und diese selbst genugsam kennen gelernt haben. Doch endigte dieser Winterfeldzug schon am 14. Januar 1814 mit dem Frieden zu Kiel, in dem Dänemark nun doch ganz Norwegen abtreten mußte und nur eine geringe Entschädigung durch den Besitz von Schwedisch-Vorpommern erhielt. Auch mit England schloß Dänemark an jenem Tage Frieden, verlor Helgoland an England und erhielt auch die 1807 weggeführte Flotte nicht zurück, wohl aber alle im Kriege verlorenen Kolonien. (Vergl. Beckers Weltgesch. Bd. 14.)

Das Gedicht ist im Febr. 1816 verfaßt.*)

### 3. Erläuterungen:

**Str. 1.** Drauß (draußen) — an der Pforte = außerhalb des Stadttores.

wilde Horde — wilde Macht. Nicht nur ein Hinweis auf den verwildernden Einfluß des Krieges auf die bestdisciplinierten Truppen (dadurch würde der Ausdruck Horde noch nicht genügend erklärt), sondern besonders auch auf die irregulären Kosackenpulke (vgl. Str. 6), welche dem Heere gewöhnlich vorausschwärmten.

liegt — ein Häuslein ausgesetzt: Weit vor der Stadt, ganz einsam, verlassen, aller Unbill preisgegeben.

**Str. 2.** Das Mütterlein, die Großmutter im Hause, dessen übrige Bewohner vorausgesetzt, aber nicht uns genauer bezeichnet werden (vgl. Str. 6. Schließt die Laden, liebe Kinder!), steht noch fest in dem alten Glauben der Bibel und der Kirche. Sie ist eine der Stillen im Lande, welche in jener

*) Vgl. Clemens Brentanos ausgewählte Schriften in 2 Bänden, herausgegeb. von J. B. Diel, aus der Gesellschaft Jesu 1873 I., S. 221.

traurigen Zeit einer verkehrten Aufklärung den Glauben an den lebendigen, allmächtigen, Gebete erhörenden, um das Kleinste im Menschenleben sich kümmernden und väterlich für die Seinen sorgenden Gott erhalten hat, trotzdem der Unglaube und Zweifel in das Haus eingedrungen ist und das Herz des zwanzigjährigen Enkels ergriffen hat, welcher es für altmodisch hält, solche väterliche Fürsorge, ja die Macht, in solchem Falle zu helfen, Gott überhaupt zuzutrauen, welcher seinen Unglauben gegen Gott und den daraus entspringenden Mangel an Gottvertrauen und Hoffnung nicht verhehlt, sogar das fromme, kindliche Vertrauen seiner alten Großmutter verspottet, und doch wieder in den Zeiten der Not und Gefahr ratlos, sorgenvoll, ohne festen Halt sich zeigt. Der Enkel, das Kind der Aufklärung, der „neuesten Zeit“, hat seinen Glauben aufgegeben, aber etwas Besseres nicht an die Stelle zu setzen gewußt. In solchen schweren Stunden zeigt sich erst, welch' eine Kraft und einen Trost der feste, zweifelsfreie Glaube giebt. Der Zweifler aber gleicht der Meereswoge. (Str. 3.) Das Mütterlein wirft auf den Herrn alle ihre Sorgen und läßt ihn sorgen. Matth. 6, 25. —

Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.

Es enthält diese Stelle eine Metapher, da der Jüngling mit diesen Worten als ungläubig bezeichnet werden soll, zugleich aber auch eine Anspielung (Allusion), durch welche auf die bekannte Parabel Jesu von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen hingewiesen wird. (Vgl. Matth. 25, 1.) Allein so bekannt jene Parabel ist, so schwer ist die Auslegung der betreffenden Worte, auf welche hier angespielt wird; ob darum dieser Vergleich (in Form der Metapher) hier besonders nahe lag, steht noch in Frage. Nach der gewöhnlichen Auslegung jener Bibelstelle heißt die Lampe nicht bereit haben ohne den heil. Geist (Oel) sein, welches dem Glauben (der brennenden Lampe) stets neue Kräfte zum Leuchten zuführen muß. Diese Kräfte finden sich im Worte Gottes und den Sakramenten (Oelgefäßen). Es erhellt unschwer, daß der Enkel nicht einmal mit den thörichten Jungfrauen parallelisiert werden kann, welche ja den Bräutigam (Christum) erwarten, also auch an ihn glauben und auf ihn hoffen.

**Str. 3.** Das Lied, „dem schleswig-holsteinischen Gesangbuche wohl angehörig“, hat vielleicht Sach. 2, 5 zum Grundgedanken gehabt.*)

---

*) So sagt mancher Ausleger. Zwar findet sich in dem seit 1780 eingeführten Gesangbuche für Schleswig-Holstein kein Lied, welches diesen Gedanken bestimmter ausspräche und namentlich das Wort und Bild: Mauer enthielte, an welches der Enkel seine Spottreden anknüpfen mußte. Wenigstens habe ich trotz eifrigen Suchens keine Stelle finden können, welche hier benutzt sein könnte. Aber möglich ist's auch, daß das Mütterlein nicht nur gesungen, sondern auch gebetet habe, und sie könnte immerhin das Paradiesgärtlein von Joh. Arnd vor sich gehabt haben, etwa das 121. Gebet: In Kriegsnot, in welchem sich folgender Passus findet: „Befiehl deinen Engeln, daß sie um unser liebes Vaterland, Leib, Ehre und Gut sich lagern und eine Wagenburg schlagen. Sei du eine feurige Mauer um uns her, und beschütze uns, daß wir nicht

**Str. 4.** „Trommeln rundidum rings prasseln". Diese Nachahmung des Schalles wird Onomatopoeie genannt. Sie gehört zu der sprachlichen Tonmalerei, von welcher anderwärts die Rede sein wird. Noch wirkungsvoller ist der folgende Vers:

**R**osse **w**iehern, **W**agen **r**asseln,

in welchem sich außer der onomatopoetischen Wörterwahl auch noch eine doppelte Allitteration findet.

**Str. 5.** Dies Haus gehn sie vorbei = dichterische Freiheit statt: an diesem Hause.

**Str. 6.** Kosakenpulke. Die Kosaken (d. h. Räuber*), ursprünglich den Polen unterworfen, organisierten sich u kraine (d. h. „an der Grenze") am untern Dnjepr zum Schutze gegen die räuberischen Tataren als kriegerisches Freikorps, und hießen anfangs Saparoger („sa parogi" = „an den Wasserfällen" des Dnjepr). Ein Hetman stand dieser militärischen Republik vor. Im Jare 1578 zog eine große Anzahl an den Don (Donische Kosaken). Von den Polen bedrückt schlossen sie sich um 1650 an Rußland an, welchem Reiche sie in den folgenden Kriegen bis zu den jüngsten Kämpfen im Kaukasus die wesentlichsten Dienste als leichte Reiterei geleistet haben. Sie sind im Kriege in größeren Heeresabteilungen vereint, welche 500—3000 Mann zählen und Pulke genannt werden. In Friedenszeiten sind sie Grenzwächter. In den Befreiungskriegen haben sie ihren Namen den Feinden furchtbar gemacht, waren freilich auch besonders oft der Schrecken der Wehrlosen, der Frauen und Kinder.

**Str. 7.** Daß er Gottes Allmacht spüre, d. h. handgreiflich, nicht nur augenscheinlich erkenne.

**Str. 8.** Es hat dem Feind davor gegraut. Anspielung an das Lied und an Psalmworte. Hier soll es heißen: Die Feinde schreckten

---

durch der Feinde Schwert fallen, beraubet, verheeret, vertrieben, an Leib, Gut und Ehre gehöhnet und geschändet werden. — Diese Vermutung sprach ich in der ersten Auflage aus. Jetzt ist mir's nicht mehr zweifelhaft, welches Lied das Mütterlein gesungen hat. In dem Liede Joh. Heermann's: „Treuer Wächter Israel" lautet der 7. Vers:

Jesu, der du Jesus heißt,
Als ein Jesus Hilfe leist':
Hilf mit deiner starken Hand,
Menschenhilf hat sich gewandt;
Eine Mauer um uns bau',
Daß dem Feinde davor grau',
Und mit Zittern sie anschau';

Nach „und" in der letzten Zeile ist er (der Feind) zu ergänzen. Steht gleich dies Lied nicht in dem neuen schleswig-holsteinschen Gesangbuche, so kann es die Großmutter doch in einem alten, ihr teuer gebliebenen Gesangbuche gefunden und vielleicht schon in der Jugendzeit auswendig gelernt haben. Das „neue Gesangbuch" hat ja auch die Spuren der „neuesten Zeit" an sich. So ist's nicht verwunderlich, daß in demselben dieses alte Lied fehlt. (Vgl. H. Kurtz, Komm. S. 371.)

*) Andere deuten dies Wort als „berittene Krieger", noch andere als „umherschweifende Leute". Die Tataren verstanden das Wort in obiger Bedeutung.

vor der Aufgabe zurück, sich durch eine Schneewand eine Bahn in eine arme, vielleicht leere Hütte zu machen.

4 **Grundgedanke:** Gott kann noch heute Mauern bauen um die, welche sich auf ihn verlassen. (Unser Unglaube ist Schuld, daß wir Gottes Finger so selten erkennen.)

5. **Varianten:**

In den neuesten Ausgaben der Brentanoschen Gedichte (1854 und von Diel 1873) findet sich eine ganz andere Recension des Gedichtes; ich teile dieselbe hierunter mit:

Die Gottesmauer.

(Von Clemens Brentano.)

[Neue Auswahl. 1854, Frankfurt a. M. S. 167. — Diel, Clemens Brentanos ausgew. Schriften I. S. 152.]

Draus bei Schleswig vor der Pforte
Wohnen armer Leute viel;
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen ab zur Nacht. [1])
Russen, Schweden sind verbündet
Brechen her mit wilder Macht.
Draus bei Schleswig, weit vor allen,
Steht ein Häuslein ausgesetzt.

Draus bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Angst und Pein.“
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Will nicht auf den Herren bauen,
Meint, der liebe Gott wohnt weit.
Draus bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue,“
Singt das fromme Mütterlein,
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Hüll' in deine Burg uns ein.“
„Mutter, spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer lieber Gott heraus.“
„Eine Mauer um uns baue,“
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen,
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen,
Was er will, ist wohl bestellt.“
Trommeln romdidom rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern,, Wagen rasseln,
Ach, nun bricht der Feind herein.
„Eine Mauer um uns baue,“
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, drängen, zechen,
Doch dies Haus ziehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verrät das Lied,“
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue“
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
An das Fenster stürmt der Nord,
„Schließt den Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Vier Kosackenpulke an,
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl[2]) achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue,“
Singt das fromme Mütterlein.

Bange Nacht voll Kriegsgetöse,
Wie es wiehert, brüllet, schwirrt,
Kantschuhhiebe, Kolbenstöße,
Weh! des Nachbarn Fenster klirrt.
Hurrah, Stupai, Boschka, Kurwa,
Schnaps und Branntwein, Rum und Rack,
Schreit und flucht und plackt die Turba,
Erst am Morgen zieht der Pack.
„Eine Mauer um uns baue,“
Singt das fromme Mütterlein.

---

[1]) Diel: „Zur Wacht.“ [2]) Diel: „wohl auch.“

„Eine Mauer um uns baue,“
Singt sie fort die ganze Nacht;
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht.“
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst hinaus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Lag der Schnee wohl mannshoch draus.
„Eine Mauer um uns baue,“
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen,
Liebe, fromme Mutter komm
Gottes Mauer anzuschauen!“
Rief der Enkel und ward fromm.
Achtzehn hundert vierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut,
In der fünften Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue,“
Sang das fromme Mütterlein.

Ohne Zweifel haben wir hier eine starke Ueberarbeitung und eine wesentliche Verbesserung des Gedichtes vor uns, wie wir annehmen müssen, von der Hand des Dichters. Ich bin nicht in der Lage, diese textkritische Frage zu entscheiden und etwa die Zeit der Ueberarbeitung anzugeben.*)

6. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Erzählung der wunderbaren Gebetserhörung. — 2. Charakteristik der beiden Personen.**) — 3. Vergleichung dieser poetischen Erzählung***) mit dem Gedichte von Rückert: die Gottesmauer.†) — 4. Der Refrain.††) — 5. Die Onomatopöie.†††)

7. **Zur Vergleichung:**

Die Gottesmauer.

(Von Friedrich Rückert.)

[Ges. Gedichte 2. Aufl. Erlangen 1839. 3. Bd. S. 438.]

1. „O Mutter, wie stürmen die Flocken vom Himmel,
Es wird uns in Schnee noch begraben.
Und mehr noch als Flocken im Dorf ein Gewimmel
Von Reutern, die reiten und traben.
Hätten wir nur Brot im Haus,
Macht' ich mir soviel nicht draus,
Im Quartier ein paar Reuter zu haben.“

*) Einzelnes scheint auch in das Kapitel der Abschreib- und Druckfehler verwiesen werden zu können, entstanden durch das stete Nachdrucken des Textes aus abgeleiteten und trüben Quellen.

**) Vgl. Erläuterungen Str. 2. Der Mutter Sanftmut und Nächstenliebe wolle man nicht übersehen.

***) Die neuesten Ausgaben haben sie den Legenden zugeteilt. Über diese vgl. das dritte Generalregister.

†) Rückerts Gedicht ist lebendiger, kunstvoller, aber durchaus nicht ergreifender; vielmehr wirkt das offenbare Haschen nach Effekt störend auf den unbefangenen Leser, und wir müssen das Gedicht Brentanos unbedingt vorziehen. — Wir müssen dies auch aus anderen Gründen. Brentano erzählt genauer, bestimmter. Ort und Zeit, ja alle Umstände, bis auf die Kosackenpulke und die nach innen gehende Thüre, deutlich angebend. Auch die Charakteristik der Personen, der Großmutter und des Enkels, ist psychologisch getreuer. Nicht ein Knabe, ein Kind zweifelt, spottet, wohl aber ein zwanzigjähriger, sich bereits weise dünkender „aufgeklärter“ Jüngling. Rückert läßt auch nicht „die Mutter“ um Schutz durch eine Mauer bitten, sondern nur sich am schönen Spruche laben und stärken ꝛc. Endlich stört der leichte, witzelnde Ton, mit welchem diese ernste, rührende Geschichte von Rückert beendet wird.

††) „Vom Kehrreim des Volksliedes“ und „der Kehrreim bei Göthe, Uhland und Rückert.“ Grube, aesth. Vortr. II., S. 153 ff. und 187 ff. (Zwei interessante Abhandlungen.)

†††) Siehe die Beilagen aus der Poetik. Bd. 4.

2. „„Es nachtet, o Kind, und die Winde, sie wüten,
Geh', schließe die Thür und die Laden,
Gott wird vor dem Sturme der Nacht uns behüten
Und auch vor den Feinden in Gnaden.
Kind, ich bete, bete mit:
Wenn uns Gott der Herr vertritt,
So vermag uns der Feind nicht zu schaden.““

3. „O Mutter, was soll nun das Beten und Bitten?
Es kann vor den Reutern nicht helfen.
Horcht, Mutter, die Reuter, sie kommen geritten,
O hört, wie die Hündelein belfen.
Geht zur Küch' und rüstet ihr,
Wenn sie kommen ins Quartier,
Euch, so gut es will gehn, zu behelfen.“

4. Die Mutter sitzet und geht nicht vom Orte,
Der Keller ist leer und die Kuche;
Sie hält sich am letzten, am einzigen Horte,
Sie betet beim Lämplein im Buche:
Eine Mauer um uns bau',
Daß davor den Feinden grau'.
Sie erlabt sich am tröstlichen Spruche.

5. „O Mutter, den Reutern zu Rosse zu wehren,
Wer wird da die Mauer uns bauen?
Sich lassen die Reuter, wohin sie begehren,
Vor Wällen und Mauern nicht grauen.“
„„Kind, bedenk' als guter Christ:
Gott kein Ding unmöglich ist,
Wenn der Mensch nicht verliert das Vertrauen.““

6. Es betet die Mutter, es lachet der Knabe,
Er horcht an verschlossener Pforte,
Er höret die Reuter, sie reiten im Trabe,
Es rennen die Bauern im Orte.
Thüren krachen dort und hie.
„Jetzt gewiß, jetzt kommen sie
Auch an uns're, der Mutter zum Torte.“

7. Nichts kommt an die Thür' als des Windes Gebrause,
Ein Wehen und Weben und Wogen,
Die Reuter, verteilet von Hause zu Hause,
Vor diesem vorübergezogen.
Stiller wird es dort und hier.
„Alle, scheints, sind im Quartier,
Und wir sind um die Gäste betrogen.“

8. „„Kind, möge dich Gott für den Frevel nicht strafen,
Daß Glaube dein Herz nicht bewohnet.
Mit Reue bitt' ab ihm, und lege dich schlafen;
Er hat mein Vertrauen belohnet.““
„Ei, der Vetter Schultheiß hat
Wohl, wie er schon manchmal that,
Aus besonderer Gunst uns verschonet.“

9. Einschlummert der Knabe mit weniger Ruhe,
Die Mutter mit vollem Vertrauen.
Drauf ist er schon wieder auf in der Fruhe,
Den Abzug der Reuter zu schauen.
Wie er auf das Thürlein zieht,
Sieht er, staunt, und staunt und sieht,
Daß der Himmel doch Mauern kann bauen.

10. Das hat nicht der Vetter, der Schultheiß gerichtet;
Die Diener des Himmels, die Winde,
Sie haben im Stillen die Mauern geschichtet,
Statt Steinen, aus Flocken gelinde.
Eine Mau'r ums Häuslein ganz
Steht gebaut aus schnee'gem Glanz
Zum Beweis dem ungläubigen Kinde.

11. Da muß es der Mutter nun sagen der Knabe,
Er weckt sie vom Schlaf mit der Kunde.
Da hört er die Reuter, sie ziehen im Trabe,
Und möchte sie sehen zur Stunde.
Doch zur Straf' es ihm geschieht,
Daß er nicht die Reuter sieht,
Denn die Mauer sie steht in die Runde.

12. Da macht es die Mutter zur Strafe dem Knaben,
Den Weg durch die Mauer zu brechen.
Da muß er nun schaufeln, da muß er nun graben;
Und als er mit Hauen und Stechen
Durch ist, sind die Reuter fort,
Und die Nachbarn stehn am Ort,
Die sich über das Wunder besprechen.

[Litterarisches: *Kellner, Vorbereitungen S. 107. — *Reuter, Litteraturstunden S. 345. — *H. Kurz, IV S. 371.]

## Biographie des Dichters.

Clemens Brentano wurde am 8. September 1778 zu Thal-

Ehrenbreitstein bei Coblenz im großelterlichen Hause geboren*). Sein Vater stammte aus Italien und war Kauf- und Handelsherr, auch später kurtrierischer Rat und Resident der freien Stadt Frankfurt. Clemens' Mutter war die älteste Tochter der Romanschriftstellerin Sophie La Roche. Göthe hat die schöne Maximiliane Euphrosyne, die Mutter Brentanos, in Werthers Leiden als Fräulein B. eingewoben, Brentanos Schwester Bettina dagegen, welche sich mit Clemens Freunde Achim von Arnim verheiratete, hat sich berühmt gemacht durch „Göthes Briefwechsel mit einem Kinde". Pate des Knaben war der Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier. Clemens wurde in Coblenz von einer Tante erzogen, besuchte das dortige Gymnasium und sollte dann Kaufmann werden. In Frankfurt a. M. und in Langensalza bestand er seine Lehrjahre, doch nur zu einem Teile. Die poetischen Frachtbriefe, die in Versen geschriebenen Geschäftsbriefe zeigten, daß Clemens zu allem andern taugen könne, daß er aber zum Geschäftsmanne untauglich sei. So studierte er denn unter Einwilligung seines Vaters, erst in Bonn, dann mit Savigny, seinem späteren Schwager, zu Marburg, in Halle, Leipzig, seit 1797 in Jena, wo er zu der Dichterin Sophie Schubert, der geschiedenen Gattin des Professors Mereau, in ein näheres Verhältnis trat (1803 ward sie seine Frau), auch mit den Brüdern Schlegel, mit Novalis befreundet und selbst ein Romantiker wurde. Fortan lebte er in Heidelberg bis zum Jahre 1806 (in dem Oktober dieses Jahres starb seine Gattin), ward mit Görries und seinem späteren Schwager Achim von Arnim befreundet und gab mit letzterem „des Knaben Wunderhorn" heraus, eine verdienstvolle, ja in jener Zeit gradezu höchst bedeutsame Sammlung älterer Volkslieder, welche auf unsere Litteratur und die jüngeren Dichter von noch wirksamerem Einflusse war, als die Herderschen Sammlungen ähnlicher Art. Fortan wechselte Brentano häufig den Aufenthaltsort. Noch eine „romantische" Ehe schloß er mit Auguste Busmann**), und nach und nach vollzog sich des bisher nicht blos unstäten, sondern auch frivolen Dichters Umkehr. Obwol von Hause aus „katholisch", so war doch sein offenes und wirklich ehrliches Eintreten für die katholische Religion im Jahre 1817 so überraschend, daß viele meinten, Brentano sei zur katholischen Kirche übergetreten, während sein jüngster Biograph, der Jesuit J. B. Diel, es sehr geschickt ausdrückt: „Er kehrte demütig zur Ausübung seines Glaubens zurück und bekannte sich freimütig und offen zum Katholicismus."

Sehr viel zu dieser inneren Umkehr bewog Brentano die tiefe, aber

*) Irrtümlich, wie der im allgemeinen sehr gut unterrichtete Kehrein I, p. 428 seines Lesebuchs ausdrücklich versichert, nennen manche, z. B. Minckwitz, Frankfurt a. M. als Geburtsort.

**) Schon auf dem Kirchgange zum Zwecke der Trauung wollte er ihr entlaufen, und später entlief er ihr um ihres ärgerlichen Lebens willen wirklich und ließ sich von ihr scheiden.

zugleich hoffnungslose Liebe zu der jungen, später zur römischen Kirche übergetretenen Luise Hensel. Im Spätherbst 1818 begab er sich zu der frommen Nonne Anna Katharina Emmerich zu Dülmen in Westfalen und schrieb (im Posthause zu Dülmen wohnend) deren wunderbare Visionen nieder. Bis zu ihrem, einer Stigmatisierten, Tode am 9. Febr. 1824 verblieb er dort. Seine Aufzeichnungen, 14 Bde. füllend, sind nur zum kleinsten Teile gedruckt; der ungedruckte größere Teil befindet sich im Benediktinerkloster zu München. Er weilte dann bald in Bonn, bald in Coblenz oder Regensburg, in Paris oder in der Schweiz, oder in Tyrol, oder in München. Endlich am 28. Juli 1842 endete der Tod sein irdisches Leben zu Aschaffenburg, wohin er sich im September 1841, schon an der Wassersucht leidend, zu seinem Bruder begeben hatte.

Wir dürfen die Anregung nicht unterschätzen, welche Clemens Brentano (und er ist der erste Urheber des Planes jener Sammlung von Volksliedern gewesen) im Verein mit Arnim durch Herausgabe von „des Knaben Wunderhorn" jüngeren Dichtern gegeben hat, und beginnen mit der lobenden Hervorhebung dieses Sammelwerkes um so lieber, da in dem Lobe desselben sich alle, auch die Aesthetiker von ganz entgegengesetztem Standpunkte, begegnen. Sonst freilich ist die Kritik über die Leistungen des Dichters nicht einig und wird es auch schwerlich werden. Brentano hat ein reichbegabtes Dichtergemüt; tiefes Gefühl und reiche Phantasie eignen ihm, sein Witz ist oft schlagend — aber wie sein ganzes Leben und Wesen, so sind auch seine Gedichte — schrankenlos. Man fühlt, daß ihm eine strenge Erziehung, eine gute Schule, daß ihm die Läuterung des Geschmackes fehlt; unruhig und phantastisch, ins Abenteuerliche sich verlierend, wie er ist, kann er es zu wahrhaft durchgebildeten und reifen Leistungen, namentlich größerer Art, nicht oder doch nur selten bringen. Seitens der katholischen Kirche wird freilich Brentano ganz anders beurteilt, man verdammt, mit seinem eignen, späteren Urteile übereinstimmend, die früheren Produktionen als unreife, als Zeichen eines verirrten Geschmackes, um sodann seine späteren Dichtungen um so schöner, wahrer, großartiger, mustergiltiger finden und ihn selbst als den katholischen Dichter feiern zu können. Das ist zu viel des Lobes; — die Gegner, namentlich Heine, bei vielfacher Anerkennung, verurteilen den Dichter besonders um seines späteren religiösen Standpunktes willen, der dem früheren gefolgt sei, wie die Bußübungen des Aschermittwochs auf die Tollheiten und Maskeraden der Karnevalszeit, und werden ihm dann auch nicht völlig gerecht. Heine tadelt*) an Brentano dessen „Zerrissenheit", nicht mit Unrecht. Nur gibt Heine selbst ihm in dieser Zerrissen-

*) Vgl. Heines Romantische Schule S. 207 ff. Heine erzählt von einer chinesischen Prinzessin, die die Passion gehabt habe, alles zu zerreißen, bis sie endlich Hab und Gut in kostbaren Seiden- und Goldstoffen zerrissen. Diese Prinzessin sei die Muse Clem. Brentanos, deren zerstreuungslustige Liebenswürdigkeit und jauchzend blühende Tollheit unsere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüsterner Angst erfülle.

heit nichts nach, und merkwürdig ist, daß Heine nichts lieber las, als Brentanos Dichtungen und geflissentlich dessen tollen Stil nachahmte, welcher auf die schönsten Schilderungen das ungereimteste und albernste Wirrnis folgen lassen konnte, ganz wie es — Heine auch machte. Am schönsten und von Ungeschmack reinsten sind Brentanos „Geschichte vom Kasperl und dem schönen Annerl", auch einige Märchen und einzelne kleinere, meist späterer Zeit zugehörige lyrische Dichtungen.

Schriften Clemens Brentanos.

Satyren und poetische Spiele I. Gustav Wasa. Von Maria**). Leipzig 1800.

Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman. 2 Bde. Frankf. 1801.

Die lustigen Musikanten. Singspiel 1803. Ebd.

Ponce de Leon. Ein Lustspiel. Göttingen 1804.

Bogs, des Uhrmachers wunderbare Geschichte 2c. Heidelberg 1807.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt (gemeinschaftlich mit Achim von Arnim). Heidelberg. 3 Teile. I und II: 1808; III: 1819. Neue Aufl. Berlin 1846. — 3. Aufl. Ebd. 1846.

Der Goldfaden, eine schöne alte Geschichte (von G. Wickram), wieder herausgegeben. Heidelberg 1809.

Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Berlin 1811.

Der Rheinübergang; ein Rundgesang für Deutsche. Wien 1814.

Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama. Pesth 1816.

Viktoria und ihre Geschwister, mit fliegenden Fahnen und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel. Berlin 1817.

Aus der Chronika eines fahrenden Schülers. 1818. (In Försters Sängerfahrt.)

Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl (in den „Gaben der Milde." Berlin 1817). Berlin 1838.

Schneeglöckchen, Hamburg 1819.

Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter. Novelle. Berlin, 1833. 2. Aufl. 1843.

Die drei Nüsse. Volkserzählung. Berlin 1834.

Gockel, Hinkel und Gackeleia. Märchen, wiedererzählt. Frankfurt 1838.

Rotkehlchen Liebseelchens Ermordung und Begräbnis. Zürich 1843.

Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Von Bettina von Arnim. Charlottenburg. 1844.

---

**) Dies war sein früheres Pseudonym.

Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Besten der Armen nach dem Willen des Verf. herausgeg. von Guido Görres. 2 Bde. Stuttg. u. Tübing., 1846.
Clemens Brentanos Gedichte. Frankf. 1854. (1861).
Clemens Brentanos ausgewählte Schriften. In 2 Bdn. Chronologisch geordnet und mit Anmerkungen versehen von J. B. Diel aus der Gesellschaft Jesu. Mit Illustrationen von Professor Eduard Steinle. I. Poesien. II. Prosa. Freiburg i. Br., 1873.
Ausgewählte Gedichte, hsg. und mit einer (vortrefflichen) Einleitung versehen von Jul. Eckard, nebst Holzschnitten nach Zeichnungen von W. Steinhausen. Berlin. 1873.

---

## Anton Graf von Auersperg

siehe:

Anastasius Grün.

---

## Gottfried August Bürger.

### 7. Das Lied vom braven Manne.

[Gedichte. Ausg. von Grisebach. Berlin, Grote. 1872. S. 29.]

1. [Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.]

2. Der Tauwind kam vom Mittags-Meer
Und schnob durch Welschland trüb' und feucht,
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst!
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.

Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!“

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus,
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?“

6. Die Schollen rollten Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöller mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

7. Die Schollen rollten Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!“

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und jeder schrie und rang die Hand,
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

9. [Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!]

10. Rasch galoppiert' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt.“

11. [Wer ist der Brave? Ists der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich,
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.]

12. Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Mut. —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach,
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

13. „Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!“
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt,
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

14. Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,

Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

15. Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an:
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

16. Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

[17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran:
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —]

18. „Hier", rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

19. „Mein Leben ist für Gold nicht feil,
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu teil,
Der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

[20. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang,
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.]

1. **Die Form des Gedichtes**: Es besteht diese poetische Erzählung aus ursprünglich 20 Strophen zu 6 Zeilen. Jede Strophe ist eine dreiteilige, altdeutsche mit vierzeiligem, aus 2 Stollen bestehenden Auf- und einem zweizeiligen Abgesang. Die Reime sind sämtlich stumpf (ababcc).

Die Komposition jeder einzelnen Strophe ist insofern eine eigentümliche, aber wohl gelungene, als der Dichter dem Aufgesang durch regelmäßigen Wechsel der Senkungen und Hebungen einen „jambischen" Rhythmus verliehen hat, während der Abgesang einen lebendigeren Charakter dadurch erhalten hat, daß hier in großer Regelmäßigkeit die Umarmung „zweier Anapäste von zwei Jamben" stattfindet. Der Abgesang hat auch einen anderen Charakter, wie der Aufgesang; dieser schildert z. B. die Naturereignisse in ihrer furchtbaren Großartigkeit, jener in ihrer zerstörenden Wirkung. Ja fast jede Strophe giebt in ihrem Abgesange gewissermaßen die Antwort auf die Frage: Was folgt daraus (d. h. aus dem in dem Aufgesange der Strophe Mitgeteilten)? —

## 2. Erläuterungen:

**Str. 1.** Sehr unangenehm ist in dieser Strophe, daß alle Reimwörter in der gereimten Silbe den Vokal **a**, ja den Silbenteil **an** haben. Dadurch klingt grade diese Eingangsstrophe recht eintönig.

Mut hat hier die (jetzt nur noch in dem abgeleiteten Gemüt gerettete) allgemeine Bedeutung von Gesinnung; hoher Mut ist nicht Hochmut, sondern hochherzige Gesinnung. Das ist aber unendlich mehr als unser „Mut," d. h. ein Seelenzustand, in welchem man erkannten Gefahren entgegengeht in der Zuversicht, sie überwinden zu können, oder in welchem man die Gefahren als überwindbar wenigstens behandeln will. (In letzterem Falle ist entweder der Mut der Verzweiflung oder die Tollkühnheit, der verwegene Mut, vorhanden*).

**Str. 2.** Schilderung des Tauwindes. Das Mittagsmeer = das mittelländische Meer. Der von Süden kommende Wind ist ein warmer, ein Tauwind. — Schnob = Imperf. von schnieben,**) bezeichnet zunächst das starke und geräuschvolle Einziehen und Ausstoßen des Atems durch die Nase, dann allgemein: kräftig blasen. Das Wort ist mit Schnauben und Schnaufen stammverwandt. Während dieses aber mehr eine Folge der Atemnot nach anstrengendem Laufe, Steigen, besonders bei Brustschwachen und asthmatischen Personen ist, ist Schnauben und Schnieben eine Aeußerung innerer Aufgeregtheit und geht oft einem Zornausbruche voran oder folgt demselben. Die Wut des aufgeregten Windes und seine Zerstörungssucht ist also durch das „schnob" bezeichnet; die Wirkung zeigt sich in Feld und Wald und See und Strom gar bald.

Welschland ist für den Deutschen ein jedes Land, wo eine ihm unverständliche Sprache geredet wird (Welschen, Kauderwelsch), und da der Deutsche durch die mannigfachen Kriegszüge mit Frankreich und Italien besonders in Berührung kam, so haben diese Länder vorzugsweise diesen Namen erhalten. Hier ist Italien gemeint. Frankreich dagegen meinte E. M. Arndt in dem „Kriegslied gegen die Welschen":

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welschen ihn haben, 2c.;***)

desgleichen M. Schneckenburger in der „Wacht am Rhein," Str. 4:

Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht;
Reich, wie an Wasser deine Flut,
Ist Deutschland ja an Heldenblut.

[Ahd. walahisc, walhisc; mhd. wälsch, welsch, welisch.]
Wolken und Wolf = Allitteration und Assonanz.

---

*) Dieser poetische Gebrauch des Wortes „Mut" ist übrigens nicht selten: Vgl. Schlegels Arion: „Nie labe Schönes euren Mut; Heine's Belsazar: Und blindlings reißt der Mut ihn fort; Schenkendorfs Lützner Schlacht: Drob zürnet ihm des Königs Mut.

**) Nicht von schnauben abzuleiten (Imperf. schnaubte,) wie v. Sallwürk irrtümlich in einer Rezension meines Buches sagt (Deutsche Blätter 1879. Nr. 19.)

***) Ebenso in den oben besprochenen Liedern Arndts: Was ist des Deutschen Vaterland 2c.

„Wie wenn der Wolf der Herde scheucht“ ist eine Verkürzung statt: Wie die Herde vor dem Wolf herflieht, wenn dieser sie scheucht. Eine solche Satzverkürzung nennt man Ellipse (Auslassung).

Fegte — Felder — Forst: Alliteration. [Föhre = Kiefer; Forst, Förster.]

**Str. 3.** Schilderung des Eisganges. Hochgebirge = Alpen. „Der Sturz von tausend Wasser scholl.“ (st. schallte). Im Frühjahre giebts in den Alpen Hunderte und Tausende von Sturzbächen, die im Sommer zu fließen aufhören. Wiesenthal: ein schon breiteres, vom Flusse durchschnittenes, bewässertes und darum wiesenreiches Thal. Heerstrom (vgl. Heerstraße) = die Etsch, der Hauptstrom des Landes.

Rollen wird hier zuerst intransitiv, dann aber in der folgenden Zeile transitiv gebraucht. Die Klangmalerei (h**o**ch r**o**llten die W**o**gen 2c.) ist beachtenswert. — Gleis = eig. Wagenspur; hier Flußbett. Eisfelsen = scharfkantige Eisblöcke.

Die ganze Strophe ist ohne Bindewörter; das Asyndeton ist ohne allen Zweifel absichtlich gewählt, um das rasche Aufeinanderfolgen der verschiedenen verderblichen Wirkungen jenes Tauwindes zu malen.

**Str. 4.** V. 1. Das Wort schwer, dem zugehörigen Substantiv Bogen nachgesetzt, hat die Bedeutung fest und scheint nur um des Reimes willen gewählt zu sein.

Quaderstein ist ein Stein in Würfelform oder wenigstens ein Stein mit viereckigen Flächen. Die Brücke war also solid und fest gebaut. — Der Zöllner war ein Beamter, welcher das Brückengeld zu erheben hatte. Entfleuch = alte Imperativform (entfliehe).

**Str. 5.** Es dröhnt' und dröhnte 2c. Unter dem Dröhnen ist ein erschütternder Ton zu verstehen. — Tumult = der Lärm, welchen die wilden Wogen und die furchtbaren Eisblöcke an der Brücke verursachen.

Verloren! Ellipse = Ich bin verloren!

**Str. 6. 7.** Schuß auf Schuß, Stoß auf Stoß = ohne Aufhören und ohne Zeitpausen folgte eine Eisscholle der anderen. Das Schießen ist die schnellste Bewegung, welche nur möglich war: Ein Pfeiler schoß nach dem andern fort.

**Str. 8.** Gaffer eig. = den Mund voll Verwunderung aufsperrend und mit großen Augen etwas anstarrend. Demnach wären solche Zuschauer gemeint, welche ohne edlere Beweggründe sich einfinden, vielmehr immer da sind, wo es etwas Besonderes zu schauen giebt. — Hier ist der Ausdruck insofern nicht ganz glücklich, weil wir diese Personen voll Mitgefühl sehen. Jeder schrie und rang die Hand. Allerdings war dieser Anblick grausenhaft genug, um alle, auch die abgehärtetsten und innerlich gleichgiltigsten, zu ergreifen. „Rang die Hand“ = kühner Gebrauch der Einzahl statt der Mehrzahl (Synekdoche). Das Ringen der Hände geschieht entweder bei heißem, inbrünstigem Gebet (vgl. das Ringen Jakobs am Jabok) oder in großer Not und Herzeleid, wo der Trost fehlt und die Seele schier verzweifeln möchte.

**Str. 10.** Des Grafen Namen kennen wir; er hieß Spolverini. Pistole ist eine in Frankreich und Spanien vorkommende, unserem Friedrichsd'or an Wert entsprechende Goldmünze (also etwa 20 ℳ).

Die Schlußverse in Str. 6. 8. 13. zeigen zwar nur geringe Veränderungen, aber doch eine sehr schöne Steigerung (Klimax). Ebenso ist in Strophe 12 die dreimalige Wiederholung (Anaphora) sehr schön; gewählt ist diese Figur, um das Wachsen der Not und der Verzweiflung zu malen.

**Str. 14.** Schlecht und recht ist eine Verbindung, welche schon zu Luthers Zeit sprichwörtlich war und darum in Luthers Bibelübersetzung mehrfach vorkommt, z. B. Hiob 1, 1. — Ps. 25, 21: Schlecht und recht, das behüte mich, denn ich harre Dein. — Schlecht hatte ehedem dieselbe Bedeutung, welche sich schlicht noch erhalten hat. Es hieß grade, einfach, gut. — Vgl. Jes. 40, 4: Was hökricht ist, soll schlecht werden. — Schlecht und schlicht standen ursprünglich nur im Gegensatz zu uneben. Später nannte man schlecht, was über das Niveau der Mittelmäßigkeit nicht hinausragte, daher unbedeutend, zu nichts besonderem brauchbar. (Ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant; ein schlechter Arbeiter.) Dann sank das Wort immer tiefer: Schlecht wird von körperlichem Uebelbefinden (es ist mir schlecht geworden), provinziell auch von geistiger Schwäche (= schwachsinnig), endlich in der Verbindung mit Mensch, Charakter von moralischer Versunkenheit gebraucht.

hoch und hehr = Allitteration. (Den Seelenadel verraten Wuchs und Antlitz.)

Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort = Er hörte, daß der Graf (zu der Menge) redete, und vernahm dann (näher gekommen), was er redete.

**Str. 15.** Kühn in Gottes Namen: Die Kühnheit ist hier der Mut, welchen das Vertrauen auf Gott darleiht.

**Str. 16.** Port heißt eigentlich Hafen (portus). Für jedes größere Schiff ist aber der Hafen das Ziel der Fahrt und zugleich der Ort, wo die Schiffe vor Sturm hinreichend gesichert sind. Daher ist unter Port hier das feste Land gemeint, wo man der Gefahr des Todes entronnen und in Sicherheit war.

**Str. 17** ist eine sehr unglückliche, ebenso überflüssige als unnatürliche Strophe.

**Str. 18.** höher — himmlischer — Herz = Allitteration.

**Str. 20.** ich esse satt = genug (satis). Satt = hier Adverbium; bei unserm gewöhnlichen: „Ich esse mich satt" ist satt Acc. des Adject. als zweiten Objektes.

Biederton: Ein Wort, welches Bürger erst neu gebildet hat und welches sonst in der klass. Litteratur nicht vorkommt (Vgl. Grimms Wörterbuch). Bieder (ahd. pidarpi — biderbi), mhd. biderbe, mit bedarf und bedürfen verwandt, mit derb ursprünglich identisch. Es bedeutete zuerst: „Was um den Bedarf ist, wessen man sich zu Nutzen bedient." Das Wort hatte ursprünglich den Ton: bíderbe; aber durch die privative Vorsilbe un

in unbedérbe sich verwandeln müssen. Das unbetont gewordene be ging in beiden Fällen, dort hinten, hier vorn verloren, — und es blieben zwei Wortformen bieder und derb. Im Neuhochdeutschen gebraucht man bieder nur mit Bezug auf Personen und deren Thätigkeit und im Sinne von Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, jedoch mit dem Nebensinn der Gradheit untermischt, welcher letztere Begriff bei dem Worte derb vorwiegt. Neuerdings schreiben einige wieder, etwas altertümelnd, biderb (z. B. Tieck).

**3. Grundlage des Gedichtes:**

Dem Gedichte, welches im Juni 1776 entstand, liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde; dieselbe ist in Zöllners Lesebuch für alle Stände, Tl. 5 also erzählt:

„Durch eine heftige Ergießung der Etsch wurde zu Verona eine von den prächtigen Brücken, die dort über den Fluß gehen, hinweggerissen. Nur der mittelste Bogen stand noch und auf demselben ein Haus mit einer zahlreichen Familie. Diese Unglücklichen, die ihren jammervollen Untergang vor Augen sahen, streckten die Hände gen Himmel und flehten die Zuschauer am Ufer um Rettung an. Die Wellen tobten mit schrecklicher Gewalt, und der Bogen, auf dem das Haus stand, fing bereits an zu wanken. Unter den Zuschauern war keiner, der nicht für die Unglücklichen gezittert hätte, aber auch keiner, der sein Leben für sie wagen wollte. Als mit jedem Augenblicke ihr Untergang unvermeidlicher ward, hielt der Graf Spolverini einen Beutel empor und rief: „Hier hundert Pistolen für den, der die Unglücklichen rettet!" Unterdeß er dieses Versprechen immer lauter wiederholte, strömten neue Zuschauer herbei, und unter ihnen auch ein geringer Arbeitsmann. Kaum sah dieser die Gefahr, als er sich in ein Fahrzeug warf, mit dem Strom und den Wellen aus allen Kräften kämpfte, und, durch das Gefühl der Würde seiner That gestärkt, den Bogen erreichte. Die unglückliche Familie ließ sich in Stricken zu ihm hinab, und kaum hatte sie ihre Wohnung verlassen, als diese samt dem Bogen, worauf sie stand, in den Abgrund stürzte. Das dadurch verursachte neue Toben und Schäumen der Wellen war ein neuer Schrecken für die Geretteten, aber ihr Erretter sprach ihnen Mut ein und arbeitete mit verdoppelten Kräften, bis er sie alle glücklich ans Ufer brachte. Freudenvoll lief ihm der Graf entgegen und reichte ihm die verheißene Belohnung. „Nein," sprach der Edle, „für Gold werde ich mein Leben nie verkaufen; Gott hat mir gesunde Hände gegeben; ich verdiene mit meiner Arbeit so viel, als ich zu meinem und der Meinigen Unterhalt brauche. Geben Sie das Geld an die Armen hier, die es jetzt nötiger haben, als ich."

**4. Inhaltsangabe des Gedichtes:**

Der Dichter beginnt damit, die Schilderung der hochherzigen That eines Mannes anzukündigen, welchem als würdiger Lohn nicht Gold, sondern nur der Gesang gereicht werden dürfe, und welchem er, der Dichter, diesen höchsten Lohn auf Erden, die Verherrlichung durch des Dichters Mund, spenden wolle. (Str. 1.)

Der Tauwind, welcher ungemein warm und stark das Hochgebirge erreichte, nachdem er Spuren seiner Gewalt überall zurückgelassen hatte (Str. 2), bewirkte ein rasches Schmelzen des Schnees auf den Alpen. Tausende von Sturzbächen brachten die geschmolzene Wassermasse in die engen Thäler, und in kurzer Frist war das breitere Etschthal ganz und gar in einen See verwandelt. Überall barst das Eis und die Wasserwogen führten große, losgerissene Eisblöcke mit sich (Str. 3.) Wogen und Eisschollen stürzten mit furchtbarer Gewalt auf eine starke und große Etschbrücke, auf derem mittelstem Bogen das Haus eines Zolleinnehmers

stand. Derselbe ahnt nicht, in welcher großen Gefahr er mit seiner zahlreichen Familie schwebt. Des Dichters warnender Ruf, der natürlich nicht zu den Ohren des Zöllners dringen konnte, soll uns wenigstens auf diese Gefahr, in welcher der Zöllner bereits schwebte, aufmerksam machen. (Str. 4.) Bis jetzt hat der Zöllner zwar das Unwetter gemerkt, aber noch nicht die Größe der Gefahr, welche ihn bereits umringt. Er hat schon manchen Sturm um sein Haus toben hören, auch manchen Eisgang gesehen, ohne sich auf seiner großen, festen, neuen Brücke besonders gefährdet zu fühlen. Jetzt aber fühlt er, daß sein Haus in seinem Fundament erbebt und daß das Dröhnen der Wogen ein viel furchtbareres und eigenartigeres ist, als er es je früher erlebt hatte. So springt er denn eilend auf das Dach, um bessere Umschau halten zu können. Ein Augenblick genügt, um ihm das Furchtbare seiner Lage klar zu machen. Der Schrei der höchsten Angst erschallt:

Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! wer rettet mich?

Wir sehen die Gefahr noch nicht in dem Grade, wie sie bereits dem Zöllner klar geworden ist (Str. 5); doch haben wir die feste Überzeugung, daß der arme, händeringende Mann auf dem Dache seine Lage nicht zu schwarz beurteilte. Was er gesehen hatte, schildert der Dichter erst jetzt. Durch die unaufhörlich andringenden Wogen und Eisfelsen sind zunächst die beiden Endpfeiler der Brücke abgerissen; wohin der Zöllner blickt, ob rechts, ob links, er sieht sich bereits vom festen Lande getrennt, er sitzt mitten auf einer Insel, die unablässig auf beiden Seiten zerbröckelt und kleiner wird. Nachdem die Wogen einmal Bresche in die Brücke gelegt, geht das Zusammenstürzen der einzelnen Brückenpfeiler und Bogen unaufhaltsam und in steigender Geschwindigkeit weiter. Es kann nicht mehr lange währen, dann sind die Fluten mit dem Zerstörungswerke bis zu dem Zöllner herangedrungen. O das arme Weib, die armen Kinder! Und aus der von Angst zerrissenen Seele kommt der neue Schrei:

Barmherziger Himmel! Erbarme dich! (Str. 6. 7.)

Menschen sind zwar genug in der Nähe, an beiden Ufern steht eine große Menge Neugieriger, ja mehr als das, Teilnehmender; der Zöllner sieht, wie sie von seinem Unglück aufs tiefste erschüttert sind. Aber um so trostloser ist die Wahrnehmung, daß weder auf dieser, noch auf jener Seite Anstalten zur Rettung gemacht werden. Es muß den Zuschauern wohl unmöglich erscheinen. Bereits sind die Kinder mit der Mutter auch auf das Dach gekommen. Die Angstrufe des Vaters haben sie hinaufgetrieben. Jetzt vereinen sie sich mit dem Vater in Hülferufen, welche so laut sind, daß sie selbst die lautschallenden Wogen und den tosenden Wind übertönen. (Str. 8.)

Der Dichter unterbricht seine eigne Schilderung, nachdem er unsere Teilnahme geweckt und zu einer Art von Mitangst gesteigert hat, und — um den Leser gewissermaßen auch zu quälen, von der Angst der Zöllners-

familie, welcher die Sekunden ewig lang währen, etwas nachfühlen zu lassen, hält er die weitere Entwicklung der Handlung durch Fragen und Klagen auf. (Str. 9.) Zugleich bereitet das letzte Wort:

O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

auf die Ankunft des Grafen vor, der ein Retter der Unglücklichen scheint werden zu wollen. Er sprengt heran. Will er die Rettung unternehmen, versuchen, wie einst der edle Herzog Leopold von Braunschweig? Es scheint so, aber es scheint nur so! Die Rettung selbst versuchen will er nicht, aber zur Rettung anfeuern durch das Versprechen einer bedeutenden Geldsumme (200 Pistolen). (Str. 10.)

Die Worte verhallen wirkungslos. Das Gold zieht niemanden an zum Wagstück. Es scheint, als sei der Graf umsonst auf dem Schauplatz des Unglücks erschienen. Mit Worten und mit Gold werden diese Leute nicht gerettet, und mehr in die Wagschale zu legen hat der Graf nicht den Mut. (Str. 11.) So anerkennenswert jenes Anerbieten ist, damit wird dem Verderben niemand entrissen. Die Hoffnungsfackel erlischt wieder — das Verderben aber wächst, mit furchtbarer, unwiderstehlicher Gewalt. Wenn nicht bald Hilfe kommt, kommt sie zu spät.

O Retter, Retter, komm geschwind! (Str. 12.)

Noch einmal fordert der Graf, den Beutel hoch haltend, zur Rettung auf, aber vergebens. — Noch heulen Zöllner und Weib und Kind, — aber vergebens. (Str. 13.)

Da kommt ein ganz gewöhnlich gekleideter Bauersmann daher, dessen Gesichtsausdruck aber und Haltung von hohem Adel der Seele zeugen. Er erfährt, um was es sich handelt, sieht hin nach dem Ort des Jammers (Str. 14) und ist rasch zu der That entschlossen, springt in den nächsten Fischerkahn mit einem Seufzer zu Gott, zwängt seinen Kahn durch Wogen und Eis hindurch und erreicht sein Ziel, kann jedoch nur einen Teil der Familie aufnehmen*) (Str. 15). Aber er will sein Rettungswerk nicht teilweise, er will es ganz vollbringen; und so groß die Kraftanstrengung auch war, die er aufwenden mußte, und so groß die augenscheinliche eigene Gefahr, der er sich aussetzte, Gott steht ihm sichtbar bei und läßt ihn alle retten — bis zum letzten Armen. Erst als die Unglücklichen alle gerettet sind, da stürzen der letzte Bogen und das darauf stehende Haus zusammen. (Str. 16.)

Noch scheint es zweifelhaft, ob der Retter über eigennützige Motive erhaben sein Leben gewagt habe. That er es um des Preises willen? Der Erfolg wird es lehren. (Str. 17.)

Der Graf bietet dem Retter den versprochenen Lohn an. Er hält Wort. Aber der Bauer steht noch höher, als der edle Graf. (Str. 18.)

Um des Goldes willen hat er sein Leben nicht gewagt, es ist ihm teurer, als der Beutel voll Pistolen. Zwar ist er arm, doch hat er

---

*) Die historische Überlieferung weicht hier von Bürgers Darstellung ab.

gesunde Arme und verzichtet gern zu gunsten des verarmten Zöllners auf die ihm rechtlich zustehende Belohnung. Ohne den Dank der Menschen abzuwarten, geht er davon. (Str. 19.)

Nochmals führt Bürger den bereits in Str. 1 ausgesprochenen Gedanken aus, daß einer solchen durchaus edlen That nicht mit Gold, sondern nur mit Gesang gelohnt werden dürfe; Bürger freut sich, seinen Zweck erreicht zu haben; er darf von seinem Liede hoffen, daß es dauernden Wert haben und daß er damit des Bauern That verewigt haben werde. (Str. 20.)

**5. Charakteristik der Personen:**

Von dem Zöllner dürfen wir absehen. Seine Charakteristik lag nicht im Plane des Dichters. Er ist ganz Unglücklicher. Das ist genug. Da können die einzelnen Eigenschaften nicht klar hervortreten.

Der Graf ist ein reicher Mann; er hat für die Unglücklichen ein Herz und wendet eine hohe Summe auf, um jene, die er vielleicht kaum oder gar nicht kennt, zu retten. Es ist nicht klar ersichtlich, aus welchem Grunde er nicht mehr wagt. Möglich bleibts immerhin, daß es ihm an körperlichen Kräften oder an Geschicklichkeit im Rudern wenigstens gefehlt hat, so daß er sein Leben nutzlos geopfert hätte. Möglich auch, daß seine Liebe eben nicht größer war, als die der vielen Zuschauer, deren Teilnahme, Mitleid unzweifelhaft feststeht, deren Liebe zum Nächsten aber nicht der Selbstliebe gleichkam oder gar stärker als der Tod war. Bloße Gaffer waren jene Zuschauer doch nicht. (Vgl. Erläut. zu Str. 8.)

Der Retter: Sein Aeußeres ist recht einfach. In grobem Kittel schreitet er am Wanderstabe daher. Er ist, wie er selbst sagt, arm und verdankt angestrengter Arbeit eben nur den Lebensunterhalt für sich und die Seinen; übrig hat er nichts, aber auch keinen Mangel. Und er ist zufrieden. Seine Erscheinung ist die eines aufrichtigen, rechtschaffenen Mannes, seine Worte bezeugen es ebenfalls, daß er ein Biedermann im vollen Sinne des Wortes sei, seine That ist über alles Lob erhaben. Er wagt, was vor ihm keiner gewagt hatte unter den zahlreichen Zuschauern, unter denen gewiß auch manche im Rudern geübte Schiffer waren. Er wagt es, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen und „mit Fleisch und Blut zu besprechen," aber er wagt es nicht, von dem Gold geblendet, sondern von dem Unglück und Verderben gerührt und ergriffen, und er wagts in Gottes Namen. Das Gottesvertrauen giebt ihm Mut und Kühnheit. Er vollbringt das Werk, das dreifache, gefahrvollste Werk, wo ihn die Todesengel in jedem Augenblicke zu umringen, niederzureißen schienen, offenbar unter Gottes Gnadenbeistand, welcher dem Verderber, dem reißenden Strome, nicht eher erlaubte, „das letzte Getrümmer" fortzureißen, bis alle Glieder der Zöllnerfamilie gerettet waren.

Der Graf muß zu dem Braven herankommen, muß ihn aufsuchen,

muß ihm den Lohn bringen, — der Bauer verschmäht denselben, obgleich er arm ist und die Belohnung schon verdient hätte. Er will sich nicht für das Werk der Liebe von Menschen bezahlen lassen, wie er auch nicht um des Goldes willen die That gewagt hat, er will nicht etwa nur den Schein vermeiden, als ob ihn der Lohn zu dem Wagnis getrieben habe, er will nicht etwa uneigennützig nachgerade scheinen, sondern er ist es; es ist so gar keine Berechnung, gar keine Absichtlichkeit in seinen Worten und Handlungen. Das Bewußtsein der That hat Lohn genug für ihn. Er begehrt nicht das Gold, aber er hat gleichwohl auch den Kopf, wie vorhin das Herz, auf dem rechten Flecke. Das Gold schenkt er dem Verarmten, dem Zöllner. Und dann geht dieser brave Mann, ohne seinen Namen zu nennen, ohne den Dank der Zöllnerfamilie abzuwarten, ohne das Lob der versammelten Menge anzuhören und einzuernten, — er verschwindet, und niemand weiß, wohin. Solche That ist die eines ganzen Mannes, eines wahren Biedermannes. Solche That verdient, der Nachwelt bekannt zu werden. Kennen wir auch den braven Mann nicht nach seinem Namen, Einer kennt ihn, der ins Verborgne sieht, und dieser hat die That bereits öffentlich vergolten.

**6. Grundgedanke:**

Nach des Dichters Darstellung ist der Grundgedanke in der ersten und letzten Strophe ausgesprochen:

Wer hohen Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.

**7. Gliederung des Gedichtes:**

1. Str. 1: Einleitung.
2. Str. 2—7: Der Eisgang und der Einsturz der Brücke.
   a. Str. 2: Der Tauwind.
   b. Str. 3: Das Schmelzen des Schneees und Schwellen der Flüsse; der Eisgang.
   c. Str. 4: Die steinerne Brücke mit dem Zöllnershause.
   d. Str. 5: Der Zöllner merkt die Gefahr.
   e. Str. 6: Der Einsturz der Brücke beginnt.
   f. Str. 7: Die Brücke wird nach und nach zerstört.
3. Str. 8—13: Die Augenzeugen der wachsenden Not.
   a. Str. 8: Die zuschauende Menge.
   b. Str. 9: Ausblick des Dichters nach einem Retter.
   c. Str. 10: Der Graf scheint die Rettung veranlassen zu können.
   d. Str. 11: Der Graf ist selbst kein Retter.
   e. Str. 12: Die Not steigt auf's Höchste.
   f. Str. 13: Die letzte Hoffnung schwindet.
4. Str. 14—19: Der Retter.
   a. Str. 14: Seine Erscheinung und sein Einblick in die Lage.
   b. Str. 15: Der erste Teil des Rettungswerkes.

c. Str. 16: Die Rettung der ganzen Familie gelingt.
d. Str. 17: Des Dichters Frage nach den Beweggründen des Retters.
e. Str. 18: Der Graf bietet dem Bauer den versprochenen Lohn an.
f. Str. 19: Der Retter verzichtet auf den Dank und Lohn, auf letzteren zu gunsten der Zöllnersfamilie.

5. Str. 20: Abschluß.

8. **Zur Würdigung des Gedichtes**:

Schon A. W. v. Schlegel machte darauf mit Recht aufmerksam (Kritische Schriften. Bürger 1800. Werke. Bde. 8, S. 109–113), daß die zwar an sich edle That von Bürger in einer pomphaften Anpreisung angekündigt worden sei, welche zu der Anspruchslosigkeit schlecht passe, welche die That selbst auszeichne und ihr den wahren Wert erst verleihe. Zudem kündige der Dichter nicht nur den Lobpreis des zu Feiernden, sondern auch sein eignes Werk, die Ballade selbst, in überschwenglicher Weise an. — Das Gedicht selbst hat überdies von seiner Schönheit dadurch viel eingebüßt, daß der Dichter sich nicht enthalten konnte, lyrische Strophen in diese epische Dichtung einzustreuen, wodurch der Wirkung des ganzen Gedichtes viel geschadet ist, da diese Strophen (es sind 1, 9, 11, 17, 20 der ursprünglichen Ausgabe) nicht nur reine Deklamation enthalten, also durchaus entbehrlich sind, sondern auch die eigentliche Schilderung nur unterbrechen, somit den Gesamteindruck zerstören. In neueren Sammlungen hat man wenigstens vier Strophen gestrichen, freilich dadurch nicht alle lyrischen, störenden Verse beseitigt, da auch in Str. 17 solche noch sich finden.

Es ist eine richtige Bemerkung von H. Kurz: „Der Dichter ist von der Begebenheit, die er darstellen will, so stark ergriffen, daß er die eigne Schöpfungskraft darüber verliert, und die Thatsache weniger aus sich heraus poetisch gestaltet, als wie in einem Guckkasten vor unsern Augen vorüberführt, wie er dann als Erklärer hinter dem gezeigten Bilde steht und selbst in Verwunderung ausbricht."

Von diesen, immerhin erheblichen Mängeln abgesehen ist die Erzählung reich an mannigfaltigen Schönheiten. Unstreitig ist die Schilderung der Wasserflut (Asyndeton), des Eisgangs, der Wassersnot vorzüglich; was an Klangmalerei, Assonanz, Alliteration, Polysyndese aufgewendet worden ist, um eine Harmonie und Kongruenz zwischen dem beschriebenen Ereignis und der sprachlichen Form herzustellen, ist wahrhaft überraschend. Der Charakter des Bauern kontrastiert so erfreulich mit dem furchtbarwilden Element, die Ruhe und Einfachheit so wohlthuend sogar mit dem lauten, fast marktschreierischen Treiben des Grafen, daß dieser Gegensatz nicht genug von uns bewundert werden kann. Auch ist die eigentümliche (oben unter 1 berührte) Konstruktion jeder einzelnen Strophe sehr

schön und wirkungsreich. So überwiegen denn doch die Vorzüge bei weitem jene vorhin angedeuteten Mängel.

**9. Zur Geschichte dieser Ballade.*)**

Adam Oehlenschläger erzählt: „Ich hatte Bürgers Lied vom braven Manne gelesen; es sprach mich an, und ich setzte mich gleich hin, es in dänische Verse frei zu übertragen. Als ich eben mit der Arbeit fertig bin, tritt ein Freund zu mir ins Zimmer herein. Ich frage: „Was giebts Neues?" — „Hast du nicht den gräßlichen Sturm gehört", sagte er, „der heute Nacht gewütet hat? — „Nein, ich habe die ganze Nacht ruhig geschlafen". — Da ist gewiß Unglück geschehen", versetzte der Freund; aber, Gottlob, auch ein Unglück durch den Heldenmut eines wackern Seemanns verhütet worden. Die Leute draußen auf der Rhede, auf einem gestrandeten Schiffe, konnten sich nicht retten. Tausend Menschen standen an der Zollbude, keiner wagte sich aber hinaus. Nun kommt ein Kaufmann und verspricht demjenigen 50 Dukaten, der die Schiffbrüchigen retten würde. Ein schlichter Fischer, Lars Bagge, springt ins Boot, rettet sie mit eigner Lebensgefahr und bittet den Kaufmann, die 50 Dukaten dem Schiffer zu geben, der sein Schiff verloren; selbst will er nichts haben." — „Nein," rief ich, das ist gar zu wundersam!" — „Wie meinst du?" — „Da liegt die ganze Geschichte schon poetisch beschrieben auf dem Tische! Ich brauche nur die Namen, einige Nebenumstände und Ortsbeschreibungen zu verändern." — Ich erzählte nun dem Freunde den Vorfall, und er wunderte sich mit mir. Das Gedicht ward gedruckt und machte Glück; den sonderbaren Zufall verschwieg ich aber, aus Furcht, man möchte es etwa nicht glauben."

**10. Schriftliche Aufgaben:**

1. Ein Beispiel edler Menschenliebe. (Erzählung auf Grundlage der Ballade.) 2. Bericht des Zöllners über seine Not und Rettung. (Ein Brief an seinen Bruder oder an seine Behörde.) — 3. Schilderung der Not und Rettung von einem Augenzeugen. — 4. Vergleichende Charakteristik des Grafen und Bauern. — 5. Würdigung des Gedichtes: der brave Mann. — 6. Vergleichung dieses Gedichtes mit a. Johanna Sebus von Göthe; mit b. der Lotse von Giesebrecht; mit c. der Schiffbruch von J. G. von Herder. — 7. Die Rettung aus Feuersgefahr. — 8. Der brave Lotse.

**11. Zur Vergleichung:**

## Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten, aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1808 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham, Hülfe reichend, unterging.

(Von **Johann Wolfgang von Göthe**.)

[Sämtliche Werke in 3 Bdn. I. S. 25. Stuttgart 1869.]

1. Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich Mutter, durch die Flut,
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut."
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! Harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.

*) Oehlenschlägers Schriften. Bd. I. S. 103.

Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit."

2. Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluten wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land;
Schön Suschen gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? Wohin? die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!"
„Sie sollen und müssen gerettet sein."

3. Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch, gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin,
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

4. Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut!
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

5. Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Turm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

## Der Lotse.

[Von **Ludwig Giesebrecht.**]

[Geb. 5. Juli 1792 zu Mirow, † als emer. Gymnasialprofessor zu Jasenitz bei Stettin 18. März 1872.]

1. „Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
Und muß am Vorgebirg zerschellen,
Lenkt sie nicht augenblicklich ein.

2. Ich muß hinaus, daß ich sie leite!" —
„Gehst du ins offne Wasser vor,
So legt dein Boot sich auf die Seite
Und richtet nimmer sich empor." —

3. „Allein ich sinke nicht vergebens,
Wenn sie mein letzter Ruf belehrt;
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
Ist wohl ein altes Leben wert.

4. Gieb mir das Sprachrohr! Schifflein, eile!
Es ist die letzte, höchste Not."
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
Hin durch die Scheren eilt das Boot.

5. Jetzt schießt es aus dem Klippenrande.
„Links müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei.
Kiel oben treibt das Boot zu Lande,
Und sicher fährt die Brigg vorbei.

## Der Schiffbruch.

(Von **Johann Gottfried v. Herder**.)

[Geb. 25. Aug. 1744 zu Morungen, † 18. Dez. 1803 zu Weimar.]

[Sämtliche Werke. Bd. 6. S. 86. Stuttgart 1827.]

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edeln retten
Sich im Fahrzeug. „Wo ist Don Alonso?"
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)
„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim!" sprach er von dem Borde,
„Meine Pflicht beginnt; die eure endet."
Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet und wehret der Verzweiflung,
Labet sie und geht mit ihnen unter.
Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß,
Oder dieses Priesters, der den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer versinket?

[Litterarisches: F. M. V. Schmidt, Andeutungen über die Quellen der Balladen und Romanzen von Bürger, in den Wiener Jahresberichten der Lit. Anzeigen zum 22. Bde. S. 52—62. — *Pröhle, S. 123. — *Götzinger, I. S. 296 ff. — *Kriebitzsch, Vorbereitungen S. 101. — *Reuter, S. 126. — *Heinze, S. 73.]

---

## 8. Der Kaiser und der Abt. (Vermutlich 1784.)

[Bürgers Gedichte, Berlin 1872. Grote II. S. 67.]

1. Ich will euch erzählen ein Märchen, gar schnurrig:
Es war mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur schade! sein Schäfer war klüger als er.

2. Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hat er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst;
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

3. Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht.
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

4. Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

5. „Ha," dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

6. „Doch däucht mir daneben, Euch plage viel Weile;
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit erteile,
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann;
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

7. „So geb' ich denn Euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

8. „Zum Ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rate
Zu Throne mich zeige im Kaiserornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl wert bis zum Heller mag sein?

9. „Zum Zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

10. „Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken erraten.
Die will ich dann treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

11. „Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So lass' ich Euch führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

12. Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen,
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnotpeinlichem Halsgericht steht.

13. Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'vers'täten;
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sportuln vollauf;
Doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

14. Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

15. Nun sucht er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

16. „Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß Euch was angethan sein." —

17. „Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

18. Zum Ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rate
Zu Throne sich zeiget im Kaiserornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl wert bis zum Heller mag sein.

19. Zum Zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

20. Zum Dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken erraten;
Die will er mir treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

21. Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

22. „Nichts weiter?" erwidert Hans Bendix mit Lachen,
„Herr, gebt Euch zufrieden! das will ich schon machen.
Nur borgt mir Eur Käppchen, Eur Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

23. „Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

24. Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

25. Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rate,
Hoch prangt' er mit Scepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich itzt wert bis zum Heller mag sein." —

26. „Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert:
Drum geb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn einen müßt ihr doch wohl minder wert sein." —

27. „Hum," sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

28. „Nun aber sollst du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

29. „Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles gethan." —

30. „Ha," lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

31. „Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen:
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!"

32. „Ihr denket, ich sei der Abt von Sankt-Gallen." —
„„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen.""
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget Eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!" —

33. „Was Henker! du bist nicht der Abt von Sankt Gallen?"
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

34. „Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid juris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n." —

35. „Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen noch schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein." —

36. „Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte dir demnach ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank:
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank." —

37. „Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nötig;
Doch, seid Ihr in Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon." —

38. „Ha bravo! du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obendrein dir ein Panisbrief bescheert:

39. Wir lassen dem Abt von Sankt Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod."

### 1. Erläuterungen:

**Str. 1.** Das Beiwort schnurrig, welches das „Märchen" charakterisieren soll, zeigt uns, daß wir es weniger mit einem Märchen im strengen Sinne, als mit einem Schwanke, einer Schnurre zu thun haben. — Kurrig (ahd. korag, später kurg, kurig und kürig) erklärt zwar Weigand (Wörterbuch) I, S. 653 als leicht zu kirren, zutraulich; allein in Niederdeutschland bedeutet es soviel als übermütig, lustig. „En kurrigen Keerel" = jemand, den „der Hafer sticht." — Abt = ein Mönch, welcher an der Spitze eines Klosters steht. —

**Str. 3.** Pfäfflein von Pfaffe abgeleitet. Pfaffe ist aus papa entstanden, bedeutet ursprünglich Vater, und war durchaus ein Ehrenname, welcher allen Geistlichen vom Pabste (papa) bis abwärts zum untersten Kaplane beigelegt wurde. Das Wort ist jetzt um seinen guten Klang und Kredit ge-

kommen und findet sich fast nur noch im Munde solcher Leute, welche es nicht oft genug aussprechen können, daß sie alles, was an die Kirche erinnert, hassen und gern ausrotten. Bei Bürger hat das Wort wohl einen launigen Beigeschmack, aber durchaus noch nichts Verletzendes.

**Str. 4.** Hader, d. h. Gelegenheit, Anlaß, Vorwand zum Streite; — reisig, von Reise abgeleitet. Reise (d. h. reisa) bedeutet den Aufbruch, Zug, meist den Kriegeszug, und letztere Bedeutung hat sich allein in reisig, Reisige noch erhalten.

**Str. 6.** Weile = Langeweile.

**Str. 8.** „Wardein" heißt noch heutzutage ein Beamter bei der Münze, welcher den Gehalt des Feinmetalles zu schätzen hat. Das Wort ist wohl mit dem deutschen werten (mhd. werden, goth. wairthon) verwandt. Die Abschätzung des Wertes des Kaisers mit Einschluß des Ornates (Schmuckes) paßt hierzu vortrefflich. Zum Schmucke gehörte aber auch außer der kaiserlichen kostbaren Kleidung Scepter und Krone.

**Str. 10.** Prälat ist an sich ein vorgezogener Mann, ein Vorgesetzter, (praelatus); gewöhnlich versteht man darunter einen hohen, vornehmen Geistlichen sowohl in der kathol., als in der evang. Kirche (z. B. im Großh. Hessen, Württemberg, Baden ꝛc.); auch werden in einzelnen geistlichen Orden die Klostervorsteher so genannt. In letzterer Beziehung wendet es auch Bürger hier an. — Titelchen ist hier in der biblischen Bedeutung (vgl. Matth. 5, 18) gemeint, also im Sinne der kleinsten Kleinigkeit.

**Str. 12.** Das Wort „Schwulität" ist ein komisches Wort statt Schwüle, Beklemmung, Ratlosigkeit. Das Scherzhafte liegt darin, daß das deutsche Wort Schwüle mit einer lateinischen Endung itas versehen und diese wieder (vgl. Universität) verdeutscht ist.

Zerspleißen, seltene Form statt zersplittern.

**Str. 13.** Schwierige Fragen sucht man dadurch zur Lösung zu bringen, daß man an eine Universität sich wendet und dort die betreffende Fakultät, d. h. die Gesamtheit der Professoren entweder der Theologen oder der Juristen oder der Mediciner oder endlich der Philosophen um ein Gutachten bittet. Der arme Abt fragt bei allen vier Fakultäten nach einander an. Kein Professor, kein Doktor wußte eine befriedigende Antwort, so reich auch die Gebühren und die außerordentlichen Geldspenden („Sporteln") waren, welche der Abt erlegte. Die gesamte Gelehrtenwelt war diesen Rätseln gegenüber ratlos.

**Str. 14.** Herzlich war das Zagen, insofern es ein starkes war, was das Adverbium herzlich häufig ausdrückt, und das Pochen, insofern letzteres eine Thätigkeit des Herzens ist.

**Str. 15.** Werther ist eine Anspielung auf Göthes Werthers Leiden, welches damals erschienen war und außerordentliches Aufsehen gemacht hatte. Werther gab sich selbst den Tod, und der Abt trägt sich auch mit Gedanken des Selbstmords. Darum sucht er einsame, gefährliche Felsensteige auf.

**Str. 16.** Schemen = Schattenbild. Einhotzeln = einschrumpfen. Das gedörrte Birnobst hat noch den Namen Hutzel oder Hotzel. — Mein

Sixchen leitet man von Meiner Sechs (frzſ. six) ab, und bedeutet sechs zunächst den besten Wurf im Würfelspiel, steht dann aber für Seele (meiner Seele), Treue (meiner Treu') als eine Beteurung, bei welcher bei weggelassen ist. „So gewiß mir meine Seele lieb ist" — so gewiß ist, daß euch etwas angethan ist, daß ihr irgend einer Zauberin, Hexe zum Opfer gefallen seid.*)

**Str. 17.** „Am Zeuge flicken" = mit einem anbinden, um ihm schaden zu können.

**Str. 20.** Christus wurde für dreißig Silberlinge, welche ungefähr den Silber-Wert der späteren Reichsgulden hatten, von Judas verraten, in die Hände seiner Feinde durch nichtswürdigen, erbärmlichen Handel (deshalb Schacher genannt) ausgeliefert.

Pochen = ungestüm fordern ein nicht zu weigerndes Recht, prachern (niedersächsisch) = ungestüm betteln, bitten. — Deut = die kleinste holländische Münze, dann gebraucht, wie unser: Heller, Pfifferling.

gäb' ich = würde ich geben, falls ich Euch zu kaufen Lust hätte. Mehr wäret Ihr mir eben nicht wert.

**Str. 21.** Tempo = „das Maß der Geschwindigkeit, womit ein Musikstück vorgetragen wird" (Götzinger); hier ist „einerlei Tempo": gradeso rasch, als die Sonne in ihrer (scheinbaren) Bewegung um die Erde ist.

**Str. 30.** Die Pferde, welche Bendix in vierundzwanzig Stunden um die Welt jagen läßt, müssen einen ganz besonderen Hafer (Haber) fressen, um so rasch und so anhaltend laufen zu können. Der Kaiser nennt als diesen Hafer die beiden Wörter wenn und aber. Wir müssen uns also den in Str. 29 ausgesprochenen Gedanken in folgender Form denken: „Ihr könnt in 24 Stunden die Welt umreiten, wenn ihr von einem Sonnenaufgang bis zum folgenden immerzu reitet; aber freilich ihr müßt stets der Sonne an der Seite bleiben, mit ihr gleichen Schritt halten." Der Kaiser nimmt mit dieser Antwort vorlieb, obgleich sie natürlich ganz anders ausfällt, als er sie erwartete. Ein Rechenexempel, welches nur unter der Voraussetzung gelöst werden kann, daß Bendix etwas Unmögliches als möglich annimmt und mit Unmöglichem als mit etwas Möglichem rechnet, schafft für die Einbildung die höchsten Werte aus dem allergeringfügigsten Gegenstande, nämlich aus kurzgehacktem Stroh („Häckerling") das Gold. An Häckerling denkt der Kaiser schon deshalb, weil der Ritt um die Erde ohne Pferde nicht möglich ist, und diese in Ermangelung von Hafer auch mit Häckerling gefüttert werden. Häckerling ist übrigens gelb wie Gold; Goldmacher aber versuchten von jeher aus geringeren Metallen und Stoffen gelber Farbe das Gold herzustellen, ein Problem, welches Bendix sehr leicht löst, indem er das Unmögliche wie ein nicht nur Mögliches, sondern wie eine durchaus leicht mögliche Sache behandelt.

---

*) Neuerdings giebt Archivdirektor von Kausler in Stuttgart (Germania XII, S. 476) eine andere Erklärung. Es sei eine verkürzte Eidesformel statt: ich schwöre selbsiebent (d. h. mit sechs Eideshelfern), ich und meiner sechs beteuern dies und das. —

**Str. 32.** St. Gallen, ein Kloster in der Schweiz, von dem heiligen Gallus, einem Schüler Kolumbans, gegründet, war im Mittelalter berühmt wegen der dortigen vortrefflichen Klosterschule und wegen der Gelehrsamkeit seiner Mönche. Der Dichter bedurfte irgend eines Namens, damit der Schwank nicht völlig in der Luft und im Nebel schwebe, und zog hier den bekannten Ortsnamen vor, um uns nicht entweder den Namen des Kaisers oder den des Abtes nennen zu müssen. Daß Bürger um des Reimes willen St. Gallen geschrieben habe, ist mir nicht so gewiß, als es Götzinger war. Umgekehrt meine ich vielmehr, daß auf die ungewöhnliche Wendung: „von der Wahrheit fallen“ Bürger erst verfiel, als er St. Gallen bereits gewählt hatte.

**Str. 34.** Ring und Stab waren die Insignien der Bischöfe, welche ihnen bei ihrem Amtsantritte überreicht wurden. Jener bildete die Vermählung des Bischofs mit der Kirche, dieser sein Hirtenamt ab. In dem großen Investiturstreit des Mittelalters erwarben die Päbste das Recht, allein mit Ring und Stabe belehnen zu können, während den weltlichen Fürsten nur eine Belehnung mit dem etwaigen weltlichen Besitze zustand, welche durch das Scepter symbolisch dargestellt wurde.

Quid juris = was ist Rechtens? — Die Antwort auf diese Frage soll in dem folgenden Satze liegen: denn, wenn man will ernten, so muß man auch säen. Das Recht gestattet nur da eine Ernte, wo man gesäet hat, und nur dann, wenn man gesäet hat. Dieser Satz, auf den Abt angewandt, besagt: Nur der verdient die jährlichen Einkünfte (Ernte) einer so bedeutenden Abtei zu genießen, welcher auf seine Ausbildung Zeit und Mühe verwandt hat. (Aussaat.)

**Str. 37.** Man hat hier Pardon nicht Pardong, wie die französische Aussprache des Wortes lautet, sondern zu lesen, wie es geschrieben wird, damit es auf Lohn reime. Es bedeutet jenes Wort übrigens Verzeihung, Begnadigung.

**Str. 38.** Den Kopf und das Herz trägt der auf der rechten Stelle, welcher nicht nur ein gescheiter, sondern auch ein edeldenkender Mensch ist.

„Panisbrief“ = ein Schein, vom Kaiser ausgestellt, wodurch jenes Kloster angehalten wurde, alles, was zum Lebensunterhalte (täglichen Brote = Panis) gehörte, dem Schäfer unentgeltlich zu liefern.

**2. Die Form.** Die aus vier Versen bestehenden Strophen haben im allgemeinen folgendes Metrum:

◡ — | ◡ ◡ — | ◡ ◡ | ◡ — ◡ ◡ — | ◡
◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡
◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

Jeden dieser Verse kann man sich als aus einem Jambus und drei Anapästen zusammengesetzt denken: die beiden ersten Verse haben dann noch eine überzählige Kürze am Ende und dadurch einen klingenden Reim, während V. 3. und 4. stumpf gereimt sind. — Dieses Versmaß

entspricht durchaus dem munteren, launigen Inhalte, und mit der Form und dem Inhalte wetteifert die echt volkstümliche, einfache Sprache, welche an zahlreichen Stellen durch ihre Gemütlichkeit, Treuherzigkeit und Ungezwungenheit grade den komischen Eindruck weckt, den das ganze Gedicht hervorrufen soll und muß.

Da, wo ein Vers von dem obigen Versmaße wirklich abweicht, hat der Dichter absichtlich eine Änderung vorgenommen, um eine besondere Wirkung zu schaffen. So hat der Vollmond, dieses Urbild eines wohlabgerundeten, mit Glanz begabten Gesichtes eines beleibten, alten Herrn, in dem 3. Vers der dritten Strophe sich nicht wohl anders, denn als Spondäus verwerten lassen und dadurch einen Anapästus in einen Spondäus verwandelt. Die Folge ist, daß der dicke geistliche Herr spazierengehend die ganze Schwerfälligkeit seines Körpers uns offenbart.

Spondäen am Anfang eines Verses statt des Jambus müssen, wie in Str. 5, 3. „Knecht Gottes“, durch den Vortrag verdeckt werden. Die komische Wirkung, welche hie und da ein scheinbar verunglückter Anapästus hervorbringt, da wir solch einen Versfuß weit eher als Molossus (— — —) ansehen können, ist natürlich beabsichtigt. Das Stolpern im Metrum, falls wir versuchen, „Kurzweil drei artige“ ( — — — — ◡ ◡) wie zwei Daktylen zu lesen, läßt schon den armen Abt und uns die Not ahnen, in welche der Kaiser jenen versetzen will. Die drei Silben
— — —
hochnotpein sind freilich ein ebenso guter Anapäst, als Holzklotzbock ein guter Daktylus (— ◡ ◡) ist. Und nun gar:

| ◡ — | ◡ ◡ — | — — — | — — — | ◡ |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Er schick | te nach ein | , zwei, drei, vier | Un' vers' tä | ten. |

Da sind zwei molossische Versfüße statt der erwarteten Anapäste. Und die Kommata und Apostrophen werden von dem Leser eben so mühsam überwunden, als ebenso viele Gräben, welche ein mit Bleikugeln an den Füßen belasteter Mensch überspringen soll. Und doch, wie vortrefflich paßt dieser schrecklich holperige Vers zu der jammervollen Seelenstimmung des Abtes und zu seinen ebenso fruchtlosen als zahlreichen Versuchen, seiner Verlegenheit sich zu entreißen!

3. **Dichtgattung:** Wie wir bereits oben andeuteten, fällt dieses Gedicht unter den Gattungsbegriff des Schwankes, d. h. einer poetischen Erzählung mit komischem Inhalte. Ein Interesse zu erwecken und zu erhalten ist Aufgabe der poetischen Erzählung: darum verschmäht dieselbe eine mythische, wunderbare Beimischung, läßt sich an einfacher Darstellung genügen, und sieht von einer kunstvollen Komposition ab. — Märchen dürfen wir dieses Gedicht nicht mehr nennen, während das Bürger noch konnte, da damals das Wort Märchen eine allgemeinere Bedeutung hatte. Unser Sprachgebrauch verlegt das Märchen in die Vorzeit, gleich dem Mythus (einer Göttersage), und findet in demselben

die kindliche Weltbetrachtung niedergelegt*), welche unbedenklich Wunderbares und Unmögliches mit Natürlichem mischt, die Geister- (aber nicht Götter-) Welt mit den Menschen in Beziehung setzt, es ebenso glaubhaft findet, daß Tiere menschliche Sprache reden, als daß Menschen die Gabe haben, Tierstimmen zu verstehen. Übrigens ist das Märchen nicht sowohl vorgeschichtlich, als vielmehr in eigentlicher Weise ohne jede Beziehung zur Geschichte. Historische Orte, Namen, Zeiten kommen im Märchen nicht vor**). Die Märchen können überall gedeihen und werden überall fortgepflanzt. Sie sind die Kinder einer reichen, glücklichen, von der Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung durchdrungenen Phantasie. Das Kind glaubt an die Märchen, wie das Volk an seine Sagen vielfach glaubt.

4. Ist ein **Grundgedanke** vorhanden? Jenes Wort des Schäfers: „Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt, das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt" scheint den Mittelpunkt der Erzählung zu bilden, und dieser Satz würde den Gedanken aussprechen, daß Gelehrsamkeit oftmals nichts nütze, während Mutterwitz aus einer Verlegenheit den Ausweg finde. Allein jenem Worte des Schäfers hält das spätere Wort das Gegengewicht: Was Hänschen nicht lernt, bringt Hans nimmer ein.

Somit scheint es richtiger zu sein, wenn wir sagen: Mutterwitz ist ein Erbteil, für welches der, welchem es zufiel, nicht dankbar genug sein kann; aber allein bringt es doch auch nicht durch die Welt; es muß der Fleiß hinzukommen, welcher die Gabe pflegt und sein Pfund benutzt. Sonst wird der Begabteste doch keine bedeutende Lebensstellung erringen, ja er wird dem Minderbegabten sich weit nachgestellt sehen.

Übrigens sind auch diese Gedanken nur nebensächliche. Man darf in dem Schwanke solcher Art nicht einmal nach einer Pointe suchen wollen, geschweige nach einem tieferen, moralischen Gedanken. Die Hauptsache für den Dichter ist ohne Zweifel, jene komische Auflösung dreier unauflöslich scheinender Fragen zu berichten. Die Wirkung des Gedichtes wird allerdings dadurch gesteigert, daß der Dichter in den beiden Hauptpersonen einen hohen weltlichen Fürsten und einen hohen geistlichen Würdenträger in Konflikt bringt, und, damit nun letzterer nicht dem Kaiser gegenüber in Vorteil komme, und damit zugleich ein neues komisches Moment durch die weiteren Verwicklungen geschaffen werde, darf er nicht der Lösende selbst, sondern es muß das sein Diener sein. Daß der Geistliche von seinem Schäfer an Mutterwitz so sehr übertroffen wird, ist übrigens ein Zug, der in den Schwänken und Anekdoten des Volkes sehr oft vorkommt.

---

*) Man vgl. die Vorrede zu den deutschen Sagen von den Gebrüdern Grimm.

**) Wo solche Anhaltspunkte sich finden, nennt man die der Geschichte nicht angehörige Erzählung Sage.

Der an Schwänken überreiche Volksmund gleicht dadurch, daß er Untergebene den Geistlichen an Witz übertreffen läßt, den Abstand einigermaßen aus, welcher zwischen den Trägern der Gelehrsamkeit, den Professoren und Doktoren, Pfarrern und Mönchen einerseits und den Laien und Ungebildeten andererseits im Mittelalter bestand. Im Schwanke wird der Schullehrer, Müller, Bürgermeister, Schäfer immer als klüger dargestellt, als der Pfarrer. Des letzteren höhere Bildungsstufe kann nur dadurch ausgeglichen werden, daß man auf die andere Wagschale den Mutterwitz legt, welcher in diesen Fällen dem Pfarrer als einem zwar gelehrten, aber durchaus unpraktischen Manne abgesprochen werden muß. — Andererseits läßt der Volksmund sehr oft den Pfarrer durch seinen treffenden Witz und seine Schlagfertigkeit im Reden den Adligen und Fürsten aus dem Felde schlagen, welcher, im Vertrauen auf seine höhere Machtstellung, sich an dem armen „Knechte Gottes" reiben will, und den dann stets Schimpf und Schande heimleuchten. — Es ist in allen Fällen der Niedere, der im Wortgefechte siegt. Die anderen Fälle, wo amtliche und geistige Ueberlegenheit sich vereint finden und geltend machen, verschweigt der Volksmund; derartige Vorkommnisse sind zu selbstverständlich, um würdig gehalten zu werden, daß das Gedächtnis sie verwahre.

### 5. Geschichtliches.

1. Die drei Fragen. H. Pröhle*) hat in recht interessanter Weise alle jene Märchen, Lieder und Sprüche zusammengestellt, in welchen Rätselfragen ähnlicher Art aufgegeben und an deren Lösung irgend ein Siegespreis, an deren Nichtlösenkönnen oft die schwersten Strafen geknüpft wurden. In gewissem, wenn auch noch entferntem Zusammenhang mit unserer Fabel stehen Fragen und Antworten, durch welche die Kunsterfahrenheit in irgend einer Sache erprobt werden soll, ferner solche Fragen, durch deren Beantwortung jemand aus einer von bösen Geistern drohenden Lebensgefahr befreit wird. Viele Märchen berichten von Prinzessinnen, deren Hand irgend einem Manne geschenkt wird, falls es ihm gelingt, drei von solch einer Prinzessin gestellte Fragen oder Aufgaben zu lösen. Das bekannteste unter solcherartigen Märchen hat durch Schiller eine dramatische Behandlung erfahren; ich meine das schöne „tragikomische Märchen nach Gozzi:" Turandot, Prinzessin von China (Vgl. Hoffmeister, Schillers Leben. VI, 1842. 7. Kap. Kinder- und Hausmärchen. 3. Bd. S. 96. [3. Aufl.]).

Unserem Gedichte stehen inhaltlich diejenigen Schwänke und Märchen näher, in welchen Fragen von ähnlicher Schwierigkeit, sowie ähnlich komische Lösungen vorkommen. Es mögen derartige Stoffe im Munde vieler Völker sich finden. In den gestis Romanorum wird von einer Königstochter erzählt, welche nur den heiraten will, welcher drei Auf-

*) Gottfried Aug. Bürger, 1856, S. 116 ff.

gaben lösen werde. Ihre Aufgaben sind: 1. Wie viele Füße haben in die Länge und Breite die vier Elemente? 2. Es soll Westwind in Ostwind verwandelt werden. 3. Es sollen glühende Kohlen auf der Brust getragen werden, ohne diese zu verbrennen. — Ein Ritter kam an den Hof, nur von einem Diener begleitet und mit einem kranken Pferde. Die erste Frage löst er, indem er seinen Diener sich niederlegen läßt, vom Kopf bis zu den Füßen mißt, und dann sagt: Die vier Elemente messen 7 Fuß in die Länge, einen halben Fuß in die Breite; denn im Menschen sind sie alle vier vereinigt. Die zweite Frage erledigt er, indem er seinem Pferde ein Pulver in die Nüstern streut, es dadurch gesund macht, dann ihm seinen schnaubenden Kopf nach Osten wendet und sagt: „Die Luft ist verändert nach Osten, denn das Leben des Tiers besteht im Atem.“ Die dritte Aufgabe gelingt dem Ritter durch ein Wunder. — Die Königstochter wird seine Gemahlin.

In Helwings jüdischem Maasabuch werden einem königlichen Rate die Fragen vorgelegt, wo die Sonne aufgehe; wie weit es vom Himmel zur Erde sei.

In Tausend und Eine Nacht ist die Geschichte des weisen Heykar lesenswert. Da stellt Pharao von Egypten die Aufgabe: Ich will einen Palast zwischen Himmel und Erde bauen. Heykar fängt zwei Adler, an deren Klauen mit Stricken zwei leichte hölzerne Kästen befestigt werden. In die Kästen werden zwei Knaben gesetzt, welche, von den Adlern in die Luft gehoben, herab rufen müssen: „Bringet uns Steine und Mörtel, daß wir hier dem Könige Pharao seinen Palast bauen.“ (Vgl. Wenn — aber.)

In Frankreich stellt ein König verschiedene Fragen an einen Müller, z. B. wie viel Sterne am Himmel ständen. (Der Müller nennt eine bestimmte Zahl und heißt den König nachzählen.) In dem alten Gedichte vom Pfaffen Amis fragt der Bischof, im Eulenspiegel der Rektor der Universität. Alt ist z. B. auch schon die Frage: Wie fern von einem Ort der Welt ist an das ander? Antwort: Ain Tag Raiß. Als die Sunne bezeugt mit irem Auffgang des Morgens. Vund Nidergang des Nachtes.“

Nicht ganz selten ist übrigens die Fassung des Märchens, nach welcher ein Abt gefragt wird und ein Schäfer für ihn antwortet.

Einmal fragt den Abt sein Vogt: 1. Wie hoch schätzest du mich? (Antwort wie im Gedichte.) 2. Wo ist die Mitte der Erde? (In meinem Hause.) 3. Wie weit ist das Glück vom Unglück entfernt? (Nicht länger als eine Nachtzeit; denn gestern war ich Hirte, und heute bin ich Abt.)

In Hessen erzählt der Volksmund: Der Kaiser ritt an einem Kloster vorbei, über dessen Thor stand geschrieben: „Wir sind zwei Heller ärmer als der Kaiser und leben ohne Sorgen.“ Gereizt durch diese Inschrift, drohte der Kaiser, den Prälaten abzusetzen, wenn er ihm nicht binnen drei Tagen drei Fragen beantworten könne: 1. Wie tief ist das Meer?

(Nur einen Steinwurf.) 2. Wie viel Sterne stehen am Himmel? Gerade so viel, als Blätter an den Bäumen im Odenwalde sind.) 3. Wie weit sind Glück und Unglück von einander? (Eine Viertelstunde; denn vor einer Viertelstunde war ich noch ein armer Schäfer, und jetzt bin ich nur zwei Heller ärmer als der Kaiser.) —

2. Der verkehrte Eselsritt ist eine Strafe, welche dem größten Schimpf gleich geachtet wurde. König Jakob I. ließ einen Advokaten, welcher des Königs Schwiegersohn, den Pfalzgrafen Friedrich, nach Zusammenbruch des böhmischen Königreichs (Winterkönig) verspottet hatte, unter anderm auch auf diese Weise strafen (1621). Ein Engländer, welcher sich für den Messias ausgab, wurde zunächst rücklings auf einem Esel umhergeführt und dann weiter bestraft. Von Kaiser Otto III. wird erzählt, daß er diese Strafe über einen römischen Consul verhängt habe. Daß ein Kaiser einen hohen Geistlichen diesen beschimpfenden Eselritt machen ließ, ist eine Thatsache (welche Pröhles sorgsam forschendem Auge entgangen ist): Konstantin V. (741—775) im oströmischen Reiche ließ den Patriarchen Anastasius von Konstantinopel wegen Abfalles von ihm und Uebergang zu dem aufrührerischen kaiserlichen Schwager blenden, auspeitschen, den Eselsritt machen — und setzte ihn dann in das Amt eines Patriarchen wieder ein!

3. Die Quelle Bürgers für sein Gedicht war eine englische Ballade: King John and the Bishop of Canterbury, später verkürzt und verändert in: King John and the Abbot. (Altschottische und altenglische Volksballaden. Nach den Originalen bearbeitet von W. Dönniges. In diesem Buche findet sich eine wörtliche Uebersetzung S. 152—156.) Bürger hat die Figuren und die Handlung teilweise glücklich verändert. Der König Johann wurde als Tyrann, der Kaiser wird von Bürger als ein derber, aber im tiefsten Grunde edeldenkender Mann geschildert; die englische Ballade läßt den Bischof üppig und hochmütig sein, Bürger stellt uns im Abte einen gutmütigen, behäbigen, aber nicht grade pfiffigen und geistreichen Mönch vor. Die Quelle läßt den Bischof die Universitäten selbst und natürlich vergebens aufsuchen und endlich durch einen (übrigens dem Bischofe sehr ähnlichen*) Schäfer aus seiner Not gerettet werden.

### 6. Zur Würdigung des Gedichts.

Wie glücklich Bürger den Inhalt und die Form seiner englischen Vorlage umgebildet hat, davon wurde schon oben gesprochen. Hier soll zunächst auf die kernhafte, echt volksmäßige, aber nie ins Unedle und Gemeine sinkende, Sprache und auf die ganz einfache und gleichwohl höchst gelungene Darstellung hingewiesen werden. Ferner finden sich neckische Laune und trefflicher Witz, auch beißender Spott besonders als Begleiter der Rätselfragen angewandt, und die verschiedenen Stimmungen,

---

*) Diesen Umstand hätte Bürger lieber entlehnen sollen, um das Nichterkennen des Betrugs seitens des Kaisers glaubhafter zu machen.

Situationen und subjektiven Färbungen sind der Grund, daß der dreimalige Bericht der Rätselfragen nicht langweilt, daß er immer derselbe und doch zugleich immer ein anderer ist.

Der „kurrige“ Kaiser, dem der Spott und Hohn Lobesworte diktieren, dem der Schelm im Nacken sitzt, — der dann jedoch auch Gnade vor Recht ergehen läßt und sich davon überzeugt, daß man nicht bei jedem alles suchen dürfe, — er ist eine Figur, welche von Anfang bis zu Ende lebendig uns vor das Auge tritt, welche unseren Beifall nicht verliert, immer mehr gewinnt; der Abt in seiner behaglichen Ruhe und in seinen erfolgreichen Bestrebungen für das Gedeihen seines Leibes hat schon in der ersten Situation etwas unsere Lachmuskeln Reizendes, und in dem Grade, als seine Angst und Not zunimmt, steigert sich erst die Schadenfreude; doch als die zunehmende Angst, dieses Radikalmittel gegen Fettsucht und Korpulenz, dem Prälaten besser zugesetzt hat, als Wildunger und andere Wasser vermocht hätten, und ihn so unseres Mitleides würdiger gemacht hat, mehrt sich die Sympathie für den armen Abt, und wir freuen uns mit ihm, daß dem Kaiser jetzt ein Schnippchen geschlagen werden kann und der Abt gerettet wird. Unsere ganze Zuneigung erwirbt der Schäfer, erst durch seinen Mutterwitz, dann durch seine Bravheit, welche dem Abte die Stelle und Ehre rettet. Daß der Schäfer in dieser Weise belohnt, daß der Abt durch den Panisbrief in der wünschenswerten Demut und Dankbarkeit erhalten wird, finden wir völlig in Ordnung. Der Schäfer mit seiner Schlagfertigkeit, seinem Nichts weiter? — Das laßt nur hübsch bleiben! — Groß hab ich eben nichts nötig, mit seinem Reichtum an Sprüchwörtern und sprichwörtlichen Redensarten ist eine so volkstümliche Figur, daß wir uns kaum die Zeichnung derselben frischer, gelungener vorstellen können. Welch eine Kraft besaß doch Bürger, und wie selten hat er von derselben den rechten Gebrauch gemacht! Leider sind eben die anderen Gedichte ähnlichen Tones, von manchen Schönheiten im Einzelnen abgesehen, in Stoff und Idee ganz verfehlt.

**7. Schriftliche Aufgaben:**

1. Disposition des Gedichtes. — 2. Charakteristik des Königs, des Abtes und des Schäfers. — 3. Entwickelung der Idee des Gedichtes. (Vgl. Heinze a. a. O.)

[Litterarisches: *Kurz, Kommentar. S. 216. — *Pröhle, G. A. Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. S. 115. — *Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter. 4 Bände. 1870. III. S. 563. — *Heinze, Anleitung zum Disponieren. S. 25. — *Götzinger I, 326.]

## 9. Der wilde Jäger. 1786.

[Bürgers Gedichte. Berlin 1872. Grote. Bd. 2, S. 7.]

1. Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Halloh, halloh, zu Fuß und Roß!“
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt ihm nach der Troß;
Laut klifft' und klafft' es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

2. Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

3. Rischrasch quer übern Kreuzweg ging's
Mit Horridoh und Hussassa.
Sieh da! Sieh da, kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silbersblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

4. Wer waren Reiter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlingsangesicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter,
Schoß Blitz vom Aug' wie Ungewitter.

5. „Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt.“—
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

6. „Schlecht stimmet deines Hornes Klang,“
Sprach der zur Rechten sanften Muts,
„Zu Feierglock' und Chorgesang.
Kehr' um! Erjagst dir heut nichts guts.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!“—

7. „Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!“
Fiel rasch der linke Ritter drein.
„Was Glockenklang? Was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag Euch baß erfreun!
Laßt mich, was fürstlich ist, Euch lehren
Und Euch von jenem nicht bethören!“ —

8. „Ha, wohl gesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn.
Wer nicht des Weidwerks pflegen kann,
Der scher' ans Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr, dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“—

9. Und hurre hurre vorwärts ging's,
Feldein und aus, bergab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten nebenan.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechzehnzackigem Gehörne.

10. Und lauter stieß der Graf ins Horn,
Und rascher flog's zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt einer tot dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen.“

11. Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! Ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt:
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß des Armen!“

12. Der rechte Richter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann

Zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

13. „Hinweg, du Hund!“ schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an;
„Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel! dich.
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen,
Knallt ihm die Peitschen um die Ohren!“

14. Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich übern Hagen rasch voran,
Und hinterher bei Knall und Klang
Der Troß mit Hund und Roß und Mann;
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

15. Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feldein und aus, bergab und an,
Gesprengt, verfolgt, doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Herden.

16. Doch hin und her durch Flur und Wald,
Und her und hin durch Wald und Flur
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Herde,
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

17. „Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier grast
So mancher armen Witwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!“

18. Der rechte Ritter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut;
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmut.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

19. „Verwegner Hund, der du mir wehrst!
„Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um und angewachsen wärst
Und jede Vettel noch dazu!
So sollt' es baß mein Herz ergötzen,
Euch stracks ins Himmelreich zu hetzen.

20, Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! Doho! Hussasa!“ —
Und jeder Hund fiel wütend an,
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend Stück für Stück die Herde.

21. Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf.
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte
In eines Klausners Gotteshütte.

22. Risch ohne Rast, mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

23. „Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letzten Male laß dich warnen,
Sonst wird Verderben dich umgarnen!“

24. Der Rechte sprengt besorgt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut,
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmut.
Und wehe! trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen.

25. „Verderben hin, Verderben her!
Das“, ruft er, „macht mir wenig Graus!
Und wenn's im dritten Himmel wär',
So acht' ich's keine Fledermaus!
Mag's Gott und dich, du Narr, verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen!“

26. Er schwingt die Peitsche, stößt ins Horn:
„Halloh, Gesellen, drauf und dran!“
Hui, schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Totenstille.

27. Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt ins Horn, es tönet nicht;
Er ruft, und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt sein Roß in beide Seiten,
Und kann nicht vor nicht rückwärts reiten.

28. Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düstrer, wie ein Grab;
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dies Urtel eine Donnerstimme:

29. „Du Wütrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Tier!
Das Ach und Weh der Kreatur,
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

30. Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt,
Von nun an bis in Ewigkeit,
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu fronen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!“ —

31. Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub!
Entgegen weht ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

32. Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen;
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

33. Es flimmt und flammt rund um ihn her,
Mit grüner, blauer, roter Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde,
Laut angehetzt, empor vom Schlunde.

34. Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht, laut heulend Weh und Ach;
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

35. Im Nacken bleibt sein Antlitz stehn,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt.
Er muß die Ungeheuer sehn,
Laut angehetzt vom bösen Geist,
Muß sehn das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

36. Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft dem Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüberfährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manches Jägers Mund bezeugen.

**1. Form:** V. 1–4: ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – } vierfüßige akatalekt. Jamben.
V. 5–6: ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ } vierfüßige hyperkatal. Jamben.

Reim ababcc. (Nur c ist klingend.)

**2. Erläuterungen:**

**Str. 1.** Die Wild- und Rheingrafen hausten auf dem Hunsrück und an der Nahe. Sie zerfielen in die Raugrafen zu Simmern, in die Wildgrafen, urspr. Forstbeamtete, und in die Rheingrafen auf dem Rheingrafenstein bei Kreuznach. Von letzteren leitet sich das Fürstengeschlecht Salm ab. Uebrigens hat Bürger zuerst seine Ballade an diesen Grafennamen angeknüpft, unsere Sage wird nie mit jenen Wild- und Rheingrafen in Verbindung gebracht. Bürger brauchte eben einen Namen und wählte sich diesen aus.

V. 5. Koppel = die Verbindungskette zweier Hundehalsbänder. Man nahm den Hunden die Koppeln ab, wenn jene an der Jagd teilnehmen sollten.

**Str. 2.** Kuppel = das halbkugelförmige Dach des Domes —

Die Kuppel der hohen Kathedrale sieh'st du leuchten.
Schiller, Jungfrau 3, 9.

V. 3. Hochamt = der katholische Hauptgottesdienst.

rufte = ungewöhnliche Imperfektform statt rief.

**Str. 3,** 5. Des Rechten Roß war Silbers Blinken = war Blinken des Silbers (metaphorische Kürze statt blinkte wie Silber).

**Str. 4.** Graß = Schauder und Grausen erregend; vgl. das niederdeutsche Gräsen und die bekannte Ableitung gräßlich.

**Str. 7.** Baß = Adverbium mit komparativischer Bedeutung. Der Positiv fehlt (wohl, gut). Später bedeutet baß = recht, sehr, ordentlich Str. 8. 12. 18. 19.

**Str. 8.** Der scher (ergänze: sich) ans Pater Noster = Vaterunser; zum Beten (des Rosenkranzes bediente man sich da) gehe ein einfältiger Mann, für einen Ritter schickt sich Beten nicht, wohl aber die Jagd (Weidwerk).

V. 6. büßen = befriedigen, stillen (in Verbindung mit Lust).

Noch steh'st du unversehrt, willst du erwarten,
Bis er die böse Lust an dir gebüßt?
(Schiller.)

**Str. 14,** 2. Hagen (hier = Gehege gegen Wildschaden) ist sonst und vielleicht ursprünglich eine hölzerne Einfriedigung, ein Zaun oder Verschlag zum Hegen des Wildes; ferner kommt es auch in der Bedeutung von Hain (Wald, Buschwerk) vor. Vgl.

Wie will ich spielen im grünen Hag.
(Schwab, Gewitter.)

**Str. 15,** 4. Anger (= Waldwiese), cf. Schwabs Gewitter: Dem Anger, dem bin ich hold. Unter Anger versteht man ursprünglich gepflügtes und auch ungepflügtes Bauland, meist aber wildgrünes Land von kleinerem Umfange.

V. 5. Man betone **da**; denn dort wenigstens erhofft das kluge Wild Schonung.

**Str. 16.** Die Hunde laufen her und hin, so lange sie die Witterung

suchen. Bürger ahmt diese regellose Bewegung durch die vielen einsilbigen Wörter nach.

**Str. 19.** Anspielung auf die grausame mittelalterliche Sitte, ertappte Wilddiebe auf einen Hirsch festschmieden und dann zu Tode hetzen zu lassen.

Vettel (V. 4), lat. vetula, eig. altes Weib, dann ein gemeines Weib (eins der ärgsten Schimpfwörter), eine schlechte Dirne (der Graf spielt auf eine der Witwen an, mit denen der Hirt so viel Mitleid habe). —

**Str. 20,** 2. Jo = zweisilbig. Mit dieser Interjektion werden die Hunde angetrieben (vgl. Feuerjo, Nachbarjo, Zeter und Mordio).

**Str. 22,** 1. Risch und Rasch (Bürger verbindet auch in Str. 3 beide zu risch-rasch) sind Synonyma, jenes drückt soviel als „schnell und grade durch", dieses nur so viel als „hurtig" aus

**Str. 25.** Der dritte Himmel ist der Himmel, wo Gott und die Seligen weilen, im Unterschied vom Luft- und Sternenhimmel. — So acht ich's (dein Warnungswort) keine Fledermaus. Fledermaus hieß man wohl eine schlesische Münze („Gröschel") mit schlechtem, verzerrtem Gepräge des Adlers. Hier hat der ganze Satz die Bedeutung von: Ich achte es keinen roten Heller; es ist mir keinen Pfifferling wert; ich geb' keinen toten Hund dafür 2c.

**Str. 26,** 3. Hui = in einem Nu, Augenblick; vgl. P. Gerhardts Lied: Nun ruhen alle Wälder.

Mein' Augen steh'n verdrossen,
Im Hui sind sie geschlossen 2c.

**Str. 28.** Urtel = Urteil, Richterspruch.

**Str. 29.** gefodert = gefordert (norddeutsche Nebenform).

**Str. 30.** fronen = dienen, Herrendienste tun. (Fro = Herr, Frôwâ oder Frau = Herrin; Fronleichnam, Fronfeste, Fronfasten). Das **n** in Fron leitet man von dem Gen. Plur. des Wortes fro (= frono) ab.

**Str. 33.** Jach = rasch.

**Str. 34,** 6. deutet auf die Sage von der wilden Jagd. (S. Getreue Eckart v. Göthe.)

**Str. 35.** Jappen = den Rachen zum Schnappen aufsperren.

V. 5. 6. Der Jäger schweigt, weil er die Rache des wilden Jägers fürchtet.

### 3. Gliederung des Gedichtes:

I. Die Hauptpersonen, Ort und Zeit der wilden Jagd: Str. 1—8.
   1. Der Befehl zum Aufbruch: Str. 1, 1. 2.
   2. Der Aufbruch selbst: Str. 1, 3—6.
   3. Die Zeit der Jagd: Str. 2.
   4. Die fremden Reiter: Str. 3—8.
      a. Ihr Kommen: Str. 3.
      b. Ihr Aussehen: Str. 4.
      c. Des Grafen Einladung, an der Jagd teilzunehmen: Str. 5.
      d. Der rechte Reiter warnt: Str. 6.

e. Der linke Reiter hetzt: Str. 7.
f. Der Graf folgt dem linken Reiter: Str. 8.

II. Die wilde Jagd: Str. 9—25.
1. Im Aehrenfeld: Str. 8—14.
a. Der Jagd Anfang: Str. 9.
b. Der Graf ist ohne Erbarmen gegen sein Gefolge: Str. 10.
c. Das Wild flieht in's Aehrenfeld, Str. 11, 1. 2.
d. Der Landmann bittet für seinen Acker: Str. 11, 5—5.
e. Der rechte Reiter warnt, der linke hetzt, der Graf folgt dem linken: Str. 12.
f. Den schändlichen Worten des Grafen folgt die That, die Verwüstung des Ackers: Str. 13. 14.
2. In der Viehherde: Str. 15—20.
a. Das Wild flieht unter eine zahme Herde: Str. 15.
b. Das Jagdgefolge verfolgt die Spur bis dorthin: Str. 16.
c. Der Hirte bittet fußfällig um Verschonung: Str. 17.
d. Der rechte Reiter warnt, der linke hetzt, der Graf folgt letzterem: Str. 18.
e. Der Graf flucht und droht dem armen Hirten: Str. 19.
f. Die Drohungen werden ausgeführt, Hirt und Herde vernichtet: Str. 20.
3. Vor der Klausnerei: Str. 21—26, V. 2.
a. Das Wild flieht in die Hütte eines Klausners im Walde: Str. 21.
b. Auch dieser stille Ort wird aufgespürt und erreicht: Str. 22, 1—4.
c. Der Einsiedler bittet für seine Schutzbefohlenen und droht das Verderben: Str. 22, 5—6. Str. 23.
d. Der rechte Reiter warnt zum letzten Mal: Str. 24, 1. 2.
e. Der linke hetzt auch diesmal mit Erfolg: Str. 24, 3—6.
f. Der Graf lästert und verhöhnt Klausner und Gott und will den Worten die That folgen lassen: Str. 25—26, 1. 2.

III. Das Gottesgericht: Str. 26, 3—Str. 36.
1. Die veränderte Umgebung und Lage des Grafen: Str. 26—28.
a. Alle lebenden Wesen, auch die Hütte, verschwinden — vor des Grafen Augen: Str. 26, 3—4.
b. Totenstille: Str. 26, 5. 6.
c. Der Graf sieht sein Roß starr, sein Horn und seine Peitsche bleiben lautlos: Str. 27.
d. Alles verdüstert sich um ihn, und aus dem Himmel tönt in Gewitterstimme das Urteil: Str. 28.
2. Die Verkündigung des Urteils: Str. 29. 30.
a. Die Anklage: Str. 29.
b. Die Strafe: Str. 30.

3. Der Frevler unter der Strafe: Str. 31—36.
   a. Auf Finsternis folgt schwefelgelber Wetterschein: Str. 31. V. 1. 2.
   b. Die Angst des Grafen: Str. 31, 3—6.
   c. Die Riesenfaust erscheint und dreht des Grafen Gesicht in den Nacken: Str. 32.
   d. Anblick der aufspringenden Höllenhunde: Str. 33.
   e. Des Grafen Flucht vor den verfolgenden Ungeheuern: Str. 34. 35.
   f. Die Dauer der Strafe: Str. 36.

**4. Grundgedanke:**

In jedem Menschen streitet Gottes guter Geist mit dem natürlichen, unbekehrten Herzen. Folgt der Mensch diesem, so betritt er den Weg der Sünde; und wenn die Warnungen Gottes den Menschen von der Sündenbahn nicht abführen, so folgt das Verderben. —

**5. Die Darstellung:**

1. Die Ballade macht einen besonders tiefen Eindruck durch die vielen trefflich durch- und ausgeführten Kontraste. Mit dem wilden Schalle der Jagenden, der Jäger und Hunde, kontrastiert die Sonntagsfrühe, Sabbatstille und der ernste Klang der Glocken, der liebliche Gesang andächtiger Christen. — Durch die ganze Ballade bis zur Katastrophe zieht sich der Gegensatz des rechten und des linken Ritters, in Pferden, Anzug, Worten und Anschauungen. — Auf das furchtbare Jagdgebrülle folgt unmittelbar die grausige Totenstille; der von großem Jagdgefolge umgebene Graf ist plötzlich einsam und dann wieder von neuem, scheußlicherem Lärme gefolgt. Der verfolgende Jäger wird ein verfolgtes Wild, der Hetzende ein Gehetzter! Auf kurze Sündenlust folgt ewige Strafe. („Von nun an bis in Ewigkeit.")

2. Neben den Kontrasten wirken außerordentlich die Steigerungen: Ein Landmann steht und bittet um Schonung seines Ackers — ein Hirte kniet und fleht fußfällig um Schonung der Herde, — ein alter Klausner warnt und droht ernst und sanft dem Grafen, falls er Gottes Freistatt verletze. — Der rechte Ritter warnt sanft und gut, dann mit den Zeichen der höchsten Besorgnis. Antiklimax in Str. 29: Frech gegen Gott, Mensch und Tier (nicht besonders glücklich).

3. Hierzu kommen die zahlreichen Interjektionen und onomatopoetischen Wörter: Halloh, kliffen, klaffen, rischrasch, horrido, hussassa, drauf und dran! Jo! Doho! Hussasa! huhu! jach, hurre hurre! ꝛc.

4. Binnenreime: Korn und Dorn (Str. 1), Knall und Schall (Str. 26), Troß — Roß (Str. 14).

5. Allitterationen: **H**orn, **h**alloh, **h**alloh, **H**engst; **k**lifft — **k**lafft; **G**locken — **k**lang*) (Str. 2); **H**orridoh — **H**ussasa (Str. 3); **R**echten —

*) Auch verwandte, hier Gaumen-Laute, gelten als allitterirend.

**Roß**, **Reiter rechts** (Str. 4); **Hüfte** — **Hut hoch** (Str. 5); ver**schont** — **Schweiß** (Str. 11); **drauf** und **dran** (Str. 13); **frohem** — **Frevelmut** (Str. 18); **läßt** — **Linken**; ange**wachsen wärst** (Str. 19); **Nimmt** — **Nacht** (Str. 21); **Risch** — **Rast** (Str. 22); **letzten** — **laß** (Str. 23); **wehe** — **Warnen** (Str. 24); **rückwärts reiten** (Str. 27). **Hoch** — **Haupt** (Str. 28); **Höll** — ge**hetzt** (Str. 30); **Schöpfer** — **Geschöpf** ver**schonen**; **Fährt** — =**faust** (Str. 32); **Höllenhunde** — ange**hetzt** (Str. 33); **weite Welt** (Str. 34); **rasch** — **reißt** (Str. 35) u. v. a.

Allitteration und Assonanz: **Koppel** — **Korn** (Str. 1); **Knall Klang** (Str. 14); **weht** — **Wetter** (Str. 32).

Annomination: klifft — klafft (Str. 1); ritten — Reiter (Str. 9); Hirt — Herde (Str. 16); flimmt und flammt (Str. 33).

6. Außerdem sei noch auf eine Menge von sprichwörtlichen Wortverbindungen, wie Heid und Stoppel, hin und her, her und hin, Weh und Ach, Eins und Alles, feldein und aus, bergab und an, zu Fuß und Roß, gesagt, gethan, Stück für Stück, Mark und Bein, Wald und Feld 2c.; auf die epischen Wiederholungen (vgl. Str. 12. 18. 24.), die Anaphora und Reduplikation, die Umkehrungen und Chiasmen (Str. 3. 14. 16. 21: Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum; Str. 26.) aufmerksam gemacht.

**6. Der Vortrag:**

Da die Ballade aus zwei verschiedenen Elementen, aus epischen (erzählenden) und dramatischen, besteht, so ist zunächst diese Verschiedenheit im Vortrag genau wahrzunehmen und kenntlich zu machen. Auch in dem epischen Teile sind Unterschiede zu beachten. Der Jagd tolles, wüstes Treiben in Str. 1. 3. 9. 10. 14. 16. 20. 22. erfordert einen lebhaften, Str. 2 dagegen einen feierlich ernsten Ton; ernst und bedeutend ist auch der Ton in Str. 4, ruhig und der bedauernswerten Lage der verfolgten Tiere angepaßt muß derselbe in Str. 11. 15. 21. sein. — In dem dramatischen Teile des Gedichtes hebe man den freudigen Ton in der Rede des Grafen beim Willkomm der beiden Reiter hervor (Str. 5); sanft mahnt der rechte Ritter (Str. 6); ernst mahnt der Klausner (Str. 7); boshaft hetzt der linke Ritter (Str, 7); flehend bittet der Landmann, noch dringender der Hirt, Beifall mit Hohn verbunden zeigt die Rede des Grafen in Str. 8; Uebermut und Frevelmut zeigt der Graf in Str. 13. 19. 25. Ernst und furchtbar klingt Str. 26. 26. 28; unheimlicher noch Str. 31—33. Entsetzen weckt Str. 34—35. — Str. 36 muß uns etwas von dem schrecklichen Miterlebten ausschnaufen und aufatmen lassen. —

**7. Zur Beurteilung der Ballade.** A. W. v. Schlegel (Charakteristik von Bürger, Abdruck S. 420 und 421) fällt über diese Ballade das nachfolgende Urteil: „Am meisten Verwandtschaft mit Lenore hat der wilde Jäger, und vielleicht ist er nur darum nicht zu gleicher Celebrität gelangt, weil er der jüngere Bruder war. Der Gegenstand ist mit strenger

Enthaltung von allem Fremdartigen behandelt, die Erfindung, den guten und bösen Engel in Gestalt zweier begleitenden Reiter erscheinen zu lassen, ist ganz der geschilderten Sitte und dem Glauben des angenommenen Zeitalters gemäß, die verhängnisvolle Symmetrie ihrer Warnungen und Aufreizungen sondert die Momente der Handlung, und läßt zwischen ihrer stürmenden Eile die Betrachtung zu Atem kommen, die immer ernster einem nahenden Strafgerichte entgegensieht. In den ersten beiden Strophen, in dem Gegensatze des wilden Jagdgetöses mit der feierlichen Heiligkeit des Gottesdienstes liegt schon der Sinn des Ganzen beschlossen, der sich nachher nur stätig entwickelt. Die Darstellung ist meisterlich, vielleicht für eine Romanze zu kunstvoll."

Ähnlich günstig urteilt H. Kurz (Komment. S. 214): Der Lenore am nächsten steht in Stoff und Komposition „der wilde Jäger," in welchem die Personifikation des guten und bösen Prinzips, die sich um die Gewalt im menschlichen Herzen streiten, mit Glück durchgeführt wird, wodurch der Dichter dem Ganzen dramatisches Leben verleiht. Unübertrefflich ist die Darstellung des göttlichen Gerichts, das den Ruchlosen ereilt. Wie vor einem Gewitter alles Leben aus der Natur zu verschwinden scheint und eine dumpfe, lautlose Stille sich über die ganze Welt verbreitet, so bricht hier das Jagdgetümmel plötzlich ab; mit unsichtbaren Banden ergreift die geisterhafteste Regungslosigkeit den Grafen und seine Begleiter (?); alles Leben stockt, und der Leser wird mit den Jägern von der unheimlichsten Bangigkeit ergriffen, bis endlich der Sturm ausbricht und den Gottlosen in sein Verderben dahinreißt.

Diesen anerkennenden Urteilen steht nun freilich ein anderes fast schnurstracks gegenüber. Gruppe (Leben und Werke deutscher Dichter, Bd. 3. 2. Ausg. 1872 S. 555) findet, daß das nur allzuklare Verhältnis von Schuld und Strafe und der Zuspruch des guten und des bösen Begleiters die Illusion und Innerlichkeit störe; der ausgeführte Dialog mit diesen Gestalten kommt ihm verfehlt vor. Die Farben hält er für zu stark aufgetragen und daneben alles Schmelzes und aller Harmonie entbehrend; man fühle zu sehr die Kunstarbeit heraus, das Metrum sei etwas trocken. Ja er liest noch sogar Parteileidenschaft und Adelshaß heraus und wer weiß, was noch alles. — Dem ungeachtet wird es dabei sein Bewenden haben, daß das Gedicht eines der besten Bürgers ist, daß es Bürgers dichterische Kraft ganz erkennen läßt, während von den Fehlern des Dichters sich kaum einzelne Spuren nachweisen lassen. Dabei kann das andre Urteil doch bestehen, daß das Gedicht an Lenore nicht hinanreicht.

8. **Die Entstehung der Ballade und ihre Geschichte** Die Ballade, deren Vollendung Reinhold in das J. 1785 („vermutlich") setzt, ist viel langsamer entstanden, als Lenore. Sie scheint schon um 1773 angefangen zu sein, und häusliche Mißverhältnisse haben den Dichter in der Ausführung gestört. Gedruckt wurde das Gedicht erst im Göttinger Musenalmanach

von 1786. Mit der Uebersetzung dieses Gedichtes hat (vgl. Pröhle a. a. O. S. 124.) Walter Scott seine schriftstellerische Laufbahn begonnen.

9. **Die Grundlage der Ballade.** Wir erwähnten schon oben, daß die deutsche Sage vom wilden Jäger nie an die Wild- und Rheingrafen angelehnt worden ist; vielmehr kommt diese Sage vorzüglich in Niedersachsen und Westfalen vor, und am deutlichsten sind die Spuren derselben am Harze zu verfolgen, von dem Geburtsorte Bürgers an (Molmerswende, wo Hackelberg begraben sein und auf einem großen Schimmel mit einem großen Schwert in der Hand sitzen und seine Schätze bewachen soll [Vgl. Kuhn und Schwarz, norddeutsche Sagen, S. 157]) bis nach Göttingen und Uslar, in welcher Gegend das Gedicht entstand. Die Gestalten der Sage sind übrigens sehr mannigfaltig, und es scheint Pröhle durchaus recht zu urteilen, welcher annimmt, daß Bürger verschiedene Rezensionen dieser Sage gekannt und da diesen, dort jenen Zug aus verschiedenen Sagen benutzt habe. Die eigene Arbeit des Dichters an diesem Gedichte bleibt doch noch groß genug.

Die beiden wichtigsten Rezensionen entlehne ich aus Pröhle:

„Der Ritter Hans von Hackelberg, ein Braunschweigischer Jägermeister, wurde 1587 auf dem Ausjageplatze bei der Harzburg von einem starken Eber am Fuße verwundet, was wenige Tage darauf seinen Tod herbeiführte. Zwei Stunden von der Harzburg, im Garten beim Klöpperkruge, wo er, auf der Reise nach Wolfenbüttel begriffen, starb, liegt er angeblich begraben. Auf dem Leichensteine sieht man ihn, auf einem Esel reitend, in Begleitung zweier Hunde dargestellt. Hackelberg zieht zur Nachtzeit mit großem Halloh über die Harzwälder dahin, vor ihm herschreitend als gespenstischer Schuhu die Tutursel, eine verwünschte Nonne, welche das Keuschheitsgelübde gebrochen. Der Weidmann, welcher zur Nachtzeit die wilde Jagd über sich vernimmt, wirft sich mit dem Gesichte platt auf die Erde. Daß Bürger in der That bei seiner „wilden Jagd“ diesen Hackelberg mit vor Augen hatte, wird höchst wahrscheinlich aus dem Auftreten des schwarzen und weißen Ritters, welche auch eine Fassung der Sage zu ihm schickt, jedoch so, daß sie die beiden Ritter erst unmittelbar vor seinem Tode zu ihm treten läßt. Hackelberg hat die Wahl, in das Fegfeuer zu gehn, wozu der rechte Ritter ermahnt, oder, wie „der linke rät, als wilder Jäger nach dem Tode fortzuleben, und er wählt das letztere.“

2) „Am Rehberger Graben jagte einst ein eifriger Jäger, welcher selbst am Sonntage die Ruhe zu stören pflegte. Ein frommer Einsiedler, der am Fuß der Rehberger Klippe, just wo sie am höchsten emporstarrt, seine Klause hatte, ermahnt ihn eines Tages, abzustehen von der wilden Verfolgung eines weißen Rehes. Aber dieser verhöhnte den Klausner und trieb die gierige Meute um so kräftiger an. Das Reh floh an den Rand dieser Klippe und stand vor dem Abgrunde. Als die Jagd näher kam, wagte es den Sprung in den Abgrund und barg sich in die Hütte des Einsiedlers. Die verfolgende Rotte stürzte ihm nach, aber zerschmettert lagen Hunde, Roß und Jäger zu den Füßen des Klausners. Seitdem zieht um Mitternacht die wilde Jagd in dieser Gegend, und mit dem wilden Jäger ziehen Riesen und Zwerge. Die Klippe aber heißt, seit das Reh herabgesprungen ist, die Rehberger Klippe. Die Stelle darunter ist noch ganz rot (vielleicht von Heidekraut); das ist das Blut des wilden Jägers, wird hinzugefügt.“

Uebrigens bildete sich diese Sage von der rastlosen Flucht eines wegen Sabbatschändung und anderer Frevel zum Gejagtwerden verdammten Jägers im Christentum erst aus der Jagd des Wodan (Woutan) aus; im Westfälischen führt der wilde Jäger den Namen Hackelbärend, Hackelberg, Hackelblock.

**10. Schriftliche Aufgaben:** 1. Der wilde Jäger. Schildernde Erzählung. (Ist in 2 Teile zu zerlegen.) 2. Vergleichung mit Frau Hitt von Ebert.

## Frau Hitt.

(Tyroler Volkssage.)

[Von Karl Egon Ebert, geb. 5. Juni 1801 zu Prag.]

1. Wo schroff die Straße und schwindlich jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh
Am Weg eine Bettlerin.

2. Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert in süßer Ruh',
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm
Und wiegt' es, und seufzte dazu:

3. „Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind,
Und allem Elend bloß.

4. Zur Speise hast du ein hartes Brot,
Das ein anderer nimmer mag,
Und wenn dir jemand ein Aepflein bot,
So war es dein bester Tag.

5. Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar".

6. So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug.
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

7. Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schau'n.

8. Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

9. Ihr Goldroß hielt die Stolze an
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

10. „„Blickt rechts, blickt links hier in die Fern,
Blickt vor- und rückwärts herum,
Soweit ihr überall schaut, ihr Herr'n,
Ist all mein Eigentum.

11. Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Winke bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!""

12. Die Bettlerin hört's und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und fleht in kläglichem Ton:

13. „O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmt, erbarmt Euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!"

14. „„Weib, bist du rasend?"" zürnt die Frau,
„„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ists, was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer.""

15. „Gott hüte, daß ich begehren sollt'.
Was fremde mein Mund nur nennt,
O so gebt mir, gebet, was Ihr wollt,
Und was Ihr entbehren könnt!"

16. Da zieht Frau Hitt ein hämisch Gesicht,
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht,
Und reicht ihn der Bettlerin.

17. Da ergreift die Verachtete wütender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"

18. Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme zieh'n,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glüh'n.

19. Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„„Ei, Wilder, was bist du so faul?““
Sie treibt ihn durch Hieb' und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.

20. Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft,
Und gebrochen den kecken Mut,
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

21. Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

22. Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrliches Aug' erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

23. Und unter ihr strecken sich Felsen hervor,
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

24. Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

[Litterarisches: Nauck, Königsberg i. N., Gymnasialprogramm 1851. — *Gude I, S. 116. — *Gruppe III, S. 555. — *Pröhle S. 124. — *Götzinger I, S. 348. — *Kurz a. a. O. — Schlegel a. a. O.]

---

## 10. Lenore.

[Bürger's Gedichte. 1823. S. 44. — Bürger's Werke, hsg. v. Grisebach. 1872. Bd. II. S. 1ff.]

1. Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?“ —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

2. Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

3. Und überall, all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog alt und jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Mutter laut,
Willkommen! manche frohe Braut;
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

4. Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wütiger Geberde.

5. Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du liebes Kind, was ist mit dir?“ —
Und schloß sie in die Arme. —
„O Mutter! Mutter hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“ —

6. „Hilf, Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!

Was Gott thut, das ist wohlgethan;
Gott, Gott erbarmt sich unser!" —
„O Mutter! Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgethan.
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöten." —

7. „Hilf, Gott, hilf! Wer der Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern." —
„O Mutter! Mutter! Was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament!
Kein Sakrament mag Leben
Den Toten wiedergeben." —

8. „Hör', Kind! Wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgethan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen!" —

9. „O Mutter! Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O, wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus,
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen:
„O weh, o weh mir Armen!"

10. „Hilf, Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk' an Gott und Seligkeit,
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen!" —

11. „O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit!
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin, in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden!" — —

12. So wütete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

13. Und außen, horch! ging's trap, trap, trap
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch den Pfortenring
Ganz lose, leise klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

14. „Holla, holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?"
„Ach, Wilhelm, du? . . So spät bei Nacht? . .
Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?" —

15. „Wir satteln nur um Mitternacht,
Weit ritt ich her von Böhmen;
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen." —

„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!“ —

16. „Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen.“ —

17. „Ach, wolltest hundert Meilen noch
Mich heut' ins Brautbett tragen?
Und horch! Es brummt die Glocke doch,
Die elf schon angeschlagen.“ —
„Herzliebchen, komm! der Mond scheint hell;
Wir und die Toten reiten schnell;
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitsbette.“ —

18. „Sag an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?“ —
„Weit, weit von hier! Still, kühl und klein!
Sechs Bretter und zwei Brettchen!“ —
„Hat's Raum für mich?“ — „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.“

19. Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende:
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände,
Und hurre, hurre, hop hop hop;
Gings' fort in sausendem Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

20. Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?“ —
„Ach nein! . . Doch laß die Toten!“ —

21. Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? . .
Horch Glockenklang! Horch Totensang:
„Laßt uns den Leib begraben!“
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug;
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

22. „Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!“ —

23. Still Klang und Sang . . die Bahre schwand . .
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre hurre! nachgerannt
Hart hinters Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

24. Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!

Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„Ach! Laß sie ruhn, die Toten!" —

25. Sieh da! sieh da! am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich beim Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! komm hier,
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitsreigen,
Wann wir zu Bette steigen!" —

26. Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

27. Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell
Hurrah! Die Toten reiten schnell! —
Graut Liebchen auch vor Toten?" —
„O weh! Laß ruhn die Toten!„ — —

28. „Rapp', Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft . .
Bald wird der Sand verrinnen . .
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft!
Rapp'! tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Toten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle!" —

29. Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Ringsum im Mondenscheine.

30. Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

31. Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben.

32. Nun tanzten wohl beim Mondesglanz
Rundum herum im Kreise
Die Geister einen Kettentanz
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!"

**1. Erläuterungen: Str. 1**. König Friedrich = Friedrich II. von Preußen, der alte Fritz. Die Prager Schlacht fand schon am 6. Mai 1757 statt, also im 2. Jahre des 7jährigen Kriegs. In dieser Schlacht ist Wilhelm

geblieben. Die Schlacht kostete dem tapferen Schwerin das Leben; auch sonst war der Sieg Friedrichs sehr teuer erkauft.

**Str. 2.** Die Kaiserin war Maria Theresia von Oesterreich. „Endlich," d. h. im J. 1763; sechs lange Jahre hatte also Leonore vergebens geharrt. — „Friede," der Akkusativ heißt gewöhnlich: Frieden.

**Str. 4.** „Nach allen Namen" d. h. von solchen, welche sie kannte und von denen sie erwarten konnte, daß sie auch Wilhelm kannten und über sein Schicksal Auskunft geben könnten.

**Str. 6.** Eitler Wahn ist nach Leonorens Meinung der Glaube, daß alles, was Gott thue, wohlgethan sei. Wahn ist eigentlich = Schein, Glanz; wir brauchen jetzt das Wort meist als täuschenden Schein, der Wahrheit entgegengesetzt; dadurch wird jeder Wahn eitel = leer, vergeblich.

**Str. 7.** „Das hochgelobte Sakrament": Das heilige Abendmahl ist auch eine Arznei für angefochene, hochbekümmerte Seelen. So tröstet die fromme Mutter. — Mag = vermag.

**Str. 8.** „Das ferne Ungarland" galt dem Volke oft dem Heidenland gleich. Vielleicht meinte Bürger auch einen Uebertritt von der evangelischen zur katholischen Kirche. Er hat es (= dessen) nimmermehr Gewinn. Im Nhd. kommt dieser Genetiv selten vor; doch hat ihn auch Schiller angewandt.

**Str. 9.** Graus = Grauen.

**Str. 10.** Seelen = schwacher Genetiv, wie er auch noch in der Zusammensetzung Seelenbräutigam vorkommt. An Jesum denkt übrigens die Mutter, von dem unsre Kirche singt: Seelenbräutigam, Jesu, Gotteslamm 2c.

**Str. 11.** Der identische Reim Hölle ist hier von großer Wirkung.

**Str. 12.** Hadern, hier = ihre höchste Unzufriedenheit mit Gottes Vorsehung aussprechen. — Sie setzte ihr Lästern auch noch fort, als es dunkel geworden und sie in ihre Schlafkammer gegangen war.

**Str. 13.** „Bei der Deklamation müssen die Schallwörter (Vgl. I., 41. 65. 66. 108. 198.): Trap, trap, trap, klinglingling u. s. w. ganz leise und schnell gesagt werden, denn nur dann erscheinen sie natürlich; widrigenfalls können sie komische Wirkung machen. Wie die Worte des Geistes beim Vortrage müssen gesprochen werden, ist schwer zu beantwortende Frage. Nach meinem Gefühl tief aus hohler Brust; nicht leise, aber auch nicht laut, so daß sie wie eine ferne Stimme klingen. Handbewegung würde dabei ganz am unrechten Orte sein." Götzinger.

V. 5. Ob horchen hier mit dem Akkusativ: den Pfortenring zu konstruieren sei, was allerdings möglich ist, da hie und da (bei Göthe und Geßner) die Konstruktion von hören sich bei horchen gebraucht findet, oder ob ein Verb der Bewegung zu ergänzen sei: den Pfortenring schiebt er ganz leise, lose, das ist nicht ganz klar.

**Str. 14.** Holla ist ein franz. Zuruf, aus ho! und là (= dort, da) zusammengesetzt.

**Str. 15.** Hagedorn oder Weißdorn (Crataegus), ein Heckenstrauch.

**Str. 16.** „Es klirrt der Sporn." Man hatte Bürger vorgeworfen,

er habe den Sporn nur um des Reimes willen klirren lassen; er verantwortet sich sehr gut: „Nicht des Reimes, sondern der Sache wegen ists da. Man muß sich in den Sporen eines Gespenstes eine magische Kraft vorstellen. Alles erinnert ihn, zu eilen; der Rappe scharrt; der Sporn fängt von selbst an zu klirren, als wäre er begierig, bald wieder zu stacheln."

hausen = einen bleibenden Aufenthalt nehmen.

schürzen (ergänze: dich) = die langen Unterkleider mit einem Gurte in die Höhe binden. Das Wörtchen dich gehört zu schürze und schwinge, nicht zu springe.

**Str. 17.** „Um 11 Uhr beginnt nach dem alten Volksglauben die Geisterstunde." So bemerkt Götzinger. Allein nahezu eine Stunde braucht der Reiter zur Rückreise nach Böhmen; also hat er auch zum ersten Ritte eine Stunde gebraucht, und wir haben darum den Anfang der Geisterzeit auf 10 Uhr zu verlegen. Das ist auch sehr wol thunlich; denn, wenngleich als die eigentliche Geisterstunde gewöhnlich die Stunde von 11 Uhr bis Mitternacht gilt, so ist dies doch nicht ausschließlich (Vgl. Göthes Totentanz, welcher von 12—1 Uhr dauert) die Zeit, wo die Geister ihr Wesen treiben können; vielmehr läßt der Volksglaube die Geisterzeit oft von 10 Uhr bis zum ersten Hahnenschrei Morgens andauern.

„Wir und die Toten reiten schnell." Auch hierzu bemerkt Bürger selbst: „Das Mädchen muß denken, daß wir und die Toten zweierlei sind. Sie versteht es so: wir reiten schnell, wie die Toten. Zugleich liegt mystisch in dem „Wir und die Toten," daß der, welcher es sagt, ein Toter selbst mit ist."

„Zur Wette" = abgekürzt statt: es gilt die Wette, oder: ich erkläre mich sofort zur Wette bereit.

**Str 18.** Sechs Bretter und zwei Brettchen: alte, sprichwörtliche Bezeichnung des Sarges, auch eine Art Euphemismus.

„hoffen" = erwarten uns.

**Str. 19.** Hurre = Ausruf zur Bezeichnung der Geschwindigkeit, eigentlich die Befehlsform des mhd. hurren = sich schnell bewegen.

**Str. 20.** Anger (wildgrünes Land), Heide (nicht Forst, wie Götzinger meint, sondern eine trockene Fläche, mit dürrem Holzwuchs und Heidekraut bewachsen) und Land (Ackerland). —

**Str. 21.** „Laßt uns den Leib begraben!" Ein altes Begräbnislied der böhmischen Brüder (Mich. Weiße) aus dem Jahre 1531 beginnt:

> Nun lasset uns den Leib begrab'n
> Und daran keinen Zweifel hab'n:
> Er werd am jüngsten Tag erstehn
> Und in ein neues Leben gehn.

Die Unke, eine kleine Krötenart, lebt nur in stehenden Gewässern. Ihr Ruf: Unk! Unk! klingt wie ferner, dumpfer Glockenklang.

**Str. 22.** Klang und Sang und Klage. Die beiden Wörter Klang und Sang verbindet ein Binnenreim, Klang und Klage der Stabreim und Assonanz.

Küster = vom lat. custos, Wächter abgeleitet, Hüter der Kirchenkleinodien, Kirchendiener und Gehilfe des Pfarrers bei Amtshandlungen.

Gurgle. Bürger sagt: „Statt gurgle ist singe zu schwach. Der Geist muß eine eigne, gräßliche Sprache haben und das gurgle klingt mir gräßlich. Eben weil kein andrer lebendiger Mensch so spricht, muß ein Gespenst so sprechen. Auch muß der Küster, der ein Gespenst ist, nicht singen, sondern gurgeln."

Pfaff: Vgl. Kaiser und Abt, Str. 3.

**Str. 23.** Hinters Rappen = hinter des R.

**Str. 25.** Sieh da! Diese Epizeuxis (Wiederholung) spricht weder Wilhelm noch Lenore, sondern der Dichter. Vgl. Heines Belsazar:

Und sieh! und sieh! an weißer Wand 2c.

Hochgericht = der Galgen.

Gesindel = verächtliche Gesellschaft, elendes Pack. Die Verkleinerung el (lein, le) dient hier nicht nur dazu, den Hauptbegriff klein und unansehnlich zu machen, sondern es entwickelt sich auch aus der Unansehnlichkeit der Begriff der Nichtsnutzigkeit.

**Str. 26.** „Wie Wirbelwind am Haselbusch" 2c. — Konstruiere: Wie Wirbelwind durch die dürren Blätter am Haselbusch rasselt. Bürger gesteht, das Wort rasselt nur aus Not genommen zu haben, da der Wind eigentlich nicht rassele.

**Str. 27.** „Ist diese Stelle (V. 1—4) nicht stark und groß? Bei einem Geisterritte, wo in einer Stunde hundert Meilen zurückgelegt werden, ist sie vortrefflich." (Bürger).

**Str. 28.** Der Sand ist der Sand der Sanduhr — welcher nach Ablauf einer bestimmten Zeit verrinnt. Die Morgenluft erklärt Götzinger als die Luft des folgenden Tages. Dazu treibt ihn die Betonung des Wortes Heute (Str. 16. 17.). Allein der Hahnenruf (Str. 28, 1.) ist doch nicht um Mitternacht, sondern am Beginn des Morgens zu erwarten. Ich fasse darum Morgenluft in eigentlicher Bedeutung und denke mir die Worte des Reiters als in der Absicht gesprochen, den Rappen zu größerer Eile anzutreiben. Es ist, als verstünde das gespenstische Pferd die menschliche Sprache und fürchte nichts mehr als Hahnenschrei und Morgenluft, so daß diese bloßen Worte es zu größerer Eile antreiben, als der schärfste Sporn vermocht hätte.

Man vgl. Göthes Faust:

„Meine Pferde schaudern, der Morgen dämmert auf."

**Str. 30.** Huhu! ein alter Ausruf des Grausens und Schreckens. (Vgl. Bürgers wilden Jäger. Str. 26.) Koller = Reiterwams. Schopf = Haupthaar. Stundenglas = Sanduhr. Hippe = Sense. Die beiden letzten Dinge sind Symbole des Todes. „Durch die Beilegung von Stundenglas und Hippe erscheint der tote Wilhelm als der Tod selbst, was schwerlich Absicht, eher Versehen des Dichters war." Götzinger.

**Str. 31.** Hui. Vgl. Erl. I. S. 63.

**2. Disposition:**

I. Am Morgen: Lenore. (Str. 1—4.)

1. Lenore wacht aus schweren Träumen auf — träumend und wachend denkt sie ihres verschollenen Wilhelm — auch heute.
2. Denn das preußische Heer kehrt heute nach endlich geschlossenem Frieden heim — allüberall' grüßen sich Bekannte und bewillkommnen sich die Verwandten; Mütter, Weiber und Kinder stürzen den Heimgekehrten in die Arme. (Str. 2. 3.)
3. Lenore sucht ihren Wilhelm und findet ihn nicht, begehrt Aufschluß über sein Schicksal und empfängt solchen nicht — und überläßt sich dann der trostlosesten Verzweiflung. (Str. 4.)

II. Am Tage: Lenore und die Mutter. (Str. 5—12.)

1. a. Die Mutter versucht die Tochter zu trösten mit allgemeinen Zeichen der Mutterliebe. (Str. 5, 1- 4.)
   b. Die Tochter stößt Worte der völligen Trostlosigkeit aus. (Str. 5, 5—8.)
2. a. Die Mutter ermahnt die Tochter zum Gebete. (Str. 6, 1—4.)
   b. Die Tochter will nicht mehr beten, weil Gott ihren Bräutigam ihr nicht erhalten habe. (Str. 6, 5—8.)
3. a. Die Mutter weist auf Gottes Vaterliebe und auf die Kraft des Sakraments hin. (Str. 7, 1 – 4.)
   b. Die Tochter verschmäht das Sakrament, weil es ihr ihren Wilhelm nicht wiederzugeben vermöge. (Str. 7, 4—8.)
4. a. Die Mutter versucht die maßlose Liebe der Tochter durch Erweckung von Zweifeln an Wilhelms Treue zu dämmen. (Str. 8.)
   b. Die Tochter verwünscht ihr Leben und ruft den Tod herbei, Gott immer stärker lästernd. (Str. 9.)
5. a. Die Mutter bittet Gott um Vergebung der Sünden ihres Kindes und bittet die Tochter, an ihre Seligkeit und den Seelenbräutigam zu denken. (Str. 10.)
   b. Die Tochter will nur zu Wilhelm, nicht zu Gott. Wo Wilhelm — da sei Seligkeit, wo er nicht sei, da sei ihre Hölle. (Str. 11.)
6. Das Gespräch hat ein Ende — aber das Lästern und die Verzweiflung dauert fort bis zum späten Abend. (Str 12.)

III. In der Nacht: Lenore und Wilhelm. (Str. 13—32.)

1. Wilhelms Ankunft. (Str. 13.)
2. Wilhelms und Lenorens Gespräch: (Str. 14—18).
   a. Die Frage nach der Gesinnung Lenorens gegen Wilhelm.
   b. Die Gegenfrage Lenorens, woher er komme, beantwortet Wilhelm und giebt zugleich seine Absicht kund, Lenore mitzunehmen. (Str. 15, 1—4).

c. Lenorens Aufforderung an Wilhelm, sich in der Stube zu wärmen, wird abgelehnt, die Aufforderung zur Mitreise wiederholt. (Str. 15, 4—8. Str. 16.)
d. Lenore bezweifelt, Wilhelm beteuert, daß die weite Hochzeitsreise in einer Stunde zurückgelegt werden könne. (Str. 17.)
e. Die letzten Fragen über Hochzeitskammer und Brautbett und neue Aufforderung zur Eile. (Str. 18.)

3. Der nächtliche Ritt. (Str. 19—29.)
a. Lenorens Aufsitzen und der Aufbruch. (Str. 19.)
b. Die Art des Rittes. (Str. 20.)
c. Der Leichenzug wird zum Hochzeitszug. (Str 21—23, 1—4.)
d. Der Ritt wird fortgesetzt. (Str. 23, 5—8. Str. 24.)
e. Das Galgengesindel wird zu Hochzeitsfestgenossen. (Str. 25—26, 1—4.)
f. Der Ritt wird fortgesetzt. (Str. 26, 5—8. Str. 27.)
g. Der Rappe, zu größerer Eile angetrieben, erreicht das Ziel. Str. 28.)
h. Der Ritt durch Kirchhofstor und über die Gräber. (Str. 29.)

4. Das Ende: (Str. 30—32.)
a. Der Reiter wird zum Gerippe. (Str. 30.)
b. Mit dem Rappen und dem Gerippe sinkt Lenore in die Tiefe. (Str. 31, 2—4.)
c. Das Geheul der Geister dringt an der Sterbenden Ohr (Str. 31, 5—8.)
d. Der Tanz und der Gesang der Geister. (Str. 32.)

3. **Geschichtliches:** Quellen der Ballade und Abfassungszeit.

Was W. Wackernagel schon früher, das hat Pröhle (a. a. O. S. 77—115) in ausführlichster und gründlichster Weise gethan: Er hat alle Sagen und Lieder deutscher und fremder Zunge, welche mit Lenore einen gemeinsamen oder verwandten Gedanken haben, zusammengestellt; er hat die Frage untersucht, ob Bürger für seine Ballade Quellen aus dem Englischen benutzt habe, und welche, und schließlich zweierlei festgestellt: 1. Bürger hat, wie er selbst mitgeteilt hat und Althof in Bürgers Leben erzählt, „einst beim Mondenscheine ein Bauermädchen singen hören:"

Der Mond, der scheint so helle,
Die Toten reiten so schnelle:
Feins Liebchen, graut dir nicht?

Diese Worte tönten immer in seinem Ohr und wirkten so auf seine Einbildungskraft*), daß er schnell einige Strophen von der einige Monate nachher vollendeten Lenore entwarf, welche Boie'n, dem er sie mitteilte,

*) Von Jugend auf hat Bürger einen Sinn für das Schauerliche und das Gruseln gezeigt

so sehr bezauberten, daß dieser ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war. Mit dieser Vollendung ging es freilich sehr langsam, und es blieben immer einzelne Strophen, die zuletzt ein Faden aneinander reihete.

2. Daß Bürger, wie im Sept. 1796 nach seinem Tode in The Monthly Magazine behauptet wurde, eine alte englische Ballade The Suffolk Mirakle benutzt habe, ist ein Irrtum; andererseits kann es als ausgemacht gelten, daß er die Ballade von Wilhelms Geist aus Percy gekannt habe. Dieser letzteren Quelle, welche wir noch mitteilen werden, hat Bürger den Namen Wilhelm entlehnt. Wilhelm heißt der Bräutigam in allen schottischen Balladen dieser Art, während Margarethe die Braut heißt*). —

Die Ballade wurde im Jahre 1773, vielleicht am 13. August, fertig. Unter diesem Datum schreibt er an Boie: „Gottlob, nun bin ich mit meinem schweren Horatio fertig! rief weiland Caspar Gottschling. Gottlob nun bin ich auch mit meiner unsterblichen Lenore fertig! ruf auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeisterung Ihnen zu. Das ist dir ein Stück, Brüderle! Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen giebt, solls hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe; ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume &c."

Als in einem poetischen Zirkel in Göttingen, dem nichts davon verraten war, das Gedicht vorgelesen wurde, und Bürger bei der Stelle:

„Rasch auf ein eisern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel."

mit seiner Reitgerte an die Thür' des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg im vollen Schrecken vom Stuhle auf. (Vgl. Althof, Bürgers Leben S. 36.)

Im Jahre 1744 erschien das Gedicht, inzwischen wesentlich verbessert und gefeilt, im Göttinger Musenalmanach. Der Beifall, den dasselbe fand, war unbeschreiblich. Der Geschichtsschreiber Johannes Müller bekennt, daß das Gedicht ihm eine schlaflose Nacht gekostet habe. (Vgl. Gelzer, n. deutsche Nat.-Litter. II, p. 207.) Auch Göthe trug die Lenore oft und gern vor.

Zahlreiche dankende und glückwünschende Briefe trafen bei dem Verfasser ein aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands. So sagt denn A. W. Schlegel (Charakteristiken und Kritiken Bd. 2): „Lenore würde ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern. Sie bleibt immer Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie einst der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute."

---

*) Statt dieses Namens wählte Bürger Lenore, welchen Namen ein Mädchen führte, das in seinem Dienste stand.

**4. Grundgedanke.** Drei Momente sind es, welche Bürger in diesem Gedichte aufs glücklichste vereinigt hat: Zunächst ist das ganze Gedicht ein Nachtstück der Liebe; sodann stellt es den Zusammenhang dar zwischen dem toten und dem lebenden Teile des Liebesbundes, und die, auf alter heidnischer Anschauung ruhende, aber überall verbreitete Ansicht, daß der Tote den Lebenden aus oder ins Grab nachziehen könne; endlich ist dieses Ende der Lenore ein Gottesgericht, welches sie durch ihre Lästerungen herbeizieht.

Wem irgend ein, und wäre es das höchste, irdische Gut höher steht als Seligkeit und Gott, den zieht dieser Schatz im Tode an sich, und die Seele wird hinabgezogen unaufhaltsam, unwiderstehlich, unrettbar von dem und zu dem an Gottes Statt gestellten Götzen.

**5. Komposition:** Hier sollen statt eigener Worte die Worte von H. Kurz stehen (Komm. III., S. 213.):

Was die Komposition betrifft, so ist sie in jeder Beziehung meisterhaft zu nennen. Bei der Ausdehnung des Gedichts ist die Einfachheit und Einheit des Stoffs dennoch bewahrt, und die Erzählung schreitet bis zu ihrem Ende unaufhaltsam vorwärts. In wenigen, aber treffenden Zügen versetzt uns der Dichter mitten in die Begebenheit selbst; die Exposition in den einleitenden Strophen gewinnt dadurch an Bedeutung, daß sie zugleich, als Gegensatz zu dem Nachfolgenden, den Jubel und das Glück derjenigen darstellt, welche die Ihrigen wieder finden. Der Dichter hält sich nicht mit Personenmalerei auf, welche doch immer die beabsichtigte Wirkung verfehlen; aber er weiß im Verlauf der Darstellung einzelne bedeutungsvolle Züge so geschickt anzubringen, daß die erregte Phantasie des Lesers sich unwillkürlich ein vollständiges Bild der Personen selbst bildet (Str. 4. „Rabenhaar"; Str. 19. „Schön Liebchen", „Lilienhände".) Nachdem Lenore die Heimkehrenden umsonst gefragt und sie sich ihres Unglücks bewußt geworden war, überläßt sie sich der trostlosesten Verzweiflung. Dieser Zustand ist aber nicht unerwartet; der Dichter hat ihn schon beim Beginn der ersten Strophe ahnen lassen, indem er darstellt, wie Lenore selbst in ihren Träumen von der tiefsten Sehnsucht nach dem Geliebten erfüllt ist. Wie Bürger nur das erzählt, was auf andre Weise nicht dargestellt werden kann, dagegen alle Handlungen und Zustände dramatisch versinnlicht, so auch die Verzweiflung des unglücklichen Mädchens. Als Trägerin des Dialogs läßt er Lenorens Mutter erscheinen, ein einfaches Weib voll Mutterliebe, aber auch voll Frömmigkeit und Gottergebung, so daß die in sündliche Vermessenheit und Gotteslästerung ausartende Verzweiflung der Tochter ihren Gegensatz und durch denselben Hebung und Kolorit erhält. Lenore hat mit den frommen Tröstungen ihrer Mutter auch den göttlichen Beistand von sich gestoßen; sie ist der feindlichen Macht anheim gefallen, die in der gespensterhaften Gestalt ihres Wilhelm erscheint. Zwar überfällt sie ein unheimliches Grauen bei den geheimnisvollen Reden des Reiters; aber schon ist sie ihres Willens nicht mehr mächtig; sie folgt seinem Rufe; die nächtliche Reise beginnt. Der Dichter zeichnet diese Reise meisterhaft, indem er auch hier alles dramatisch vergegenwärtigt und die ganze Gespensterwelt mit allen ihren abenteuerlichen und grauenhaften Erscheinungen herbeizieht, bis endlich am Ziel des Rittes aller täuschende Schein verschwindet, und Lenore die Ahnung, die immer beängstigender in in ihrer Seele aufgestiegen war, verwirklicht sieht. Sie befindet sich mitten in der Geisterwelt, und während sie den letzten Lebensfunken aushaucht, verkündigen ihr die nächtlichen Begleiter die Strafgerichte Gottes."

Doch können wir nicht umhin, noch mit einigen Worten anderer Vorzüge zu gedenken, welche dem Gedichte, der vorzüglichsten aller deutschen Balladen schaurigen Genres, eignen. Was wir bei dem braven

Manne und dem wilden Jäger lobend hervorzuheben hatten, das findet sich auch hier, nur in noch höherem Grade, in vollendeterer Weise:

1. Hier sind epische und dramatische Züge in prächtiger Weise vereint. Wo es irgend thunlich war, ist das Gedicht dramatisch angelegt; nur, wo der Dichter den erzählenden Faden aufnehmen mußte, ist es geschehen und dann in einer solchen Anschaulichkeit und Lebensfülle, daß diese Stellen zu dem Wirkungsvollsten des ganzen Gedichts gehören. Welch ein liebliches Bild ist der Einzug heimziehender Krieger! Man muß einem solchen einmal persönlich beigewohnt haben, um das Tiefergreifende jedes einzelnen Zuges in Str. 2. und 3 nachzufühlen.

Wie anschaulich und entsetzlich zugleich ist das Bild des verzweifelnden Mädchens, das sechs lange Jahre den Gedanken an ihren Verlust hegen mußte und doch an denselben nicht glauben wollte, und das angesichts des Glückes, welches es auf andern Gesichtern lesen kann, zum Bewußtsein der Größe seines Unglückes geführt wird und seinen Schmerz nährt, ihm die Zügel schießen läßt, sich in die Verzweiflung selbst und immer mehr hineinlästert! (Str. 4 und 12.)

Und nun gar die Schilderung des nächtlichen Rittes!

Wir sehen die Geschwindigkeit des Rittes immer wachsen: Zuerst gehts in sausendem Galopp an Anger, Haide und Land vorüber: dann fliegen Dörfer, Flecken und Städte links und rechts vorbei; endlich fliegt gar der Himmel mit seinen Sternen oben über den Reitenden hin!

Und gleich lebendig ist die dramatische Anlage des Dialogs. Da sind alle flickenden und verbindenden Wörter völlig vermieden. Daß Lenore in der ersten Strophe redet, wer bezweifelt es? Die Worte: „Lenore sprach“ fehlen. Aehnliche Worte fehlen auch im Wechselgespräch zwischen Mutter und Tochter, und doch weiß jeder, wem jedes Wort zugehört, so sehr unterscheidet sich Ton und Inhalt der Redenden. Die Steigerung der Angst, welche in den Worten der Lenore während des Rittes hervorleuchtet, kann nicht wirkungsvoller sein: Ach nein, doch laß die Toten! — Ach! Laß sie ruhn, die Toten! — O! weh! Laß ruhn die Toten!

2 Das Geheimnisvolle wird dargestellt im Gedichte, indem die ganze Geisterwelt nur in allgemeinen Umrissen, in einer gewissen Ferne und Undurchschaubarkeit vorgeführt und nicht anders, als mit dem unsichern*), der Phantasie leicht zu Hilfe kommenden Mondlicht beleuchtet wird; auch wird diese grausige Stimmung reichlich durch das oft angewandte und unbestimmte Es**) genährt und mit dieser Stimmung die Phantasie zur fruchtbarsten Thätigkeit befähigt.

3. Das Volkstümliche (welches, wie oben gesagt, Schlegel an Bürgers Gedichten und an diesem besonders rühmt) zeigt sich zunächst

*) Halb sichtbarlich, bei Mondenlicht. (Str. 25. 3.)

**) Man vgl. Schillers Taucher und andre später zu besprechende Stellen.

in den häufigen Interjektionen des Klagens und Grausens und in der Lautmalerei (Ach, O weh — trap, trap, klinglingling, holla, hurre, hop, hurrah, ha sieh!, huhu, hui ꝛc.), dann in den zahlreichen Wiederholungen, der Epizeuxis (O Mutter, Mutter! — o weh, o weh! — Hilf, Gott, hilf! — Gott, Gott erbarmt sich unser u. s. f. in Str. 6. 7. 9. 10. 11 18. 19. ꝛc.), der Anaphora (Str. 11. 16. 24. 27. 28. ꝛc.), der Polysyndese (Str. 13. Und), der epischen Wiederholungen (Str. 19. 20. — 23. 24. — 26. 27.). Der Klang einzelner Vokale und ganzer Wörter ist, wenn auch nicht immer ein absichtlicher, doch immer ein so passender, daß das ganze Gedicht ein Muster der Kongruenz und Harmonie genannt zu werden verdient.

6. **Die Form** ist recht einfach und doch vollkommen gelungen für den behandelten Stoff:

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — V. 1. 3.
◡ — ◡ — ◡ — ◡ V. 2. 4.
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — V. 5. 6.
◡ — ◡ — ◡ — ◡ V. 7. 8.

Das Reimbild ist ababccdd.

7. **Zur Vergleichung** teile ich mit (vgl. oben!):

### Wilhelms Geist.

Da kam der Geist zu Gretchens Thür
Mit manchem Weh und Ach!
Und drückt am Schloß und kehrt am Schloß
Und ächzte traurig nach.

„Ist dies mein Vater Philipp?
Oder ist's mein Bruder Johann?
Oder ist mein Treulieb Wilhelm
Aus Schottland kommen an?

„Ist nicht dein Vater Philipp,
Ist nicht dein Bruder Johann!
Es ist dein Treulieb Wilhelm,
Aus Schottland kommen an.

O Gretchen süß, o Gretchen lieb,
Ich bitt' dich, sprich zu mir;
Gieb, Gretchen, mir mein Wort und Treu (zurück),
Das ich gegeben dir."

„Dein Wort und Treu geb' ich dir nicht,
Geb's nimmer wieder dir,
Bis du in meine Kammer kommst,
Mit Liebeskuß zu mir."

„Wenn ich soll kommen in deine Kammer,
Ich bin kein Erdenmann,
Und küß ich deinen Rosenmund,
So küß ich den Tod dir an.

O Gretchen süß, o Gretchen lieb,
Ich bitt dich, sprich zu mir;
Gieb, Gretchen, mir mein Wort und Treu,
Das ich gegeben dir".

„Dein Wort und Treu geb ich dir nicht,
Gebs nimmer wieder dir,
Bis du mich führst zum Kirchhof hin,
Mit Bräut'gamsring dafür."

„Und auf dem Kirchhof lieg' ich schon,
Fernweg, hinüber dem Meer!
Es ist mein Geist nur, Gretchen,
Der hier kommt zu dir her".

Ausstreckt sie ihre Lilienhand,
Streckt eilig sie ihm zu.
„Da nimm mein Treuwort, Wilhelm,
Und geh und geh zur Ruh."

Nun hat sie geworfen die Kleider an,
Ein Stück hin unter das Knie,
Und all die lange Winternacht
Ging nach dem Geiste sie.

„Ist Raum noch, Wilhelm, dir zu Haupt,
Oder Raum zu Füßen dir?
Oder Raum noch, Wilhelm, dir zur Seit',
Daß ein ich schlüpf zu dir?"

„Kein Raum ist, Gretchen, mir zu Haupt,
Zu Füßen und überall,
Kein Raum zur Seit' mir, Gretchen,
Mein Sarg ist eng und schmal."

Da kräht der Hahn, da schlug die Uhr!
Da brach der Morgen für.
„Ist Zeit, ist Zeit nun, Gretchen,
Zu scheiden weg von dir!"

Nicht mehr der Geist zu Gretchen sprach,
Und ächzend tief darein
Schwand er in Nacht und Nebel hin
Und ließ sie stehn allein.

„O bleib, mein Ein Treulieber, bleib,
Dein Gretchen ruft dir nach!"
Die Wange blaß, ersank ihr Leib,
Und sanft ihr Auge brach.

8. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Lenore. (Schildernde Erzählung) — 2. Einzug der Krieger in die Heimat. — 2. Unverhofftes Wiedersehen. (Eine Erzählung, in welcher ein Totgeglaubter unerwartet in den Kreis der Seinen zurückkehrt. Eigene Erfindung seitens des Schülers). — 4. Vergleichung der Lenore mit „Wilhelms Geist". — 5. Welche Aehnlichkeiten bestehen zwischen Bürgers drei Balladen: der brave Mann, der wilde Jäger und Lenore? — 6. Rettung durch einen Traum. (Umbildung der Lenore, indem der nächtliche Ritt bis zum Ende als Traumgesicht angesehen und durch das Erlebte die bisher verzeifelnde Braut zur Erkenntnis ihres Frevels und zur Ruhe geführt wird.)

[Litterarisches: Wilh. Wackernagel, zur Erklärung und Beurteilung von Bürgers Lenore. Programm des Pädagogiums in Basel vom J. 1835, wieder abgedruckt in den altdeutschen Blättern von M. Hoffmann, Heft II. S. 174—204. (Daraus das Halberstädter Progr. von Bockelmann [Plagiat 1837].) — Herling II, S. 128—139. — *Gude, Erläuterungen I, S. 94. — Nauck, Progr. des Gymn. zu Königsberg i. d. Neumark. 1851. — *Pröhle S. 77. — *Gruppe, II, S. 550. — *Kehrein, S. 281. — *Götzinger, S. 270. — *H. Kurz. III. S. 212.]

## Biographie des Dichters.

Gottfried August Bürger ist als das zweite Kind eines Pfarrers zu Molmerswende im Unterharz am 31. Dez. 1747 geboren. In seiner frühen Jugend zeigte er zwar ein glückliches Gedächtnis, aber sehr wenig Eifer zum Lernen, so daß seine Kenntnisse bis zum 10. Jahre sehr geringe blieben. Doch liebte er damals schon sehr Historien und Lieder aus der Bibel, dem Gesangbuche und andern Büchern, soweit ihm solche bis zu jener Zeit zugänglich wurden. Nach den Mustern des Gesangbuches versuchte er Verse zu machen, die Stoffe lieferte ihm die Bibel. — Um unter strengere Aufsicht zu kommen, ward der zwölfjährige Knabe nach Aschersleben zum Hofesherrn und Provisor Bauer, seinem Großvater, gebracht; er besuchte fortan die dortige Schule, ohne zu irgend einem Lehrgegenstand Neigung zu zeigen; nur in der Verskunst übte er sich und rächte sich an Lehrern und Schülern für Strafen und Neckereien durch Epigramme und andere beißende Gedichte. Diese Art der Rache reizte übrigens etliche Schüler zu so derber Vergeltung, und selbst den

Rektor Aurbach zu einer so strengen Bestrafung, daß der Großvater den Knaben ins Gymnasium zu Halle sandte.

In Halle studierte er auch seit Mai 1764 Theologie, gegen seine Neigung auf des Großvaters Wunsch. Der Vater Bürgers war in diesem Jahre gestorben. Seine Lebensweise war nicht tadelfrei, ja der zornige Großvater berief ihn von der Hochschule ab, ließ sich jedoch besänftigen und erlaubte sogar, daß Bürger, welcher in Folge leichtsinniger Streiche der Theologie hatte entsagen müssen und der Jurisprudenz sich zugewandt hatte, das letztgenannte Studium in Göttingen Ostern 1768 fortsetzen durfte. Doch fiel Bürger bald in das frühere leichtsinnige Leben zurück, und der Großvater zog von dem undankbaren Enkel seine unterstützende Hand ab.

Dies Mal riß sich der tief in Schulden steckende Student aus den Armen des Leichtsinns und Lasters und brachte mit eisernem Fleiß und edler Beharrlichkeit wieder ziemlich seine Verhältnisse in Ordnung, trieb auch mit Erfolg das erwählte Studium, ohne der Poesie zu entsagen.

Sein Freund Boie, der ihm bisher schon mit Rat und That zur Seite gestanden hatte, verschaffte ihm die Stelle eines Justizamtmanns in Altengleichen. Sein Großvater versöhnte sich wieder mit dem auf den Weg der Ordnung zurückgekehrten Enkel, bezahlte dessen Schulden und erlegte die erforderliche Kautionssumme.

Seit 1774 verheiratet mit Dorette Leonhardt, der Tochter des hannoverschen Amtmanns zu Niedeck, erfuhr Bürger einen schweren Schlag nach dem andern, teils unverschuldet, teils als Folge seines Leichtsinnes. Er wurde um sein eigenes Vermögen teilweise von einem unredlichen Verwalter gebracht; um das seiner Frau brachte er sich selbst durch thörichte Unternehmungen (Pachtung und Bewirtschaftung eines Gutes); seine Stelle gab er 1784 auf, da Verleumdungen seiner Feinde ihm das Amt verbittert hatten. Am allerschwersten aber wirkte auf Bürgers inneres Leben der Umstand ein, daß er bald nach seiner Verheiratung zu der jüngeren Schwester seiner Frau, Auguste Leonhardt, in sündiger Liebe entbrannte. Diese Liebe, welcher später auch die Geliebte erlag, war der Wurm, welcher das häusliche Glück zerstörte. Am 30. Juli 1784 starb seine Frau an der Auszehrung und an gebrochenem Herzen. Am 27. Juni 1785 heiratete er die unter verschiedenen Namen, zuletzt als Molly besungene Schwester seiner Frau, um sie schon am 9. Jan. 1786 durch den Tod zu verlieren, nachdem sie ihm ein Mädchen geboren hatte. Durch dies Ereignis verlor der Dichter fast seinen letzten Halt. Zwar raffte er sich nochmals auf, hielt philosophische Vorlesungen, ward Dr. der Philosophie und später unbesoldeter außerordentlicher Professor. Zum dritten Male trat er in den Ehestand, diesmal mit einem schwäbischen Mädchen, Elise Hahn, welches selbst ihm in Versen Herz und Hand angeboten hatte und den ungekannten Dichter schwärmerisch zu verehren schien;

allein diese dritte, 1790 geschlossene Ehe ward ein durchaus unglückliches Band.*) Bürger war durch all dieses Erlebte gebrochen, seine Vermögensverhältnisse ebenso zerrüttet wie seine Gesundheit; er verbrachte, in kleinem Zimmer eingeschlossen, mit auszehrendem Körper noch einige Monate als armselig bezahlter Übersetzer. Zu den schweren Schlägen, welche des Unglücklichen Leben frühe vernichtet haben, ist auch eine von Schiller herrührende, sehr abfällige und nahezu vernichtende Rezension der Bürgerschen Gedichte aus dem Jahre 1791 (in der Jenaer Litteraturzeitung erschienen) zu zählen. So ging der arme Mann innerlich gebrochen, am Leibe abzehrend, vom Mangel, vom eigentlichen Hunger dem Rande der Verzweiflung nahe gebracht, seiner Auflösung entgegen. Am 8. Juni 1794 erlöste den unglücklichen Dichter von bitterster Not der — Tod.

Bürger war ein gutmütiger, liebenswürdiger gegen Freund und Feind edeldenkender Mann, der mit den Feinden**) seine letzte Habe geteilt hat; er war bescheiden und anspruchslos, teilnehmend an fremder Lust und Leid, — aber er war leider auch leichtsinnig, leichtlebig, und sein früherer Lebenswandel nicht fleckenlos, seine traurige Lage nicht unverschuldet. Auch die meisten der Gedichte Bürgers ermangeln sittlicher Reinheit, streifen ans und sinken ins Gemeine, oft nicht aus Freude am Gemeinen, sondern, weil Bürger, um allgemein verständlich zu werden (und ein volksmäßiger Dichter war er, wie keiner nach ihm). das Platte und Unedle oft für „das Populäre“ hielt und in Stoff und Ausdruck sich vergriff. — Ausgezeichnet war seine Begabung und sind teilweise seine Leistungen in der Ballade, nicht minder hervorragend war er in dem Sonette, und Schiller hat nicht etwa deshalb ihn so scharf beurteilt, weil er Bürgers Begabung unterschätzte, sondern, weil er an einen Mann, dem er Fülle poetischer Malerei, glühende energische Herzenssprache, einen bald prächtig wogenden, bald lieblich flötenden Poesienstrom, ein biederes Herz nachrühmte, einen hohen Maßstab der Kunst legen und weil er von solchem Dichter Vollendetes fordern zu müssen glaubte.

Die Popularität Bürgers war übrigens eine großartige, — unerreichte; namentlich hatte er mit seiner Lenore die ganze Welt in Entzücken versetzt und Gebildete wie Ungebildete in gleicher Weise für den Dichter begeistert.

---

*) Bürger hatte sein Leben an ein, seiner vollkommen unwürdiges, Weib gekettet. Er bezeichnete sie selbst in seinem Briefe an die Schwiegermutter (vom 3.—12. Februar 1792) als „ein verschwenderisches, üppiges, heuchlerisches, verbuhltes, ehebrecherisches Weib“ und hatte zu jedem Worte vollkommen Recht. Man kann Bürgers 3. „Ehestandsgeschichte“ nicht ohne die wärmste Teilnahme für den unglücklichen Bürger lesen, dessen Edelsinn und Wahrhaftigkeit in jeder Zeile des genannten Briefes zu erkennen ist. Im Jahre 1792 ließ sich Bürger von diesem Auswurfe scheiden.

**) So hat Bürger seinem Todfeinde, dem Zerstörer seines Glückes, dem Hofrat Liste, seine letzten Thaler gegeben und für ihn durch eine rasche Sammlung 100 Thaler zusammengebracht.

Bürgers Grab hat man sich nicht gemerkt. An einer Akazie, welche — nach dem Berichte eines alten Schneidermeisters — der Buchhändler Dietrich auf ein Grab hatte pflanzen lassen, hat man das Grab wieder erkennen wollen. Diese Akazie wurde Ende der vierziger Jahre abgehauen, weil sie einem Monumente Bürgers Platz machen sollte. Allein das Denkmal kam nicht zu Stande. Noch jetzt hat Göttingen kein würdiges Denkmal für den Dichter. Herder sagt über Bürger: „Bürgers Leben ist in seinen Gedichten; diese blühen als Blumen an seinem Grabe; weiter bedarf er, dem in seinem Leben Brod versagt ward, keines steinernen Denkmals. Möge eine freundschaftliche Hand Bürgers Gedichten ihre Flecken nehmen und eine Ausgabe solcher gewählter Stücke zum bleibenden Ruhm des Dichters veranstalten."

## Schriften Bürgers.

Göttingischer Musenalmanach 1779—1794.

Lyceum od. Akademie der schönen Redekünste (Bd. I, St. 1—3) Berlin, 1790—91.

Anthia und Abrokomas; aus dem Griech. des Xenophon von Ephesus. Leipz. 1775.

Gedichte. Göttingen 1778. 2. Aufl. 1789.

Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten 2c. Göttingen 1787.

Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen 2c. Aus dem Englischen. Göttingen, 1787. 2. verm. Ausg. 1788. u. ö. — 6. Ausg. 1849.

Ode zur funfzigjährigen Jubelfeier der Georgia Augusta am 17. Sept. 1787.

Benjamin Franklins Jugendjahre, von ihm selbst für seinen Sohn beschrieben. Aus dem Englischen. Berlin, 1792.

Makbeth. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen.

Sämmtliche Werke. Herausg. v. Karl v. Reinhard. 4 Bde. Gött. 1796—98

Neue wohlfeile Ausg. 8 Bde. 1829—33. (Karlsruhe. Nachdruck.)

Vermischte Schriften. Herausgeg. v. K. v. Reinhard. 2 Tle. Gött. 1797—98.

Lehrbuch der Aesthetik. Herausgeg. von dems. 2 Bde. Berlin, 1825.

Aesthetische Schriften. Von dems. herausg. Berlin 1832.

Bürgers sämmtliche Werke. Einzige rechtmäßige Ausgabe in einem Bd. Hsg. von Aug. Wilh. Bohtz. Mit Bildn. des Dichters in Stahlstich und einem Faksimile seiner Handschr. Göttingen 1841.

Bürgers Gedichte. Neue Originalausgabe. 1841. Göttingen.

Bürgers sämmtl. Werke. Neue Originalausgabe. 1844. Gött. 4 Bde.

Bürgers Gedichte. 1846. 16⁰.

Bürgers Gedichte. Neue vollst. Ausg. Mit Einl. und Anm. Herausg. von J. Tittmann. Leipzig, 1869.

Bürgers Werke, herausgeg. von Dr. Eduard Grisebach. 2 Bde. Berlin, 1872.

Bürgers sämtliche Gedichte. 16°. Berlin, Hempel. Geb. 1,30 M. 1879.
Bürgers Gedichte 1880. (In Miniaturbibl. klass. Dichterwerke Bdch. 7.) Leipzig, Matthes. 50 ₰.

Schriften über Bürger.

Althoff, Bürgers Biographie (1798.)
Döring, Dr. H. Bürgers Leben. Berlin 1826. Neue Aufl. 1847.
Daniel, Dr. H. A., Bürger auf der Schule. Progr. des Pädag. zu Halle 1845.
Gräber in Göttingen. Von J. W. A. (Frankfurter Konversationsblatt.)
Müller, Otto: Bürger ein deutsches Dichterleben. (Roman) 1845. Frankfurt — 2. Ausg. 1848.
Wackernagel, W. Zur Erläuterung und Beurteilung von Bürgers Lenore 1835. Basel (Programm.)
Bürger und Müllner. Ein Briefwechsel. Jüterbogk. 1833. (v. Reinhard?)
Prutz, der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Litteratur. 1841. Leipzig.
Zimmermann, Dr, Genien der deutschen Sprache. II. Bürger. (Herrigs Archiv Bd. 15, S. 121—152.)
Pröhle, Dr. Heinrich, Gottf. Aug. Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen 1856. Leipzig.
Ebeling, F. W., G. A. Bürger und Elise Hahn. Leipzig. 1868.
Goedeke, K. Leben Bürgers. Hannover 1873.
Strodtmann, Briefe von und an Bürger. Berlin 1874.

## Adelbert von Chamisso.

### 11. Der Szekler Landtag. (1831.)

(Von Adelbert von Chamisso.)
[Werke. I. S. 176.]

1. Ich will mich für das Faktum nicht verbürgen;
Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand.
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen! —

2. Als einst der Sichel reif der Weizen stand
In der Gespannschaft Szekl, da kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.

3. Es wollte nicht der böse West sich legen;
Es regnete der Regen Tag' auf Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.

4. Gehört des Volkes laut erhoben Klage,

Gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
Um Rat zu halten über diese Plage.

5. Die Landesboten ließen sich nicht treiben,
Sie kamen gern, entschlossen, gut zu tagen
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.

6. Da wurde denn nach bräuchlichen Gelagen
Der Tag eröffnet und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:

7. „Und nun, hochmögende Genossenschaft,
Weiß Einer Rat? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheune schafft?"

8. Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde,
Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:

9. „Der Fall ist ernst. Mit nichten wär' es weise,
Mit übereiltem Ratschluß einzugreifen;
Wir handeln nicht unüberlegter Weise.

10. Drum ist mein Antrag, ohne weit zu schweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen!
Die Zeit bringt Rat; sie wird die Sache reifen".

11. Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen.

12. Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
Umfassen noch des Landes Rat und Hort
Und sah den leid'gen Regen ewig dauern.

13. Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:
„Hochmögende, nun thut nach eurer Pflicht!
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort;

14. Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in unsers Sinnes düstre Nacht
Das lang' erwartete, begehrte Licht?

15. Zur That! Ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
Des Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht.

16. Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten!" —
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann,
Ich will euch meinen Rat nicht vorenthalten.

17. Wir sehn es vierzehn Tage noch mit an;
Und hat der Regen dann nicht aufgehört —
Gut, regn' es denn, so lang' es will und kann!" —

18. Er schwieg; es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend — dann erscholl
Des Beifalls Jubelnachklang ungestört.

19. „Einstimmig" heißt es in dem Protokoll,

„Einstimmig ward der Ratschluß angenommen,
Der nun Gesetzeskraft behalten soll“.

20. So schloß ein Szekler Landtag, der zum Frommen
Des Landes Weiseres vielleicht geraten,
Als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.

21. So wie die Väter, stolz auf ihre Thaten,
Nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
Erschien die Sonne, trocknete die Saaten,
Und schwankten heim die Wagen goldbeschwert.

1. **Form:** Diese dreizeilige (am Schlusse steht eine zwei- oder vierzeilige) Strophe stammt aus Italien. Dante's „göttliche Komödie“ ist in dieser Strophe gedichtet. Jede der Zeilen ist ein fünffüßiger jambischer Vers, welcher bald katalektisch, bald hyperkatalektisch ist. So entstehen am Ende männliche und weibliche Reime. Das Reimbild ist nun

aba bcb cdc dcd ..... ;

d. h. jeder Reim kommt mit Ausnahme des ersten dreimal vor, der erste umarmt den zweiten, dann der zweite den dritten, der dritte den vierten u. s. f. Jeder Reim (abgesehen vom Reim a) kommt in zwei Strophen vor, in der ersten in der Mitte, in der folgenden an den beiden Enden. Der Schluß der Terzinen (so werden diese Strophen genannt) ist entweder

xyx yzyz,

in welchem Falle der Schlußreim, wie der Anfangsreim nur zweimal vorkommt (vierzeilige Schlußstrophe), oder

xyx yzy zz,

in welchem Falle der Schlußreim dreimal vorkommt (zweizeilige Schlußstrophe). —

Jede Strophe sollte trotz des Reimbandes, welches dieselbe mit der folgenden Strophe verbindet, ein logisches Ganzes sein.

Chamisso ist ein Meister in der Terzine.*)

2. **Erläuterungen:**

St. 1. Die Szekler sind ein im O. und N. O. Siebenbürgens wohnender ungarischer Volksstamm, der wahrscheinlich seit dem Hunnen Attila dort seine Wohnsitze bewahrt hat. Es ist ein sehr tapferes, aber auch die Unabhängigkeit sehr liebendes Volk.

Wir haben es übrigens hier nicht mit einem Faktum zu thun, sondern mit einem Schwanke. Entweder erzählt man diesen wirklich den Szeklern nach, oder Chamisso hat den Namen dieses so weit entfernt wohnenden Volkes (vgl. Göthes: dort hinten, weit in der Türkei) zu brauchen sich erlaubt, um dem Schwanke eine historische und örtliche Grundlage zu geben, ohne irgend einen deutschen Landtag durch Anwendung seines Namens dem Spotte preiszugeben, welcher die Folge einer derartigen dichterischen Verewigung ist.

---

*) Vgl. dessen: Salaz y Gomez (die drei Schiefertafeln) u. andere Gedichte.

**Str. 2.** „der Sichel reif" = zum Schneiden reif. Es ist das Werkzeug statt der Vorrichtung gesetzt. (Metonymie.)

Gespannschaft: bedeutet dort so viel als bei uns eine Provinz, einen größeren Verwaltungsbezirk.

**Str. 3.** böse West = weil er immer Regen brachte, böse genannt.

V. 2. In diesem Verse haben wir zwei starke Annominationen, d. h. zwei Verbindungen von Wörtern eines Stammes. — „Der Regen regnet" = Pleonasmus; es wird etwas mehr ausgesprochen, als nötig war.

**Str. 4.** „Gehört ꝛc." = Ein zu einem Partizipium (Gehört = gehört habend) zusammengeschrumpfter Nebensatz der Zeit: [Nachdem man] des Volkes laut erhobne Klage gehört [hatte], gefiel es ꝛc. —

**Str. 5.** „Landesboten" = die vom Lande gesandten, „abgeordneten" Männer.

**Str. 6.** Es hat der Dichter trefflichst verstanden, mit dem ernstesten Gesicht von der Welt seine feinen humoristischen Bemerkungen einfließen zu lassen. Die konservative, treu am Alten hängende, Satzungen und Bräuche gewissenhaft erhaltende Gesinnung zeigt sich zunächst in den „bräuchlichen" Gelagen, von welchen man auch in der größten Not des Landes aus Gewissenhaftigkeit und konservativem Sinne nicht abgeht. Überstürzt wird auch nichts, vgl. das Folgende. —

V. 2. Der Tag = Landtag. Tag = Versammlung; vgl. unser tagen, welches nicht nur hell werden bedeutet, sondern auch: beratende Sitzungen halten.

Der Landesmarschall = der regierungsseitig bestellte Präsident.

**St. 9.** Greise. Greis ist ursprünglich ein Adjektiv, noch jetzt oft ein schwaches Substantiv,*) hier (jedenfalls aus Not?) wie Bube, Bote ꝛc. gebildet.

**Str. 12.** Hort = Schutz, cf. Prutz: Der Räuber und das Kruzifix: Hort und Pfleger du der Waisen (Ps. 18, 2 und oft in der hl. Schrift wird Gott der Menschen Hort genannt). — Hort hat noch die andere Bedeutung: Schatz, Geschütztes (der Nibelungen Hort im Rheine).

**Str. 13.** „ewig" = es ist noch kein Aufhören abzusehen. Der Ungeduldige findet alles „ewig lang." Die Diplomaten schließen „ewigen Frieden."

**Str. 21.** „heimschwanken" die vollgeladenen Wagen; goldbeschwert: der reife Weizen ist des Landmanns Gold, ihm am Werte gleich, verwandelt sich später in Gold und Geld.

3. **Grundgedanke:** Den Naturereignissen gegenüber bleibt dem ohnmächtigen Menschen nichts übrig, als Geduld und Warten, sowie Ergebung zu lernen.

---

*) Vgl. Chamisso: Salaz y Gomez I. 19, 1: Da sah ich einen Greisen vor mir liegen.

[Es giebt auch thörichte Tagesordnungen und Beschlüsse der hochmögenden und hochgeehrten Versammlungen, so thörichte, daß der Beschluß des Szekler Landtags, mit ihnen verglichen, noch als Weisheit erscheint.]

---

## 12. Die Sonne bringt es an den Tag.

[Werke. I. S. 60.]

1. Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas,
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

2. Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag!" —

3. „Wer nicht? Was nicht?" Die Frau fragt gleich.
„Was stierst du so an? Was wirst du so bleich?"
Und er darauf: „Sei still, nur still!
Ich's doch nicht sagen kann noch will,
Die Sonne bringts nicht an den Tag."

4. Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bittrem Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„Was bringt die Sonn' nicht an den Tag?" —

5. „Nein, nimmermehr!" — „Du sagst es mir noch!" —
„Ich sag' es nicht." — „Du sagst es doch!"
Da ward zuletzt er müd' und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

6. „Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr,
Da traf es mich einst gar sonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

7. Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsum war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not:
Den Beutel her, sonst schlag ich dich tot!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

8. Und er: Vergieße nicht mein Blut;
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an!
Er war ein alter, schwacher Mann —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

9. So rücklings lag er blutend da;
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr
Die Sonne bringt es an den Tag

10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt' ihm die Taschen um und um,
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld;
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld. —

Die Sonne bringt's nicht an den
Tag.

11. Dann zog ich weit und weiter
hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus.
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halt den Mund und sei gescheit!
Die Sonne bringts nicht an den
Tag.

12. Wenn aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie dann meint,
Wie sie sich müht und sich erbost, —
Du, schau' nicht hin und sei getrost!
Sie bringt es doch nicht an den
Tag!"

13. So hatte die Sonn' eine Zunge
nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn.
„Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt Euch nicht merken, was Ihr
nun wißt!" —
Nun bringt's die Sonne an den
Tag.

14. Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr
Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund?
Was hat er gethan? Wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

1. **Erläuterungen**:

**Str. 1.** Zum Frühtrunk = in der Absicht, den Frühtrunk einzunehmen.

**Str. 2.** zitternde Kringeln: Chamisso sagt offenbar die Kringel; das Richtige ist jedoch der Kr. Kringel (oft in der Bedeutung von 1. Bretzel: 2. Kitzel) bedeutet hier Ringe, durch Wiederschein des runden Schüsselrandes von der Sonne gebildet. Kringel ist = Kreis (altnord. **kringla**). (Vgl. auch das niederdeutsche Kring = Kreis.)

**Str. 6**. Da traf es mich einst gar sonderbar = es war eine eigentümliche Lage, in die ich da geriet. (Ein etwas „sonderbarer" Ausdruck!)

**Str. 7.** just (lat. **juste**) = grade, recht.

**Str. 8. 9.** Der Dichter übergeht den eigentlichen Kampf und die tödliche Verwundung. Es war leicht für einen kräftigen Menschen, des armen Alten Herr zu werden.

**Str. 9.** Da es unmöglich ist, röchelnd zu schreien, so konstruiere man: Als er bereits röchelte, schrie er mir noch in's Ohr.

**Str. 14.** Die Fragen passen für zufällige Zuschauer recht gut. Die Antwort giebt dann ein in den ganzen Vorfall Eingeweihter mit dem Kehrreim.

2. **Grundlage** der Ballade ist wohl das Märchen der Gebrüder Grimm (Kinder und Hausmärchen Nr. 115.):

„Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum. Nun konnt' er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf Wege ein Jude; und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich, und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los und sprach: Gieb mir dein Geld, oder ich schlag' dich tot! Da sagte der Jude: Schenk mir doch das Leben, Geld hab' ich keines und nicht mehr als acht Heller. Der Schneider aber sprach: Du hast doch Geld, und das soll auch heraus! brauchte Gewalt und schlug ihn so lange, bis er nahe am Tode war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort: Die klare Sonne wird es an den Tag bringen; und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld; aber er fand nicht mehr, als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch

und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit, der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich, heiratete sie und lebte in einer guten, vergnügten Ehe. — Überlang, als sie schon zwei Kinder hatten, starb Schwiegervater und Schwiegermutter, und die Jungen hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf und blickte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach: Ja, die wills gern an den Tag bringen und kann's nicht! Die Frau sprach: Ei, lieber Mann, was ist denn das? Was meinst du damit? Er antwortete: Das darf ich dir nicht sagen. Sie aber sprach: Wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen, — und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's auch kein Mensch erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe die letzten Worte gesprochen: *Die klare Sonne wird's an den Tag bringen.* Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen, und hätt' an der Wand geblinkt und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. Darnach bat er sie noch besonders, sie dürfe es niemand sagen, sonst käm' er um sein Leben. Das versprach sie auch. Als er aber zur Arbeit sich gesetzt hatte, ging sie zur Gevatterin und erzählte es der, wenn sie's keinem Menschen wieder sagen wollte. Ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor Gericht, und er ward hingerichtet. So brachte es doch die klare Sonne an den Tag."

3. **Das Gedicht,** welches sonst keine besonderen Schwierigkeiten bietet, hat für uns einen doppelten Wert. Zunächst kann es zeigen, welche Bedeutung der **Refrain** (der hier den *Grundgedanken* der Ballade ausspricht) durch die *leisen Veränderungen* gewinnt, die mit demselben vorgenommen werden.

Der **Refrain** ist eigentlich das in der Ueberschrift angegebene Wort: Die Sonne bringt es an den Tag. Str. 1 zeigt uns noch gar keine Gefahr der Entdeckung der Frevelthat, und doch spricht zuversichtlich der Dichter das prophetische Wort aus, durch den *heitern Sonnenschein* daran erinnert: Die Sonne bringt es*) an den Tag. Obgleich der Meister durch die Kringel erschreckt ist, so trotzt er doch der Sonne und spricht leise die verräterischen Worte, die das Gegenteil von dem zur Folge haben, was er hofft. (Str. 2.) So leise sie waren, diese schaudernden, trotzig verzagten Worte, das Ohr des neugierigen Weibes hat sie vernommen, und ihre Neugier ist erregt. Noch hofft er unentdeckt zu bleiben. (Str. 3.) — Aber das Weib versteht die Kunst, ihn mürbe zu machen (Str. 4.), und als der Meister dem Weibe nachgiebt, spricht der Dichter in dem Refrain: „Die Sonne bringt es an den Tag" schon das Ende aus. Schaffe dir einen Mitwisser, und wäre dieser dein Weib, du bist verloren. (Str. 5.) Str. 6 erzählt zwar der Meister sein Verbrechen, aber mit dem Gedanken sich zu *trösten* versuchend, daß es so noch nicht herauskomme. (Str. 6.) In der folgenden Str. 7 wird dieser *nichtige Trost* in Verbindung mit dem Mordanschlag gebracht, und gewissermaßen die Mordthat in der Hoffnung beschlossen, daß sie unentdeckt bleiben werde. (Str. 7.) Auch nach vollbrachtem Mordanfall

*) Dies **es** zieht sich lange Zeit durch das Gedicht, als ein unenthülltes Geheimnis. Das Balladenartige liegt eben in *diesem* mysteriösen Worte.

tröstet er sich mit diesem Worte. (Str. 8.) — Aber in sein Ohr fällt da des Sterbenden Wort, welches das grade Gegenteil ausspricht und der Sonne die Rache, die Entdeckung des Mordes befiehlt. (Str. 9.) — Wider Erwarten gelingt die Bestattung dem Mörder, ohne daß er überrascht wird, und aufatmend spricht er sich mit dem Worte Mut zu; Die Sonne bringt's nicht an den Tag. (Str. 10.) — Das Geheimnis ist enthüllt — und doch hält der Mörder an der eingebildeten Hoffnung fest, das Weib, dessen Interesse zu schweigen sei, werde nimmer ihn verraten. (Str. 11.) — Aber die Schwatzhaftigkeit der weiblichen Zunge bringt weiter, auch was zu sagen gegen das Interesse, ja der größte Schaden des Weibes mit ist. Eine soll es ja nur erfahren: die Frau Gevatterin. (Str. 12.) — Sie ist nicht schlimmer als die andern, aber sie ist auch nicht besser. Darum weiß es der Dichter ganz zuversichtlich: Nun bringt's d. S. a. d. T. — Als der Hingerichtete 20 Jahre nach Verübung des Mordes für sein bisher ganz geheim gehaltenes Verbrechen büßt, da zeigt es sich, daß des Juden sterbend Wort in Erfüllung gegangen war, wörtlich und buchstäblich: Niemand anders verriet den Mörder; die Sonne that es. Die Sonne bracht **es** an den Tag.

Zum Andern ist aber hier **der Vortrag** des Gedichtes außerordentlich wichtig.*) Die verschiedenen Strophen und der Refrain wechseln den Ton:

Einfach und munter (Str. 1.) Der Refrain: prophetisch-warnend. — Str. 2. Lebhaft erzählend. Refrain: leise, ängstlich-trotzig. — Str. 3. Sehr lebhaft und schnell V. 1—2. Abwehrend und ruhig, bestimmt scheinend V. 3—4. Refrain: dumpf. — Str. 4. Die Stimme steigend bis zum fragenden Refrain. — Str. 5. 1 – 2. Rede und Gegenrede, hitzig und scharf, der Ton des Mannes von dem der Frau unterschieden. — V. 3. 4. Die Erzählung berichtet, decrescendo das Schwächerwerden des Mannes nachahmend. — **R.**: ernst, wichtig. — Str. 6. Die Erzählung setzt mit scharfem Ton ein, der Meister berichtet in nicht rosiger Stimmung, wie er einst auch in nicht rosiger Stimmung und obendrein in Verlegenheit war. **R.** Leise — für sich gemurmelt. — Str. 7 wie Str. 6, gegen den Schluß drohend — wild. **R.** in demselben Tone. — Str. 8, 1—2. Herzlich, eindringlich bittend. — Str. 8. 3—5 Langsam und dumpf. — Str. 9, 1—3 Schaudernd — langsam. V. 4—5. Der Ton steigt [Letzte Kraftanstrengung des Sterbenden]. — Str. 10, V. 1. 2. Rasch. 3—5. Enttäuschung, dann Aufflackern der Hoffnung (oder: mit drohendem Tone). — Str. 11, 1—4. Wie erleichtert in der Erzählung fortfahrend. **R.** unwirsch. — Str. 12, 1—4: Die Festigkeit weicht wieder, es ist ihm doch nicht ganz wohl bei der Sache. **R.** Erheuchelte Ruhe und Sicherheit. Wegwerfend. — Str. 13, 1—2. Ernste Worte des Dichters. — 3—4. Geheimnisvoll und doch schwatzhaft. **R.** Sehr wichtig. — Str. 14, 1—4. Im Volkston. **R.** Wichtig — bestätigend und warnend. —

---

*) Vgl. Roderich Benedix (der mündliche Vortrag. 3. 1860, S. 283).

4. **Grundgedanke:** Die Sonne bringt es an den Tag. — Oder; Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.*)

5. **Charakteristik der beiden Personen.** Es mußte die Aufgabe des Dichters sein, uns an diesem Beispiele die hohe Wahrheit des Wortes: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen" zu zeigen; aber eben nur dann kommt diese Wahrheit ganz und allein zur Anschauung, wenn der Verbrecher keine innere Umkehr zeigt, wenn er derselbe gottlose Mensch noch ist zur Zeit der Entdeckung und Bestrafung der Unthat, wie zu der Zeit, da das Verbrechen verübt wurde. Und er ist hier derselbe wie vor 20 Jahren. Gottvergessenen und rohen Sinnes hatte er den armen, schwachen Juden einst überfallen, gewürgt, gemordet, 8 Pfennige gewonnen und den Frieden seiner Seele vollends verloren. Reue über seine That empfand er weder, als sie geschehen war, noch jetzt, wo er sie selbst offenbart. Daß Gott des sterbenden Juden Wort hören und erfüllen werde, das dachte er nicht, und je längere Zeit hindurch er seine Heimlichkeit verborgen gehalten hat, desto weniger glaubt er noch an die Entdeckung der That. Aber was andere Menschen nicht entdecken konnten, das muß er selbst wider Willen offenbaren. Nicht Reue, sondern Rohheit spricht aus jedem Worte heraus. Als wenn es nur eine Kleinigkeit, eine geringfügige Sache wäre, einen Menschen zu morden! Charakteristisch ist es übrigens, daß das lange verhüllte Geheimnis dann enthüllt wird, sobald der bisher ruhelos, wie Kain, umhergewanderte Verbrecher einen sicheren Ort gefunden zu haben glaubt, wo er sich niederlassen und seinen eignen Herd gründen kann. Die Verhältnisse, unter welchen er heiratet, sind ansprechend. Ein junges Weib, ein einträgliches Geschäft — der Schneider fühlt sich zum ersten Male in einer gewissen Sorglosigkeit und Behaglichkeit, und in dieser Stunde der Ruhe verrät er sein Geheimnis, welches der Ruhelose 20 Jahre wohl verwahrt gehalten hatte. Das ist Gottes Finger.

Die Frau, welche diesen Fremdling geheiratet hat, hat auch von edlen Eigenschaften nichts; Gottesfurcht ist bei ihr nicht zu schauen; und daß sie solche bei dem Schneider nicht fand, hat sie nicht zurückgehalten, ihm ihre Hand zu reichen. Neugierde, diese so häufige Untugend, namentlich der Frauen, eignet ihr aber in hohem Grade; um diese zu befriedigen, wendet sie alle Mittel an, Hader und Schmeichelei, böse und gute Worte, bis sie den Mann, wie eine zweite Delilah, schwach nnd müde gemacht hat. Und als sie endlich das Grausenvolle erfährt, —

---

*)Von tiefer Wahrheit ist auch das Wort aus einem Fragment des Aeschylos:
Du siehest, Dike, schweigend, unsichtbar ist sie
Dem Menschen, schlaf' er, wandr' er oder sitz' in Ruh',
Doch folgt zur Seite schräg sie, auch wohl hinterdrein,
Und keine Nacht verhüllet Übeltäter je,
Und was du Arges möchtest thun, **glaub', Einer sieht's!**
(Vgl. Sirach 23, 28.)

kein Wort des Grausens, kein Wort des Abscheus! Ihre Neugier ist befriedigt, ihre Schwatzhaftigkeit fordert nun ihr Recht. Ob es klug oder dumm wäre — darnach fragt sie nicht, weitergeschwatzt muß es werden, und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit erfährt es die Frau Gevatterin; und diese ist um nichts besser, sondern bläst die Sache weiter, und nach zweien Tagen singen auf den Dächern die Sperlinge von der That des Meisters, und die Raben berichten krächzend am dritten von dem Lohne des Mörders. Acht Pfennige, zwanzig Jahre Brand im Gewissen, dann Rad und Hochgericht! Ja, die Sonne bringt es an den Tag.

[Litterarisches: *Viehoff, ausgewählte Stücke I, 232 — *Gude IV, S. 263. — Henneberger in Viehoffs und Herrigs Archiv III, S. 367. — Schulbl. der evang. Sem. Schles. 1870. Heft 4. — Götzinger.]

---

## 13. Die Weiber von Winsperg.

[Werke 176. Herausg. von H. Kurz. I, S. 305.]

1. Der erste Hohenstaufe, der König Konrad lag
Mit Heeresmacht vor Winsperg seit manchem langen Tag;
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

2. Der Hunger kam, der Hunger! das ist ein scharfer Dorn.
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn:
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Thore, so trifft euch doch das Schwert."

3. Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug, wir sind vom Blute rein!"
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

4. „Die Weiber mögen abziehn, und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei;
Laßt ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort,
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort."

5. Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut;
Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut;
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Thor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

6. Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihre Ehherrn, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an, ihr argen Weiber!" ruft drohend mancher Wicht:
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht."

7. Da hat, wie ers vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht!
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

8. So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht;
Die Sage schallt herüber aus halbvergeßner Zeit.
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.

1. **Abfassungszeit:** 1831.
2. **Form:** Neuere Nibelungenstrophe. (S. das Register.)
3. **Gattung:** Romanze.
4. **Einleitung** zum Verständnisse des Inhaltes: Die Romanze enthält die Schilderung der Belagerung und Eroberung des kleinen, festen Städtchens Weinsberg*) in Schwaben im J. 1140.

Kaiser Konrad III., der erste Fürst aus dem Geschlechte der Hohenstaufen, war am 22. Febr. 1138 zum deutschen Könige gewählt worden. Es geschah dies seitens der deutschen Fürsten, um die immer mächtiger werdende Familie der Welfen nicht über sich zu sehen. Heinrich der Stolze, Herzog von Sachsen und Schwaben, verzichtete auf die Krone, nachdem ihm Konrad versprochen hatte, ihm alle Reichslehen in Besitz zu geben. Aber bald gerieten Konrad und Heinrich in bitteren Kampf welcher nach den Familien der Streit der Welfen und Waiblinger (Ghibellinen) genannt worden ist. Doch Heinrich der Stolze starb 1139. Sein Bruder Welf warf sich, nachdem er anfänglich für des Stolzen zehnjährigen Sohn Heinrich (später der Löwe genannt) eingetreten war, zum Herzog von Baiern auf. Bei Weinsberg wurde er aber von Konrad aufs Haupt geschlagen. Doch setzte er den Krieg fort, indem er nur den Kriegsschauplatz verlegte. — Die Stadt Weinsberg hatte sich dem Welf angeschlossen und sollte nun von Konrad gezüchtigt werden. Das Leben der Männer wird durch der Weiber List und Treue gerettet.

5. **Erläuterungen:**

**Str. 1.** Lang waren die Tage nicht, aber sie wurden dem belagernden Könige lang, weil das Städtchen sich gegen die gesamte Heeresmacht Konrads lange erfolgreich wehrte. Ein Nest wird die Stadt genannt, weil sie klein und gar nicht besonders fest war. Vom Winter begünstigt, wehrte sich jedoch das Städtchen mit dem Mute, den die Verzweiflung giebt.

**Str. 2.** Mit Konrad verbündet sich jetzt ein anderer Feind gegen die Städter, nämlich der Hunger in der Stadt. Daß dieser Feind ein grimmiger sei, deutet die Wiederholung im V. 1 an! Die Gnade suchen = sie versuchten, unter möglichst günstigen Bedingungen die Stadt zu übergeben. Allein der Kaiser, den dieses Städtchen bisher so lange in seinem Kampfe

*) Hier lebte und starb der bekannte schwäbische Dichter Justinus Kerner.

gegen Welf aufgehalten hatte, dem auch durch die tapfere Gegenwehr mancher treffliche Krieger (Degen) erschlagen war, war erbittert und hatte den Verteidigern gedroht, daß, wenn sie auch die Stadt übergäben, sie ihren früheren Trotz doch mit dem Leben bezahlen müßten.

**Str. 3.** Mittelreim: Armen — Erbarmen.

**Str. 5.** leise, leise, vgl. Wittekind (v. Platen.)

Mit Schritten leise leise,
Wie Späherschritte sind.

**Str. 6.** arg = arglistig, hinterlistig, doch in unserm Zusammenhange mehr dem Schalkhaften zuneigend. Wicht, vgl. unser Kerl: ein starker Mann, dem es aber an Herzensbildung fehlt.

Eins der bedeutendsten Hofämter war das des Kanzlers. Gewöhnlich bekleideten dasselbe Geistliche. Das Gold der Krone hat leider mancher den folgenden Fürsten befleckt durch den Bruch seines Wortes; so Siegismund dem Huß gegenüber. Bedeutsam ist, daß es dort italienische Geistliche waren, welche dem Kaiser einredeten, daß man einem Ketzer sein Wort nicht zu halten brauche, nicht halten dürfe.

**Str. 8.** „Halbvergessne Zeit" = weil angehörend „dem dunkelen Mittelalter", dessen Dunkelheit für viele darin besteht, daß sie dasselbe nicht kennen. Denn der Lichtpunkte finden sich dort weit mehr, als man gewöhnlich annimmt. Aus dieser Strophe geht auch hervor, daß Chamisso deutsch denken gelernt hat; denn seines Volkes Treue ist so wenig zu rühmen, daß bereits Cäsar die Treulosigkeit der Gallier sprichwörtlich gemacht hat, und daß derselbe Tadel die nach Gallien eingedrungenen westlichen Franken (vgl. Chlodwigs Familie) trifft; die heutigen Franzosen sind aus jenen und diesen gemischt = Francogalli.

**6. Disposition:**

I. Str. 1. 2: Einleitung.
Str. 1: Belagerung der Stadt durch Konrad und heldenmütige Gegenwehr.
Str. 2: Die Belagerten werden durch Hunger besiegt und bitten vergeblich Konrad um Gnade.

II. Str. 3—7: Die Weiber retten die Männer.
a. Die Gesandtschaft der Weiber und ihre Bitte.
b. Die Wirkung ihrer Bitte und des Königs Antwort.
c. Wie die Weiber des Königs Antwort sich deuten, und die Liebe und List der Weiber das Leben der Männer rettet.
d. Hofbeamte und Höflinge wollen den Weibern wehren; aber
e. der Kaiser freut sich sehr und hält den treuen Weibern von Weinsberg sein Manneswort.

III. Str. 8: Schluß. Damals galt eines Königs Wort in Deutschland noch heilig; seitdem ist freilich die Krone nicht immer rein gehalten worden.

7. **Grundgedanke:** Nicht etwa: Weiberlist geht über alles, was auf Erden ist,*) sondern: Die Treue der Weiber und Männer, Keuschheit und Wahrheit, sind zwei herrliche Zierden unseres deutschen Volkes, wenigstens in den früheren Zeiten allgemein gewesen, in der Gegenwart freilich sehr in Abnahme begriffen.

---

## 14. Die alte Waschfrau.

1833.

[Werke. I. S. 212. — Reclamsche Ausg. S. 42.]

1. Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand.
Die Scheere braucht sie, die Nadel
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zu Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

1. **Dichtgattung**: Eine poetische Erzählung haben wir hier vor uns. Man versteht darunter eine in ihren Gründen und in ihrem Entwickelungsgange einfache Begebenheit, deren Inhalt scherzhaft, aber auch

*) Das ist etwa der Grundgedanke einer viel „leichteren" Romanze gleichen Namens: Weiber von Weinsberg von G. A. Bürger (1774).

ernst sein, und aus der mythischen Zeit, aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart genommen sein kann, welche aber von einem Dichter in idealer Weise (also wahrhaft poetisch) aufgefaßt und klar, lebhaft und anschaulich ausgeführt wird. Oft, aber bei weitem nicht immer, ist eine moralische Belehrung mit der poetischen Erzählung verbunden. Ich erinnere an: Das Riesenspielzeug (Chamisso), der Kaiser und der Abt (Bürger), Schwabenstreiche (Uhland), die Tabakspfeife (Pfeffel), die Sonne bringt es an Tag (Chamisso), Salas y Gomez von Chamisso und viele poetische Erzählungen von Kriegsthaten aus früheren und dem letzten Kriege.

2. **Form:** Strophen von je 8 jambischen Versen. Zeile 1. 3. 5. 7. sind vierfüßige jambische Verse mit einer überzähligen kurzen Silbe (hyperkatalektische Verse), die andern Verse enthalten vier vollständige jambische Versfüße (sind also akatalektisch). Somit sind die graden Zeilen stumpf, die ungraden klingend gereimt. Das Reimbild zeigt gekreuzte Reime a b a b c d c d.

3. **Erläuterungen:**

**Str. 2.** „in ihren jungen Tagen" = in den Tagen ihrer Jugend. Geliebt deutet auf die Zeit unausgesprochener Neigung zu ihrem späteren Manne; gehofft hat sie in der Zeit ihres Brautstandes auf die Vermählung und die Gründung eines Hausstandes, welcher ihren bescheidenen Wünschen genügte und wenn auch Last, doch keine eigentlichen schweren Schicksalsschläge bringen würde; sie hat sich dann vermählt, aber das Glück nicht gefunden, welches sie gehofft hatte.

Die (fünfmalige) Wiederholung der Worte: „Sie hat" am Anfang einer neuen Zeile und eines neuen Satzes nennt man Anaphora.

**Str. 3.** Die einzigen Güter, welche sie ihren Kindern mitgeben kann, sind der Fleiß und die Ordnungsliebe, welche die Mutter den Kindern anerzogen hat. Hierzu kommen noch die beiden nicht minder hohen Güter: Zucht und Ehre. Fürwahr ein köstlicher Reichtum, ein hohes Erbe, welches die Erziehung in ein Kind gelegt hat, falls ein züchtiges, ehrbares, fleißiges, ordentliches Glied der Gesellschaft aus diesem geworden ist.

**Str. 4.** Dreimal findet sich kurz nach einander das Wort und wiederholt. Diese „überreiche Verbindung" nennt man Polysyndese (Polysyndeton). Jeder einzelne Zug in dem sonst einförmigen Leben der alten Wäscherin wird uns dadurch, getrennt von den andern, vor die Seele geführt und unserer Beachtung nahe gelegt.

Leinewand: Wir sagen gewöhnlich Leinwand, aber auch dies Wort ist im Oberdeutschen nicht gebräuchlich, heißt vielmehr dort Leinwat. Wand stammt aus dem Niederdeutschen; wand = 1. Stoff, 2. Kleid (vgl. unser Gewand) ist dann später ins Oberdeutsche gedrungen. (Das Tuchhändlergildehaus in Leipzig heißt Wandhaus; im Mittelalter hießen die Tuchhändler Wandsnider.)

Sterbehemde. Diese Form ist die ältere (ahd. hemedi, mhd. hemede und hemde), wir sagen jetzt meist Hemd. „Sonder" = ohne.

**Str. 5.** Schrein = ist ein veraltetes Wort für Schrank oder Kiste, Lade, stammt von dem lat. scrinium und wird jetzt nicht mehr im Volksmund, dagegen noch recht oft in der Dichter Munde gebraucht. Ja es ist entschieden unter den begrifflich verwandten Wörtern das bevorzugte.

Ihr Erstes und ihr Letztes = ihr Höchstes, an das sie zuerst und zuletzt denkt (etwas übertrieben ist doch dieser Ausdruck! Besser paßte: „ihr Ein und Alles," wenn man eben nach Luxusgegenständen bei ihr suchte). Es ist dies eine Hemd das einzige Stück in ihrem Vermögen, welches sie nicht unbedingt nötig hat, eine Art Luxus, ihr aber, weil besonders saurer Schweiß und Entsagung an diesem abgesparten, selbst gesponnenen und genähten Hemde klebt, auch das Liebste unter ihren geringen Habseligkeiten.

„Sie legt es an," wenn es gilt, wenn sie die Absicht hat rc. (Wird dieser Gedanke ergänzt, so wird die etwas harte Verbindung des Absichtssatzes mit dem Hauptsatze verbessert.)

Dann legt sie's wohlgefällig fort, bis sie darin rc. Vor „Bis" ist zu ergänzen: Und in dieser Weise wird sie es nur Sonntags während des Gottesdienstes gebrauchen, bis die letzte Stunde kommt und andre ihr dies Hemd anziehen, um es nicht wieder auszuziehen.

**Str. 6.** „an meinem Abend" = Lebensabend, vor meinem Ende.

in meinen Grenzen und (meinem) Bereich. Diese Zeile enthält ebenwohl eine grammatische Härte.

„am Kelch des Lebens mich zu laben." Kellner erklärt dies: „Wie ein Kelch Wein, aber auch Gift einschließen kann, so bietet das Leben Freud und Leid. Der Weise nimmt beides aus der Hand des Schöpfers mit Ergebung und heitrem Mute, auf daß es ihn labe, d. h. stärke, ihm nütze, zur Vervollkommung gereiche."

Diese Erklärung genügt aber nicht. Das Leben wird hier ein Kelch genannt; aber unter dem Kelch ist, wie sehr oft, nur der Trank gemeint (vgl. des Heilands Wort in Gethsemane: Vater, ists möglich, daß dieser Kelch an mir vorübergehe. — Oder: Soll ich den Kelch nicht trinken?) Man trinkt nicht eigentlich den Kelch, sondern den Trank darinnen, und nur an diesem Tranke kann man sich laben. Somit ist das Leben ein Trank genannt, und das Laben an dem Kelche (Tranke) ist die Lebensfreude. In solchen geringen, zum Teil recht schwierigen und betrübten Verhältnissen nicht nur Glauben und Hoffnung sich zu bewahren und aus diesen Trost zu schöpfen, sondern sich Heiterkeit der Seele („heitren Mut") zu erhalten, Lebensfreude zu haben und das Leben für etwas Angenehmes, Dankenswertes zu erklären (laben), das ist die hohe Kunst des Weibes, welche Chamisso gesteht noch lernen zu müssen.

4. **Grundgedanke:** Ein altes Wort, schon von Kellner, wie es scheint, entlehnt, lautet also: „Ein Jeder wirke in dem, durch die Ver-

hältnisse ihm angewiesenen Lebens- und Geschäftskreise mit ganzer Seele und Kraft, mit stetem Gottesvertrauen; dann verdient er Achtung und kann allem, selbst dem Tode, ruhig entgegensehen."

Doch glaube ich, die Spitze des ganzen Gedichtes bilde der Schluß, d. h. die vier letzten Zeilen, oder die ganze Schlußstrophe. Und der Inhalt dieser ist offenbar; Möge es von mir gesagt werden können, daß ich meinen Lebensberuf und meine Nächstenpflichten („Grenzen und Bereich") immer bis ans Lebensende erfüllt habe, möchte ich von dem Weibe lernen, gleichzeitig Lebensfreude, dankbaren Genuß an dem diesseitigen Leben, und eben so große Sterbensfreudigkeit zu besitzen. Dann ist Mühe und Arbeit ein köstliches Leben, und Sterben doch noch ein Gewinn, der Beginn eines noch köstlicheren Lebens.

5. **Geschichtliche Grundlage**: Die Heldin dieser Erzählung ist die Waschfrau Chamissos, und in Bezug auf dieses Weib kann versichert werden, daß Zug für Zug historische Wahrheit enthält. Hier hatte der Dichter nicht zu idealisieren. Wohl aber trieb ihn das eigne, edle Herz und die Not des an dem Ende des Lebens arbeitsunfähigen und bittere Entbehrung erduldenden Weibes, Berlins Aufmerksamkeit auf diese treue Christin zu lenken. Zu dem Ende veröffentlichte er fünf Jahre später ein zweites Gedicht als Bittsteller für die arme Greisin. Der Aufruf um Hilfe blieb nicht erfolglos. Etwa 100 Thlr., zusammengesteuert von Freunden des Dichters, versüßten die letzten Tage des todbereiten, frommen Weibes, welches auf ein arbeits- und mühevolles Leben zurückschaute und einem neuen, herrlicheren Leben entgegenreifte, je mehr der auswendige Mensch zerbrach und zerbröckelte. —

6. **Disposition** des Gedichtes und **Charakteristik** des Weibes bieten keine Schwierigkeiten. Bezüglich der letzteren sei noch bemerkt, daß Fleiß und Ordnung des Weibes hervorragende äußere Eigenschaften sind, welche sie auch ihren Kindern anerzieht, innere sind Zucht, Ehrbarkeit, Treue gegen Fremde und die Angehörigen, aufopfernde, selbstverleugnende Liebe in der Pflege ihres Jahre lang kranken Mannes, in der Erziehung ihrer drei unmündigen Kinder, Geduld in langem Leiden, Ergebung bei schweren Schlägen der himmlischen Vaterhand, fester Glaube an Gottes Liebe, und Hoffnung auf ein besseres Leben, auch wo es um sie dunkle Nacht war, Treue im Kleinen und Kleinsten, Fröhlichkeit in Trübsal und Sterbenssehnsucht neben der Lebensfreude eines in Gott ruhenden und darum allezeit fröhlichen Herzens. Fürwahr ein köstliches Bild in bescheidenstem Rahmen, ein beschämendes Bild zugleich für reiche und vornehme Frauen und Männer, eine Perle, vor deren Glanz manche Fürstenkrone erbleicht. Solches Leben schafft der Mensch nicht aus und durch sich selbst, das wirkt Gottes Geist an und in ihm, wie an dem Weibe, durch das Wort Gottes. So ist der Sonntag nicht nur Ruhetag von der Arbeit, sondern der Tag des Segens, von welchem die Seele an den Werk-

tagen zehrt, durch welchen der Leib zu neuer Arbeit neue innere Kraft und Freudigkeit empfängt.

7. **Aufgaben**. 1. Charakteristik der alten Waschfrau. — 2. Ein Lebensbild in bescheidenen Verhältnissen (a, Darstellung des Lebens der Waschfrau. b, Nachbildung eines ähnlichen, einfachen, doch vorbildlichen Lebenslaufes). 3. Drei Bilder aus dem Leben der alten Wäscherin: a, während der Krankheit des Mannes; b, am Tage des Begräbnisses ihres Mannes; c, ein Sonntag im Leben der alten Wittwe.

8. Zur Ergänzung füge ich hier an Chamisso's

## Zweites Lied von der alten Waschfrau.

1838.

[Chamisso's Werke, I. S. 243. Herausg. v. H. Kurz. — Reclam. S. 43.]

1. Es hat euch anzuhören wohl behagt,
Was ich von meiner Waschfrau euch gesagt;
Ihr habts für eine Fabel wohl gehalten?
Fürwahr, mir selbst erscheint sie fabelhaft:
Der Tod hat längst sie alle hingerafft,
Die jung zugleich gewesen mit der Alten.

2. Dies werdende Geschlecht, es kennt sie nicht
Und geht an ihr vorüber ohne Pflicht
Und ohne Lust, sich ihrer zu erbarmen.
Sie steht allein. Der Arbeit zu gewohnt,
Hat sie, so lang es ging, sich nicht geschont,
Jetzt aber, wehe der vergeß'nen Armen!

3. Jetzt drückt darnieder sie der Jahre Last;
Noch emsig thätig, doch entkräftet fast,
Gesteht sie's ein. „So kann's nicht lange währen,
Mag's werden, wie's der liebe Gott bestimmt,
Wenn Er nicht gnädig bald mich zu sich nimmt, —
Nicht schafft's die Hand mehr — muß Er mich ernähren."

4. So lang' sie rüstig noch beim Waschtrog stand,
War für den Dürft'gen offen ihre Hand;
Da mochte sie nicht rechnen und nicht sparen.
Sie dachte blos: „Ich weiß, wie Hunger thut." —
Vor eure Füße leg' ich meinen Hut,
Sie selber ist im Betteln unerfahren.

5. Ihr Frau'n und Herrn, Gott lohn' es euch zumal,
Er geb' euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen!
Denn wohl vor allem, was man Güter heißt,
Sinds diese beiden, die man billig preist:
Ein hohes Alter und ein rein Gewissen.

[Litterarisches: *Gude III, S. 231. — *Kellner, Vorbereitungen S. 91—98. — Breidenstein, prakt. Schulmann VII, S. 178.]

## 11. Salas y Gomez.

[Werke, I., S. 259 ff. Reclamsche Ausg. S. 345 ff.]

I.

1. Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,

2. Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.

3. So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.

4. Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.

5. Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.

6. Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.

7. Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.

8. Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe;
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.

9. Und eine rechts, und links die andre Truppe
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.

10. Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

11. Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.

12. Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen:

13. Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.

14. Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reih'n,
Es will mich dünken, daß sie lang' bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.

15. Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast,

Es scheint ein Pfad darüber hin zu
gehen.

16. Und dort am Abhang war ein
Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eier-
schalen!
Wer war, wer ist der grausen Wild-
nis Gast?

17. Und spähend, lauschend schritt ich
auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgen-
strahlen.

18. Und wie ich, der ich ganz mich
einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schiefer-
stiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang
raubte, —

19. Da sah ich einen Greisen vor
mir liegen,
Wohl hundert Jahre, möcht' ich schätzen,
alt,
Deß Züge, schien es, wie im Tode
schwiegen.

20. Nackt, langgestreckt, die riesige
Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu
den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz um-
wallt,

21. Das Haupt getragen von des
Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh, die breite
Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.

22. Und wie entsetzt, mit schauerlicher
Lust
Ich unverwandt das große Bild be-
trachte,
Entflossen mir die Thränen unbewußt.

23. Als endlich, wie aus Starrkrampf,
ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammen-
brachte.

24. Sie lärmend herwärts ihre Schritte
kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum
Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks
ehrten.

25. Und seht, noch reget sich, noch
atmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und
hebt
Das Haupt empor der wundersame
Greis.

26. Er schaut uns zweifelnd, staunend
an, bestrebt
Sich noch zu sprechen mit erstorbnem
Munde, —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.

27. Es sprach der Arzt, bemüh'nd in
dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist
vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.

28. Es lagen da der Schiefertafeln
drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zu
Teile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wü-
stenei.

29. Und wie ich bei den Schriften
mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind ge-
schrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns
Eile.

30. Ein zweiter Schuß und bald ein
dritter trieben

Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.

31. Es dient der Stein, worauf er litt, dem Toten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente,
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!

32. Die Hülle giebst du hin dem Elemente,
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und, was du littest, wird dein Lied verkünden.

II.

Die erste Schiefertafel.

33. „Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.

34. Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.

35. Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.

36. Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der thatendurst'gen JugendGlut
Und war geduldig worden und besonnen.

37. Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.

38. Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.

39. So wehten thöricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.

40. Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.

41. Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.

42 Ein zweiter Stoß, ein dritter, krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.

43. Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.

44. Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben

Und schaute einmal noch des Himmels
Bogen.

45. Dann brach die Kraft in der
Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.

46. Da schien mir, daß in tiefem
Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern
riefe.

47. Ich rang, mich solchem Schlafe
zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und
fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.

48. Und wie vom Todesschlaf ich
auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungs-
land.

49. Da wollten Meer und Himmel
nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein um-
wanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu
eigen.

50. Wo dort mit voller Wut die
Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu
sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.

51. Mir unerreichbar! — und des
Windes Wehen,
Der Strom, entführen seewärts weiter
fort
Des Schiffsbruchs Trümmer, welcher
dort geschehen.

52. Ich aber dachte: nicht an solchem
Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.

53. Nicht also, — mich, es will nur
mich vermeiden;
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein
Leiden.

54. Selbander leb' ich so mit meiner
Pein
Und kratze mit den scharfen Muschel-
scherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen
Stein:
Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu
sterben."

## III.

### Die andere Schiefertafel.

55. „Ich saß vor Sonnenaufgang an
dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag.
Sich neigend zu des Horizontes Rande.

56. Und noch gehüllt in tiefes Dunkel
lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur ent-
rollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.

57. Mir war, als ob die Nacht nicht
enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Mee-
res Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

58. Die Vögel auf den Nestern, wie
im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und
blasser
Erlosch der Schimmer in der Bran-
dung Schaum;

59. Es sonderte die Luft sich von dem
Wasser,

In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.

60. Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.

61. Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde:
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!

62. O Gott der Liebe, ja du strafst gelinde,
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.

63. Du öffnest mir das Grab und führ'st aufs neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.

64. Und oben, von der Klippe höchstem Rücken,
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich,
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.

65. Es wuchs das hergetrag'ne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.

66. Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!

67. Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.

68. Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.

69. Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!

70. Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff,
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!

71. Nach Süden — —? wohl! sie müssen ja das Riff

Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!

72. Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!

73. Und ruhig vorwärtsstrebend, ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Not.

74. Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.

75. Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen;

76. Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewütet sinnverwirret und verrucht.

77. Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend, —

78. Und hab' am dritten Thränen erst gefunden
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Und meinem Leibe Nahrung zu verschaffen."

IV.

Die letzte Schiefertafel.

79. „Geduld! die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.

80. Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten,
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.

81. Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer funfzig sich gereihet hatten.

82. Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde, blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.

83. Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir! Geduld erlerne!

84. Ein Leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.

85. Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!

86. Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! Hinweg! wer gab euch solche Macht?

87. Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.

88. Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren,
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.

89. Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Thatendurst? du Thor!
Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.

90. Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!

91. Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.

92. Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.

93. Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.

94. Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Toten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!

95. Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret!

96. Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.

97. O tragt noch heut, ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.

98. Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.

99 Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.

100. Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.

101. Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen;
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?

102. Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.

103. Ich habe, Herz, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!

Durch Wermut wird das Bittre nicht
versüßt.
104. Laß weltverlassen sterben mich
allein
Und nur auf deine Gnade noch ver-
trauen!
Von deinem Himmel wird auf mein
Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes nieder-
schauen."

## 1. Erläuterungen:

I, Str. 1. Ueber Salas y Gomez (spr. Gh'omes) sagt Chamisso selbst in seinem Werk: Bemerkungen und Ansichten: „Die Insel Salas y Gomez ist eine bloße Klippe, die nackt und niedrig aus den Wellen hervortaucht; sie erhebt sich sattelförmig gegen beide Enden, wo die Gebirgsart an dem Tage liegt, indem die Mitte anscheinlich mit Geschiebe überstreut ist. Sie gehört nicht zu den Korallenriffen, die nur weiter im Westen vorzukommen beginnen. Vermuten lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulkanischen Lande der nahegelegenen Osterinsel (in Australien). Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerkbar. Sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich unbewohnten Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insekten auch einstellen und die Ameisen, die besonders ihre Brut gefährden.

Man soll bei Salas y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir späheten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden könnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben."

kahl und bloß: Kahl — ohne alles das, was man auf einem Körper gewöhnlich findet und darum erwartet. Kahl ist der Kopf, auf welchem sich keine Haare, der Fels, auf welchem sich keine Vegetation befindet. — Bloß steht dem bedeckt entgegen. Orte, welche man sonst in irgend einer Weise bedeckt und beschützt sieht, nennt man bloß, falls ihnen diese Decke fehlt. Der alte Mann, welcher bei Sturm und Regen ohne Hut betroffen wird, geht mit bloßem Kopfe; der Kranke, welcher im Fieber die Bettdecken abwirft, liegt bloß; der Fels, dessen hartes Gestein zu Tage tritt, nachdem die Erdkrume aus- und abgewaschen ist, ebenfalls; der Arm, dessen Aermel aufgekrempelt ist, wird auch bloß genannt, Wenn festanliegende Kleidungsstücke entfernt werden, so wird der Körperteil oder der ganze Körper nackt. — Bar ist mit nackt und bloß nahe verwandt, nur liegt ursprünglich wohl in dem bar ein unfreiwilliges Verlieren der Decken und Kleider — und Hülfsmittel, ein Notstand.

Str. 2, V. 3. ein sehr schöner Gegensatz.

Str. 3, 1. sie = die Insel. — Rurik ist das weltumsegelnde Schiff.

Str. 6, 4. schlicht = einfach, geglättet, ganz eben. (In der Webersprache schlichten = den Aufzug glätten; vgl. den Streit schlichten.)

Str. 7. Man legt (das Schiff) bei, indem man das Schiff gegen den

Wind richtet und so den Lauf des Schiffes hemmt. Ob wohlbewahrt hier soviel als wohlbewehrt bedeuten soll? Sonst muß man denken, daß die Boote ungefährdet, ohne Unfall bestiegen worden seien.

Str 8, 1. Unterm Wind = schiffsmännischer Ausdruck hier statt: gegen den Wind anlegen (V. 2.) = landen.

Str. 9, 1. Truppe = Abteilung. — Mannen (V. 2.) hat eigentlich jetzt kein Recht mehr zur Existenz. Es bezieht sich auf die Lehensleute in ihrem Verhältnis zu ihrem Lehnsherrn. Hier steht es statt starke Männer.

Str. 12, V. 1. erwartet Götzinger: ermessen haben, sich senken und erklärt die ganze Konstruktion für „offenbar falsch“. Man ergänze nur bei ermessen das Wort haben aus V. 2 und setze statt wie (V. 1.) das gleichbedeutende sobald, und man wird finden, daß die Darstellung ganz korrekt ist.

Str. 14, 2. Die Kreuze scheinen schon vor langer Zeit errichtet zu sein, die Schrift ist offenbar, zum Teil wenigstens, jüngeren Ursprungs.

Str. 16. Chamisso befindet sich auf dem höchsten Gipfel des Felsens und vermag darum leicht zu erkennen, zu welchem Zwecke verschiedene Orte dem Manne der Wildnis gedient haben. — V. 2. Dort Eierschalen! Hier ist offenbar: liegen hinzuzudenken. — V. 3. Wer war, wer ist ꝛc Der Dichter denkt zunächst, der Gast dieser Wildnis sei tot, verbessert sich aber dann, indem er sich erinnert, daß einzelne Spuren jüngsten Datums der Möglichkeit Raum lassen, daß dieser Bewohner noch lebe. (Korrektio.)

Str. 17. Spähen und lauschen sind verstärktes, genaues Anwenden des Auges und Ohres, jenes genau sich umschauen — dies genau horchen, nach allen Seiten hinhören. — V. 2. Gesims = irgend etwas Hervorragendes.

Str. 18, 3. Die richtige, schwache Form Greisen ist jetzt fast ungebräuchlich geworden.

Str. 29. Das Entsetzen ist das erste Gefühl; bald aber überragt den Schauer die Lust, das Interesse, welches der Reisende an diesem Anblicke nimmt, ohne jedoch den Schauer völlig loszuwerden. (Daher: „schauerliche Lust“!)

Str. 31, 2. Monument = Grabdenkmal.

Str. 32, 3. Das Kreuz ist ein Sternbild auf der südlichen Halbkugel, und zwar das größte der Sternbilder, welches dort fast ebenso bekannt ist, als bei uns der große Bär.

II. Die erste Schiefertafel.

Str. 35. Der Mammon ist ein durch das N. T. uns geläufig gewordenes semitisches Wort, welches die irdischen Güter bedeutet, insofern sie auf das Herz eine Macht ausüben, also, daß das Herz diesem Götzen sich hingibt, ihn liebt, zu verlieren fürchtet, zu vermehren strebt und hofft, an seine Beständigkeit glaubt. Im Alter findet sich sehr häufig die Sünde des Geizes, während bei der Jugend mehr Hang zur Verschwendung ist.

Str. 37. Fürder ist aus „voraus weiter“ (vorwärts) zusammengezogen und bedeutet hier: länger, weiter.

Str. 40, 3: „schnellern Laufs“ unabhängiger Genetiv der Schilderung.

Str. 42, 1 aus, d. h. die von seinem Substantiv getrennte Präposition bildet hier das Reimwort! Es ist das ungewöhnlich und hart, nicht blos um der Trennung engverbundener Wörter willen, sondern auch, weil die Präpositionen keine schwertonigen Wörter sind.

Str. 43, 1. Schwelle steht hier statt Schwalle, und ist hier darunter das Steigen und Sinken des Wassers zu verstehen. Sinn: Da ich in die schwellende Brandung geraten war, so war mein Schwimmen verlorene Mühe, obgleich ich vorläufig noch kräftig und bei vollem Bewußtsein war.

Str. 46. beschreibt das allmähliche Zurückkehren des Bewußtseins.

Str. 49, 3. Kehrein macht darauf aufmerksam, daß: zu eigen fallen weniger gebräuchlich sei, als zu eigen bleiben, geben, haben, machen.

Str. 50, 2. Wrack (vgl. angelsächs. wrëcan = brechen, zertrümmert werden) ist ein niederdeutsches Wort; ebenso das Adj. wrack = schadhaft, unnütz.

Str. 54. Selbander = Ich selbst mit einem andern, d. h. mit meiner Pein vereint.

III. Die andere Schiefertafel.

Str. 58 ff. schildern den Anbruch der Morgendämmerung bis zum Kommen des hellen Tages mit großer Anschaulichkeit und Naturwahrheit. Die schlafenden Vögel lassen einzelne Töne, wie im Traume, hören, die brandenden Wogen allein zeigen einen Schimmer, der allmählich blässer wird, die Luft hebt sich jetzt von dem Wasser ab, in dem Blau des Himmels schwindet der Glanz der Sterne*) — und nun kommt die Sonne, die Königin des Tags.

Str. 61. Das freudige Ereignis wird durch den Uebergang des Perfekt ins Präsens in lebendiger Weise uns vorgeführt.

Str. 62. Der Schiffbrüchige hatte sein Elend als eine göttliche Strafe für die Sünden des jugendlichen Leichtsinns und Uebermuts angesehen und bußfertig Gotte seine Sünden gebeichtet (d. i. bekannt), da scheint Gott schon Gnade walten zu lassen.

Str. 63, 3. Allitteration: zu leben und zu lieben. Vielleicht sollen auch auf zu leben die Adverbia warm und treu bezogen werden, und bedeutet dann leben ein glückliches Leben; wie der Lebende warm und treu geliebt wird, so kann er ebenso auch selbst lieben.

Str. 67. Und ruhig = noch im vollen Vertrauen auf Gott, von dem der Schiffbrüchige hofft, daß er ihn zu retten willens sei.

Str. 68. Pfeife steht statt Pfiff. Vgl. Schillers Tell 1, 1: „Die (Gemse) spitzt das Ohr und warnet mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.“

Str. 70. Die Segel werden vermittelst der Segelstangen (Brassen) gerichtet und gewendet. „Sie rücken an die Segel“ soll doch wohl heißen: sie rücken die Segel an, reffen sie zunächst ein, um dadurch dem Schiffe eine andere Richtung zu geben.

*) Vgl. Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt“, Schillers Graf von Habsburg.

**Str. 72.** Ahndung (= Ahnung): dunkle Vorempfindung.*) Uebrigens ein unreiner Reim in Verbindung mit Brandung und Landung.

**Str. 73.** Und [da man] ruhig vorwärts [strebte] strebend — ward das Boot ꝛc.

**Str. 74.** Und ruhig (vgl. Str. 67.): Dort ist das Vertrauen auf Gott, was die Ruhe einflößt — und hier die Ruhe der Verzweiflung, die Starrheit in Blick und Antlitz, welche dann eintritt, wenn der Schicksalsschlag zu groß und unerwartet war; dann fließen keine Thränen, und selbst der Schmerz ist gebannt.

**Str. 75—76.** Der arme Mensch ist fast dem Wahnsinne verfallen. Er hatte gemeint, der Kapitän habe ihn bemerken müssen und bemerkt, das Pfeifen des Windes hielt er für von der Schiffspfeife herrührend, die Richtung des Schiffs deutete er zu seinen Gunsten — er hofft zu zuversichtlich und sieht nunmehr, daß die Hoffnung völlig vergeblich war. — Verrucht ist der, welcher alle Rücksicht auf Gewissen und Gesetz, Ehre und Schande außer Acht setzt.

IV. Die letzte Schiefertafel.

Großartig ist die Wirkung der Anaphora: Geduld! in Str. 79—83.

**Str. 79.** Plan = Ebene, Fläche. So geht ein Tag um nach dem andern.

**Str. 80.** Das Kennzeichen eines neuen Jahres wird in dieser Str. beschrieben.

**Str. 81.** Fünfzig lange, traurige und mehrere ungezählte Jahre sind vergangen!

**Str. 86.** Der Redende vollendet seinen Satz nicht, sondern bricht mit locken denselben ab, da die Traumbilder, von welchen er redet, jetzt plötzlich wieder gegenwärtig sind; nicht mehr ist das Gedächtnis mit ihnen beschäftigt, die Phantasie vielmehr ist von ihnen neu geplagt.

**Str. 87—89.** Er schaut sich selbst in der Gestalt, wo er noch ein Knabe, ein feuriger Jüngling voll Lebensmutes, voller Hoffnungen und Pläne war — und betrachtet sich, diesen furchtbaren Gegensatz zu jenem schönen Bilde. Er verhöhnt seine Jugendhoffnungen, da sein jetziges Dasein zeige, daß von allen jenen thörichten Hoffnungen keine sich erfüllt habe.

**Str. 90—92.** Seine Jugendgeliebte erscheint, die längst tot ist; — der Arme weist sie ab, die er nicht mehr lieben kann.

**Str. 96.** Die Sonne vermag es allein, diese aufregenden Traumbilder für einige Stunden ins Innere des Gehirns zu bannen, aus welchem sie erst die folgende Nacht wieder entfesselt.

**Str. 100.** Der Greis hat seinen Gott wiedergefunden.

**Str. 101.** Annoch st. noch (bei Lessing häufig). —

**Str. 103.** Auch hier findet sich, wie in Str. 86 eine Aposiopesis, ein Abbrechen mitten im Satze.

**2. Gedankengang:** Aus vier verschiedenen Teilen besteht dieses Ge-

*) Sonst bedeutet Ahndung bekanntlich soviel als Strafe.

dicht: der erste schildert uns den Schauplatz, des Dichters Landung und Fund; der zweite oder die erste Schiefertafel beschreibt uns den Helden des Gedichts, einen jungen, lebenslustigen, hoffnungsvollen Spanier, dann den Schiffbruch und die Rettung dieses Einzigen auf dem Felseneilande Salas y Gomez; eine vorübergehende getäuschte Hoffnung berichtet die zweite Schiefertafel oder des Gedichtes dritte Abteilung; Hoffnungsleere für diese Erde, Sehnsucht nach dem Himmel ist das Thema der letzten Tafel, des letzten Teiles des Gedichtes. —

1. In dem stillen Ocean ragt ein Felsen hervor, ohne Spuren irgend welchen vegetabilischen Lebens, aber von den Meeresvögeln zum Nest- und Brutplatz ausersehen. Auf seiner Weltreise kam der Rurik in die unmittelbare Nähe dieses Felsens, und es wurde eine Landung beschlossen, weil man die Vogeleier zur Speise benutzen wollte. Auch Chamisso erhält die Erlaubnis, den zur Landung in zwei Booten beorderten Matrosen sich zugesellen zu dürfen. Ihn trieb die Hoffnung irgend eines wissenschaftlich wertvollen Fundes. Die Anfahrt ist um der Brandung des Meeres willen nicht leicht, wird aber doch bewerkstelligt, und in zwei verschiedenen Trupps verteilen sich längs des Strandes die Matrosen und sammeln Eier. Nur Chamisso ersteigt geraden Weges die Felsenspitze. Die Vögel zeigten sich gar nicht scheu; sie kannten offenbar keinerlei Gefahr von Menschen und verrieten nur durch den langgestreckten Hals ihr Erstaunen über diese ungewohnte Erscheinung. Der Fels bestand aus Thonschiefer, welcher, von der heißen Sonne beschienen, durch die Sohlen des wandernden und kletternden Reisenden hindurch brannte. Jetzt war der Gipfel erreicht. Ein freier Umblick auf das endlose Meer ist möglich — und dieser Blick ist großartig genug. Aber noch weit überraschender ist eine Entdeckung, welche Chamisso auf dem Schieferboden zu seinen Füßen macht. Da sieht er, daß Menschenhände hier thätig gewesen sein müssen. 50 Kreuze sieht er hier eingegraben, in fünf Reihen je zehn, und zwar muß dieses schon vor längerer Zeit geschehen sein; die Spuren sind teilweise verwischt; — aber dort — deutliche Schriftzüge, jüngeren Ursprungs! Wahrlich, hier hat ein Mensch geweilt. Jetzt schaut des Dichters Auge auch den Ort, welcher diesem Inselbewohner zum Lager gedient hatte; ja zerbrochene Eierschalen weisen darauf hin, daß jener noch auf der Insel leben müsse. Das Staunen wächst und die Begier, dem armen Verschlagenen ein Erlöser zu werden! Der Dichter horcht und späht, doch läßt sich nichts hören, noch sehen, aber im Osten des Felsens ist noch eine fast ebenso hohe Kuppe: Vielleicht weilt der Gesuchte dort. Der Dichter schreitet hinab, dem andern Gipfel zu, erklimmt diesen — und sieht einen Menschen vor sich liegen! Es ist ein Greis, nach des Dichters Schätzung wohl hundert Jahre alt; leblos liegt er da, nackt; alle Glieder sind ausgestreckt, abgemagert: silberglänzend reicht Haupthaar und Bart bis auf die Lenden herab. Das Haupt ruht auf einem Felsen, die Arme sind auf

der Brust gekreuzt, die Augen sind geschlossen, das Antlitz liegt in Todesruhe. Schrecklich und anziehend zugleich ist der Anblick, und in ihn versunken steht der Dichter, tiefergriffen, zu Thränen gerührt. Dann aber ruft er seine Gefährten eilends herauf. Diese ohne Ahnung des ihrer wartenden Anblicks, klettern lärmend herauf, um dann sämtlich in feierlichem Ernst und Stille rings um den Liegenden sich aufzustellen. Und jetzt! das Herz schlägt noch, die Brust hebt sich, die schweren Augenlider öffnen, das Haupt erhebt sich, der Mund will sprechen; aber er kanns nicht mehr; zurück sinkt das Haupt, und die Seele ist aus dem Leibe entflohen. Auch der Schiffsarzt ist zugegen — aber seine Kunst vermag bei dem Toten nichts mehr. Und die Matrosen falten zum Gebet die Hände, der Tod macht nicht blos ernst, er lehrt auch beten!

Neben dem Toten liegen drei Schiefertafeln, auf welchen Schriftzüge eingegraben sind. Chamisso werden dieselben als Nachlaß des Toten zu Teil. Die Sprache ist die spanische. Während aber der Dichter den Inhalt der Tafeln zu lesen und zu lösen sucht, tönt ein Kanonenschuß vom Schiff herüber, ein zweiter und ein dritter. Man ist dort ungeduldig und verlangt sofortige Rückkehr der Boote. So muß denn der Leichnam unbegraben bleiben. Sein Ruhekissen ist sein Monument. Mit einem stillen Seufzer für die Seele des Entschlafenen scheidet der Dichter von der entseelten Hülle. — Was werden die Schiefertafeln zu berichten haben?

2. [Die erste Schiefertafel.] Auf der Fahrt nach Indien*) ist ein spanisches Schiff begriffen. Und auf dem Verdeck des Schiffes liegt in der Nachtzeit der Erzähler (der Felsbewohner), fröhlich und hoffnungsvoll. Sein Ziel ist Indien. Schon sieht er dies Ziel erreicht; das Glück lächelt ihm; mit Schätzen reich beladen kehrt er heim, zu ihr, der Donna, welche sein Herz mit aller Glut eines Südländers liebt**); ihr bringt er Edelsteine und Prachtgewänder, Perlen und Teppiche; — seinem alten Vater aber bringt er all den sonst erworbenen Reichtum dar. Es sind Jahre hingegangen, Jahre, welche den leidenschaftlichen Jüngling zu einem besonnenen, ruhigen, thatkräftigen Manne abgekühlt und gereift haben. Jetzt darf er auf Erhörung seiner Liebe hoffen — er findet sie, sein Vater erteilt dem Paare den Segen, der Fremde ist daheim — und hat den Himmel auf Erden. Nichts fehlt ihm an seinem Glücke mehr. — So träumt der Jüngling sich die schönste Zukunft herbei, wachen Auges, nach den Sternen blickend und des raschen Laufes seines Schiffes sich freuend. — Da plötzlich ein Ruck, noch ein

---

*) Mir scheints nach der Str. 33 unmöglich und darum ein Mißverständnis Gudes, daß das Schiff auf der Heimreise begriffen zu denken sei. (a. a. O. S. 269.)

**) Sonderbarer Weise läßt Gude die Geliebte des Jünglings Gattin sein, entgegen der Str. 38; und zwar, wie es scheint, durch den Ausdruck Weib (Str. 90) verführt.

Stoß und ein dritter, ein Wehgeschrei ertönt von unten herauf, das Schiff bricht auseinander, und die Welle begräbt es in der Tiefe mit aller Mannschaft. Nur er — er allein schwimmt auf dem Wasser und ringt — ein kräftiger Schwimmer — mit der Brandung, aber vergebens. Das Meer zieht ihn hinab. Noch einmal taucht er auf und sieht den Sternenhimmel und sagt demselben sein Lebewohl. Dann hat auch ihn das Meer begraben. Und doch nicht! Nach einiger Zeit kommt er zum Bewußtsein und sieht sich von der Brandung ans Land geworfen. Er lebt. Er ist gerettet. Aber wo befindet er sich? Allein auf einem einsamen, öden Felsen, — und in der Ferne sitzt das Wrack auf einem Riffe fest, für ihn völlig unerreichbar. Eins nur sieht er bald: Er braucht nicht Hungers zu sterben; so öde der Fels sonst ist, er bietet reichlich Eier zur Nahrung, — sonst freilich nichts. Seine Hoffnung, bald zu sterben, zerstört immer wieder der Hunger, der ihn bezwingt, und die Eier, welche jenen stillen.*)

3. [Die andere Schiefertafel.] Jahre sind vergangen; da sitzt der Einsame eines Morgens vor Sonnenaufgang am östlichen Strande und harret der kommenden Tageskönigin. Wundervoll ist die Schilderung der Ankunft letzterer, welche hinter mannigfachen, immer denselben und doch stets neues Interesse dem Beobachter gewährenden Vorboten endlich erscheint. Diesmal scheint sie besonders lange zu zögern, aber dafür kommt sie nicht allein. Ein Schiff! In nicht großer Ferne segelt es dem Laufe der Sonne folgend, nach der Insel zu. O welch ein Anblick! Nach langen Jahren trostloser Einsamkeit ein Schiff, Menschen, Retter! Der Unglückliche, welcher seine Jugendsünden erst in dieser letzten Nacht ernst und aufrichtig seinem Gott bekannt, unter dessen Gericht sein Herz gebeugt hat, scheint schon das Leuchten der Gnadensonne

---

*) Gude sagt: Da erfolgt der Schiffbruch, und der Unglückliche, der eben noch gewähnt hatte, er habe sich Ruhe gewonneu, kratzt gleich darauf mit Muschelscherben in den mehr als er geduldigen Stein: „Ich bin noch ohne Hoffnung bald zu sterben.“ — Das ist ein Irrtum. Str. 54 ist als von dem Vorausgehenden durch eine längere Zeitpause getrennt anzusehen. Erst nach mehreren Jahren schreibt der Einsame den Inhalt der ersten Schiefertafel auf, welcher mit den oben angezogenen Worten schließt. Man vgl. Str. 50, 2. 3. Das Wrack, welches noch lange gestanden hat: Str. 52; Ich aber dachte (d. h. kurz nach dem Schiffbruch) und Str. 53. die Selbstverbesserung: Nicht also! rc. — Die Geduld (Str. 54, 3.) kann erst nach längerer Zeit als erschöpft angenommen werden. So kann ich auch nicht mit Gude annehmen, daß die Stimmung hier eine so leidenschaftliche gewesen sei. Gude sagt: „Jedes Wort, ja fast jeder Laut ist Wut. Nicht den Lüften klagt der Schiffbrüchige sein Leid, nein er kratzt es voll Ingrimm in den Stein, dessen Geduld ihn sogar ärgert.“ Das ist m. E. ein totales Mißverständnis. Die Stimmung am Tage der Rettung ist doch nicht Wut — und Ungeduld! Und es ist psychologisch völlig undenkbar, daß der Schiffbrüchige am ersten Tage seine Schiffbruchsgeschichte soll niedergeschrieben, ja in wütender Stimmung in den Schiefer eingekratzt haben. Alle drei Schiefertafeln sind in ruhiger Stimmung geschrieben, um die Leere der Stunden, die tödliche Langeweile auszufüllen und späteren Besuchern der Insel von seinen Erlebnissen Kunde zu geben. Da ihm Menschen fehlen, denen er sein Leid klagen kann, so vertraut er dasselbe den Steinen an.

schauen zu sollen und dankt dem Gott, dem er vertraut, heiß und innig. Alle Hoffnungen, die längst begraben schienen, tauchen wieder auf. Wie ein aus dem Grabe Erstandener wird er heimkehren, unter geliebten Menschen für Jahre der Entbehrung durch Jahre reicher Liebe Entschädigung finden. Er eilt auf die Felsenspitze und verfolgt das Fahrzeug mit Augen, welche die Hoffnung schärft. Das Schiff wird größer, also kommt es näher. O wenn es nur so nahe kommt, daß man mit dem Fernrohr ihn sehen kann! denn Feuer kann er nicht anzünden, mit einem Flaggentuch nicht wehen, — nicht Kleider — nichts hat er; nur die Arme kann er ausbreiten, so weit er es vermag. O Gott! sei barmherzig und hilf mir! Und sein Herz wird ruhig; wie Zuversicht erhörten Gebets ziehts in sein Herz, das Schiff kommt näher und näher. Jetzt glaubt das Ohr des Aufgeregten gar schon den Pfiff des Kapitains zu vernehmen. O wie süß ist dieser Klang! Und wie viel süßer wird erst der Laut der Menschenrede sein, der so lange schon entbehrt wurde! Gewiß hat man ihn bemerkt. Denn die Segel werden eingerefft, dem Schiffe wird eine andere Richtung gegeben. Dankbar schaut der Arme zu Gott auf. — Freilich das Schiff fährt nach Süden, aber der in feste Hoffnung Eingewiegte erklärt auch das sich zu seinen Gunsten. Sie fahren um das verderbenbringende Riff herum und um die nicht minder gefährliche Brandung. Jetzt aber müssen sie drehen. Er winkt, er schreit, er schreit und winkt, er zeigt, wo man landen müsse. Aber das Schiff fährt weiter, kein Boot kommt zu seiner Rettung, — man hat ihn gar nicht bemerkt. Gefühllos fährt das Schiff dahin, gefühllos schaut das betrogene Auge ihm nach, bis das Schiff in der Ferne verschwindet. Ja, als dasselbe nicht mehr zu sehen ist, da sucht es noch das starre, stiere Auge des vorgebeugten Hauptes — da, wo es den kleinsten Punkt zuletzt geschaut hatte; dann aber wirft sich wütend, wie ein Wahnsinniger, der Unglückliche auf den harten Boden, rauft sein Haar, schlägt sein Haupt an die Felsenwand, flucht Gott, der ihm erst Hoffnung erweckt, Gnade zugesprochen, Rettung verheißen und ihn dann verhöhnt, betrogen, belogen habe, und flucht sich selbst, daß er so lange vertrauet und vor Gott reuevoll und gnadesuchend sich gedemütigt habe. Er war seiner Sinne nicht mächtig, als er solches redete; er wußte nicht, was er that. Verzweiflung, völlige Hoffnungslosigkeit hielt ihn drei Tage im Banne; dann ward der Bann gelöst; der erste Tröster, der die Schmerzen linderte, indem er sie löste, waren die Thränen. Dann meldet sich der Hunger, und dieser überwindet den Schmerz, den Lebensüberdruß besiegt der Trieb der Selbsterhaltung. — Das ist das einzige Ereignis, welches den Unglücklichen seit seinem Schiffbruch mit der Außenwelt in Verbindung bringen zu wollen schien. Sonst hat er nichts erlebt.

4. [Die letzte Tafel.] Seitdem geht die Sonne weiter auf und unter — Tage um Tage vergehen —; die Sonne ändert langsam ihren

Lauf, und ein neues Jahr beginnt, — nicht ein Jahr, nein, weit über fünfzig Jahre sind verflossen. In fünfzig Jahren hat der Verbannte jedes Jahr ein Kreuz in den Felsen eingegraben, dann hat er die Jahre nicht mehr gezählt. Wozu auch? So schaut sein Auge jeden Tag aufs Meer, sein Ohr lauscht dem Wellenschlage, sein Mund — schweigt. Der Himmel bewegt sich in stetem Kreislauf, Regen und Hitze fällt auf den nackten Körper nieder, im Schicksale des Unglücklichen ändert sich nichts. Was treibt der Arme dort auf seinem Felsen? Er lernt Geduld, Ergebung. Und die ist schwer zu erlernen, sehr schwer. Schon achtzig Jahre fast auf diesem Felsen, und die Erlösungsstunde schlägt noch immer nicht! Am Tage ists noch erträglich, auch das Schlimmste: Unwetter, Sturm, Hitze, Langeweile — alles erträgt man da noch; aber in der Nacht ists entsetzlich; denn die Träume bringen die Jugendbilder, Jugendhoffnungen vor die Seele des für die Welt längst Gestorbenen, er schaut sich selbst, als Jüngling, rasch, wild, voller Pläne und Wünsche — und was ist aus ihm geworden! Er schaut seine Geliebte im Traum, sie sieht ihn an so liebevoll, so schmachtend, — und er weiß, daß sie tot, längst tot sein muß, ihre Schönheit ist vernichtet — und lebte sie so lang als er, sie könnten doch sich nicht mehr angehören. Die Gaukelbilder des Traumes sind Qualen nur dem Armen, Qualen, welche der Tag verscheucht, die Nacht herbeiruft. Doch jetzt fühlt er sein Ende näher. So schleppt er sich noch einmal an den Platz, wo seine beiden Schiefertafeln liegen, und beschreibt die letzte, um dann zu sterben. Jetzt hofft er von der Erde nicht mehr, jetzt wartet er nicht mehr auf Schiffe, Boote, Menschen, jetzt sehnt er sich nicht mehr nach der Heimat, wo er doch niemanden derer mehr finden würde, die ihn einst gekannt und geliebt hatten. Zwei Wünsche, zwei Bitten hat er nur noch an seinen Herrn zu richten, welchem er jetzt sich völlig ergeben hat, daß Schiffe und Menschen nunmehr erst dann nahen möchten, wenn er den letzten Klagelaut ausgestoßen hätte und daß Gott seine Seele, welche allein auf ihn zu vertrauen gelernt hätte, welche mit keiner Faser mehr an der Welt hafte, in seinen Himmel aufnehmen möge. Ob dann auch kein Grab sein Gebein umschließen, kein Kreuz von Menschenhand es zieren werde, Gottes Kreuz am Himmel droben werde über dem Staube eines Christenmenschen glänzen. — —

Aus dem 1. Abschnitte haben wir erkannt, daß das Gebet des Schwergeprüften nach beiden Seiten hin erhört worden ist. Menschen haben ihn sterben sehen, aber nicht seinen letzten Klagelaut vernommen; sie haben an seiner Leiche gebetet, aber dieselbe nicht bestatten können; kein Kreuz von Menschenhand ziert das Grab, aber Gottes Kreuz bestrahlt noch des weit mehr als fünfzig lange, bange Jahre hier einst weilenden Kreuzträgers großes Grabmonument, den Felsen Salas y Gomez.

3. **Komposition:** Es ist das Werk eines Meisters, welches hier vor uns liegt. Wer so die Natur und das Menschenherz zu belauschen und

zu malen versteht, wie Chamisso, der ist ein wahrer, ein großer Dichter. Nicht bloß, daß uns der Dichter die Natur in stets durchaus wahren, überraschenden und ergreifenden Zügen vorführt, wenn er jetzt den nackten, kahlen Felsen, jetzt die durch den Anblick menschlicher Gestalten nicht erschreckten Vögel, bald die Sonnenglut auf dem Schieferfelsen, bald den Sonnenaufgang schildert; auch die Vorgänge im Menschenleben weiß er mit lebensvollen Farben darzustellen, die Landung, die Untersuchung des Felsens und der menschlichen Spuren, die Gestalt des hundertjährigen Sohns der Wüstenei, den Schiffbruch, den Kampf des Schwimmers mit dem Meere, die Ohnmacht und das Wiedererwachen, den Lauf eines in den Gesichtskreis tretenden, nahenden und dann wieder sich entfernenden Schiffes, das furchtbare Einerlei auf diesem pflanzenlosen Felsen, das Traumleben, die Altersschwäche und das allmähliche Verlöschen des Lebensfunkens. Am großartigsten aber ist die Schilderung des Menschenherzens im Angesicht des Todes, in den Hoffnungen des Unglücklichen und in den Täuschungen des Aermeren, in der Verzweiflung und in der Ergebung, in der Lebensfreude und der Sterbenssehnsucht, wie sie hier in den verschiedensten, an lebensvollen Zügen so reichen Bildern vor uns tritt. Dieses innermenschliche Leben, das einzige, was der Dichter an einem unter solch furchtbaren Umständen zur äußeren Unthätigkeit verurteilten Menschen darstellen kann, hat der Dichter so psychologisch fein und wahr aufgefaßt, daß man nicht anders kann, als grade hierin die Hauptkraft Chamissos zu bewundern. Welch eine Fülle sprachlicher und anderer Schönheiten das Gedicht hat (Hypallage, Anaphora, Epizeuxis, Prägnanz, Aposiopese, Korrektio, Allitteration, Kontraste und volle Gegensätze, 2c.), das kann nur angedeutet, nicht im Einzelnen nachgewiesen werden. — Und endlich noch eins! Der Darstellung nach, besonders um der Erwähnung der drei Schiefertafeln willen, scheint der Dichter sachlich, vielleicht auch formell durch die Schilderungen und Aufzeichnungen des Greises unterstützt zu sein. — Aber der Dichter hat keine Schiefertafeln geerbt, keine Gestalt gesehen, die Insel nicht betreten. — Alles hat seine Phantasie geschaffen. Das einzige nicht Erfundene in dem wunderbaren Gedichte ist der Felsen selbst. Die angeregte Möglichkeit, daß hier ein Schiff scheitern, ein einziger Insasse sich hierher retten und hier unerlöst bleiben könnte, brachte seine Begleiter zum Schaudern, machte den Chamisso zum Dichter dieser ergreifenden Erzählung. —

4. **Schriftliche Aufgaben:** Die vier Bilder können zugleich als Themata für vier Aufsätze angesehen werden. Aber es können auch einzelne Züge aus dem Gedichte, wie z. B. die Aussicht von dem Felsen aufs Meer, der Schiffbruch, der Sonnenaufgang auf der Insel zu besonderen Schilderungen benutzt werden. Endlich kann man sehr leicht einzelne Erlebnisse umbilden und z. B. die Rettung nicht als Täuschung, sondern als wirklich ansehen und darstellen. Auch die Aufgabe: die

Heimkehr eines Verschollenen — in die ihm fremdgewordene Heimat — oder in den Kreis der Familie zu schildern, wird man jetzt nicht zu schwer finden.

[Litterarisches: *Kurz, Komm. S. 430. — *Chamissos Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise S. 141. (Werke: Bd. II, S. 290.) — *Gude IV, S. 198. — Kriebitzsch: im prakt. Schulmann XI. S. 591. — *Kehrein S. 222. ff. — Götzinger. —]

---

## 16. Corsische Gastfreiheit.

[Reklamsche Ausg. S. 231.]

1830.

1. Die Blitze erhellen die finstere Nacht,
Der Regen strömt, der Donner kracht,
Der mächtige Wind im Hochwald saust,
Der wilde Gießbach schwillt und braust.

2. Und düsterer noch, als der nächtliche Graus,
Starrt Rocco, der Greis, in die Nacht hinaus;
Er stehet am Fenster und späht und lauscht,
Und fährt zusammen, wann's näher rauscht.

3. „Der Bote muß es, der blutige, sein.
Du bist es, Vetter Giuseppe? — Nein! —
Die Zeit ist träg — es wird schon spat —
Ist solche Nacht doch günstig der That.

4. Du, Polo, bringst uns selber dein Haupt,
Hast thöricht die Rache schlafend geglaubt,
Hast her dich gewagt in unsern Bereich,
Die Rache wacht, das erfährst du gleich.

5. Du kommst dort über den Gießbach nicht,
Euch Schützen geben die Blitze Licht;
Geschmähet seid ihr — trefft ihn gut!
Wascht rein die Schmach in seinem Blut!"

6. Da pochts an die Thür, er fährt empor,
Er öffnet schnell—wer steht davor?—
„Du, Polo? — zu mir? — zu solcher Zeit?
Was willst du? rede!" — „Gastlichkeit.

7. Die Nacht ist schaurig, unwegbar das Thal,
Es lauern mir auf die Deinen zumal." —
„Ich weiß dir Dank, daß würdig du hast
Von mir gedacht: Willkommen, mein Gast!"

8. Er führt ihn zu den Frauen hinein
Und heißt sie ihm bieten Brot und Wein;
Sie grüßen ihn staunend, gemessen und kalt;
Die Hausfrau schafft ohn' Aufenthalt.

9. Sobald er am Herd sich gewärmt und gespeist,
Erhebt sich Rocco, der folgen ihm heißt,
Und führt ihn selbst nach dem obern Gemach:
„Schlaf unbesorgt, dich schirmt mein Dach!"

10. Er steht, wie im Osten der Morgen graut,
Vor seinem Lager und rufet laut:

„Wach auf! steh auf, es ist nun Zeit;
Ich gebe dem Gast ein sichres Geleit.“

11. Er reicht ihm den Imbiß und führet alsbald
Ihn längs des Thals durch den finsteren Wald
Und über den Gießbach die Schlucht hinan
Bis oben auf den freieren Plan.

12. „Hier scheiden wir. Nach Corsenbrauch
Hab' ich gehandelt; so thätest du auch;
Die Rache schlief; sie ist erwacht;
Nimm fürder vor mir dich wohl in Acht!“

**1. Der Grundgedanke des Gedichtes.** Gastfreiheit ist eine Tugend, welche wir bei allen Naturvölkern treffen, während sie in demselben Maße sich mindert, als die Kultur zunimmt. So war die Gastfreundschaft der alten Deutschen berühmt, und ist es noch die der Araber, der Corsen, der Schotten 2c. Bemerkenswert ist aber in unserer Erzählung der Zug, daß die Gastfreiheit auch dem Todfeinde von den Corsen erwiesen wird, wenn jener dieselbe anspricht.*)

**2. Gedankengang des Gedichtes:** In einer furchtbaren Nacht, in welcher alle Elemente entfesselt sind, um die Finsternis so grausig als möglich zu machen, wo der Sturm durch den Hochwald heult, der Regen strömt, die Blitze zucken, die Donner krachen, der Gießbach, sonst schon wild genug, zum Strome angeschwollen ist und zu Thale stürzt, — nur in einer solchen Nacht können die Werke der Finsternis vollbracht werden. (Str. 1). Und um ein solches handelt es sich hier. Eine der Familie des greisen Rocco vor langer Zeit angethane Kränkung soll heute durch das Blut des Beleidigers abgewaschen werden. Denn heute, so hat man erfahren, will Polo, der Todfeind, diese Gegend durchreisen. Er gedenkt der früheren Schmähung nicht mehr, oder er fürchtet die Rache nicht mehr. Aber Roccos Haus hat nicht vergeben. So sind denn heute alle Männer der Familie Roccos in das Unwetter hinausgegangen und lauern dem arglosen Wanderer auf. Nur Rocco bleibt zurück, zu alt für solch eine nächtliche Jagd. Aber das unheimliche Leuchten der Augen zeigt uns seinen Haß, und so steht er am Fenster, spähend und lauschend, da jeder Augenblick die Nachricht bringen kann, daß das blutige Werk geschehen sei. (Str. 2.) Die Aufregung des Greisen ist groß, und jedes Geräusch hält er für den Tritt des herannahenden Boten. Er ruft schon den Vetter Giuseppe an, aber es ist niemand gekommen. Die Zeit entflieht, aber die Botschaft bringt sie nicht, daß die That der Rache vollbracht sei. (Str. 3.) Das Selbstgespräch des Alten dauert fort und wendet sich jetzt dem Opfer dieser Nacht, dem Opfer des Familienhasses, zu, der selbst sein Haupt ihnen zu bringen unvorsichtig genug sei und nun zu spät erfahren werde, daß seine Feinde auch eine solche Nacht nicht ab-

*) Ähnliche Züge haben übrigens auch andere Dichter zum Preise der Mauren, der Tyroler (vgl. Seidls: Hans Euler), der Indianer (Seumes: der Wilde) und anderer Völker besungen.

halte, ihren Rachedurst zu stillen. (Str. 4.) Dann wendet der Greis seine Gedanken auf die Rächer und spornt sie zu ihrem blutigen Vorhaben an und wünscht ihnen allen Erfolg. (Str. 5.) In diesem Augenblicke pochts an die Hausthüre, und wie aus einem Traum fährt der Greis auf, eilt nach der Thüre und öffnet dieselbe, sicher, den Boten zu begrüßen, welcher Polos Tod meldet. Da steht Polo selbst vor ihm. Ja „er bringt ihm selber sein Haupt." Der Hausherr spricht sein Erstaunen aus und fragt, was Polo jetzt bei ihm wolle. Dieser antwortet, er begehre Gastlichkeit. (Str. 6.) Er weiß, welche Gefahr ihm droht, er muß die Laurer erkannt haben, und er hat keine Möglichkeit erschauen können, in dieser Nacht auf unwegsamen Pfaden sein Reiseziel ungefährdet zu erreichen, aber zur Rettung seines Lebens bleibt ihm ein Weg unverlegt; auf diesem lauern die Feinde nicht: Das ist der Weg, welcher ihn zum Hause seines Todfeindes führt. So betritt er diesen Weg. Und der Alte dankt dem Feinde, daß er von ihm würdig gedacht, und heißt ihn als Gast willkommen. (Str. 7.) So groß das Erstaunen der Frauen ist, als Rocco seinen Todfeind ihnen lebend zuführt, sie vergessen die Pflicht der Höflichkeit nicht, noch versäumt die Hausfrau ihre Pflichten. (Str. 8.) Der Gast wärmt sich am Herde, erquickt sich durch Speise und Trank und wird dann in das Fremdenzimmer geführt, daß er der Ruhe pflege. Das Wort des Gastwirtes: „Sei unbesorgt, dich schirmt mein Dach" ist dem Todmüden volle Beruhigung. (Str. 9.) Die Thüre bleibt unverriegelt, und der Gast schläft so sanft und fest, daß ihn sein Wirt am andern Morgen in der Frühe nur durch lautes Rufen wecken kann, nachdem er vor des Schlafenden Bett getreten ist. Noch gilt es, dem Gast ein sichres Geleit zu geben. Roccos Söhne und Verwandte sind ja noch immer auf der Lauer. (Str. 10.) Noch einmal wird derselbe gespeist und dann durch den Wald auf Pfaden geführt, auf welchen keiner der lauernden Feinde ihn entdecken kann und erst, als Polo in völliger Sicherheit ist, da scheiden beide von einander. (Str. 11.) — Der Wirt verabschiedet sich von dem Gaste, ohne seine That als etwas Besonderes zu bezeichnen. Seine Rachegedanken sind nicht erloschen, sie waren nur durch die Pflichten der Gastfreiheit für einige Zeit außer Wirksamkeit gesetzt. Nun wacht der alte Haß wieder auf, und für die nächste Begegnung außerhalb des Hauses werden wieder beide sein, was sie vorher gewesen — Todfeinde. (Str. 12.)

3. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Corsische Gastfreiheit. Erzählung. — 2. Vergleichung dieses Gedichtes mit Mateo Falcone, der Corse*) von Adelbert von Chamisso. — 3. Preis der Gastfreundschaft in der deutschen Poesie.

*) **Zur Vergleichung** lassen wir dies Gedicht hier folgen:

**Mateo Falkone, der Corse.**

(Reklamsche Ausg. S. 238. — Kurz'sche Ausg. I. S. 274.)

Von wessen Rufe hört man widerhallen
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Porte-vecchio? Flintenschüsse fallen.

Die Gelben sinds, die Jäger, und es sucht
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in scheuer Flucht.

Aus dem Gehöfe will ein Kind sich scheichen,
Zu spähen, was bedeute solcher Ton;
Es siehet vor sich stehn den Blut'gen, Bleichen. —

„Du bist, ich kenne dich, Falcone's Sohn;
Ich bin Sampiero; hilf mir, feines Kind,
Verstecke mich, die Gelben nahen schon!" —

„Ich bin allein, die beiden Eltern sind
Hinausgegangen." — „Schnell denn und verschlagen!
Wohin verkriech' ich mich? sag' an, geschwind! —

„Was aber wird dazu der Vater sagen?" —
„Der Vater sagt, du habest recht gethan;
Und Du zum Dank sollst diese Münze tragen."

Die Münze nahm der Knabe willig an.
Ein Haufen Heu, der sich im Hofe fand,
Verbarg den blutigen, zerlumpten Mann.

Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand
Austretend, nach dem äußern Thor besonnen,
Wovor schon lärmend der Verfolger stand.

Es war der Vetter Gamba. — „Wo entronnen,
Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
Dem wir die Fährte hieher abgewonnen?" —

„Ich schlief." — „Ein Lügner, der vom Schlafe spricht!
Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt."
„Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht." —

„Antworte, Bursche, wie die Frage schallt;
Und führst Du solche Reden mir zum Hohne,
So schlepp' ich dich nach Corte mit Gewalt."—

„Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone!" —
„Ich aber werde Deinem Vater sagen,
Daß er mit Schlägen Dir die Lüge lohne." —

„Ob er es thut, das möchte sich noch fragen." —
„Wo ist Dein Vater? sprich!" — „Ich bin allein;
Im Buschwald wird er sein, ein Wild zu jagen."

Und Gamba zu den Untergebnen sein:
„Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes;
Durchsucht das Haus, er wird zu finden sein!"

Ein Jäger drauf: „So Ihr es wollt, so thut es;
Doch solltet Ihr's erwägen, Adjutant,
Uns bringt Falcone's Feindschaft nimmer Gutes."

Er aber stand unschlüssig, abgewandt,
Und stach ins Heu, nachlässig, in Gedanken,
Wie einer, der das Rechte nicht erkannt.

Der Knab' indessen spielte mit dem blanken
Gehenke seiner Uhr und schob gelinde
Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken.

Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
„Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine,
Die hatt' ich Dir bestimmt zum Angebinde.

„In meinen zwölften Jahr bekomm' ich eine." —
„Bist zehn erst alt, betrachte diese nur!"
Und blinzend hielt er sie im Sonnenscheine.

Gar argen Glanzes funkelte die Uhr,
Das zierliche Gehäus so blank und klar,
Die Nadeln Gold, das Zifferblatt Lasur. —

„Wo steckt Sampiero?" — „Wird Dein Wort auch wahr?" —
Dem Knaben schwur er zu mit teuerm Eide,
Daß sie der schnöde Preis des Blutes war.

Des Knaben Rechte hob nach dem Geschmeide
Sich langsam, zitternd; niederwärts sich neigend
Berührt' es sie; ihm brannt' das Eingeweide.

Da hob sich auch die Linke, rückwärts zeigend,
Und gab den Schützling dem Verfolger bloß;
Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.

Da ließ der Adjutant die Kette los;
Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
Vergaß sich selbst und des Verratnen Los.

Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langen;

Der blickte stumm verächtlich auf den Knaben
Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —

„Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben,
Schafft eine Bahre her! ich kann nicht gehen;
Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.

Ihr seid ein Schütz, man muß es Euch gestehen;
's ist aus mit mir; Ihr habt mich gut gefaßt,
Doch habt Ihr auch, was ich vermag, gesehen."

Und menschlich sorgte man und freundlich fast
Für Einen, den man doch als tapfer pries
Und, wo es galt, als Gegner nur gehaßt.

Die Münze reicht' ihm Fortunat'; er stieß
Zurück den Knaben, welcher voller Scham
Entwich und jenen Thaler fallen ließ.

Falkone jetzt mit seinem Weibe kam
Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
Er Jäger schwärmen, was ihn Wunder nahm.

Schußfertig, kühn, vorsichtig naht' er da
Und hieß das Weib der zweiten Büchse pflegen,
Wie's Brauch ist, wo der Schütz dem Feinde nah'.

Ihn kennend, ging ihm Gamba schnell entgegen. —
„Verkennt den Freund nicht!" — Langsam stieg der Lauf
Der Büchse, die im Anschlag schon gelegen. —

„Wir hatten, Vetter, einen weiten Lauf,
Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt;
Doch gingen auch der Unsern zwei darauf;

Ich meine den Sampiero." — Was Ihr sagt!
Sampiero, der die Ziege mir geraubt,
Vom Hunger freilich wohl und scharf geplagt." —

„Er hat gefochten, wie es keiner glaubt;
Wir haben ihn und danken's Fortunato,
Der uns geliefert sein geächtet Haupt."

Der Vater rief entrüstet: „Fortunato?" —
Die Mutter sank zusammen wie gebrochen
Und wiederholte schaurig: „Fortunato?" —

„Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
Der Vetter zeigt' ihn an; man soll's erfahren,
Und ihm und euch wird hohes Lob gesprochen." —

Sie traten an das Haus; die Jäger waren
Geschäftig und bemühet um den Alten,
Die Bahre wohl mit Mänteln zu verwahren.

Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
Und er sich umgesehen, wer genaht,
Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten;

Ein Lachen, gar entsetzlich in der That.
Das Haus anspeiend, schrie er: „Lug und Trug."
In diesem Mauern hauset der Verrat!" —

Erbleichend, zitternd hört's Falcone, schlug
Vors Haupt sich die geballte Faust, und stumm
Verharrt' er, bis man fort den Alten trug.

Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
Er merkt' es nicht, er ließ die Truppe ziehen,
Er starrte zu dem Knaben taub und stumm.

Es will vor ihm das Kind erzitternd knieen,
Er schreit es an: „Dein erstes Stück war gut!
Zurück von mir!" — Es hat nicht Kraft zu fliehen. —

Und zu der Frau gewandt: „Ist der mein Blut?" —
„Ich bin dein Weib" — und ihre bleichen Wangen
Erglühen schnell von wundersamer Glut. —

„Und ein Verräter!" — Ihre Blicke hangen
An ihrem Kinde, sie erspäht die Uhr;
„Von wem hast dieses Kleinod Du empfangen?" —

„Vom Vetter Gamba." Heftig an der Schnur
Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
An einen Stein der That verhaßte Spur.

Dann starrt er vor sich hin und scharrt, wie ohne
Gedanken, mit dem Kolben in dem Sand
Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne

„Mir nach!“ Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand
Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Heide
Den Richtpfad nach dem nächsten Waldesrand.

Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide:
„Dein Sohn, dein einz'ger Sohn, den Gott dir gab,
Den mit Gelübden wir erflehten beide!

Und er: „Ich bin sein Vater, drum laß ab!“
Da küsset sie verzweiflungsvoll den Kleinen
Und schaut ihm nach bis in den Wald hinab.

Dann geht sie, vor das Heil'genbild der reinen
Gebenedeiten Mutter sich allein
Zu werfen und zu beten und zu weinen.

Falcone hält im Wald am schwarzen Stein,
Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
Hier ist die Erde leicht, hier wird es sein.

„Knie nieder, Fortunato, knie und bete!“
Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
Du willst mich töten?! — Und der Vater: „Bete!“

Und weinend, schluchzend stammelt er das „Pater“;
Mit fester Stimme spricht der Vater: „Amen!“
Und weiter stammelt er das „Ave Mater.“ —

„Bist du nun fertig?“ — „Von den Klosterdamen
Erlernt' ich noch die Litanei soeben.“
„Sehr lang ist die; jedoch in Gottes Namen!“

Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
O, töte mich doch nicht!“ — „Bist du am Schluß?“ —
„Vergib mir“ — „Gott, der möge dir vergeben!“

Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
Und heimwärts schreitend, wanket nicht sein Fuß.

Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
Den Spaten, um zu graben dort das Grab.

Die Mutter stürzt beim Schuß entsetzt heran,
Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
„Mein Kind! mein Blut! Was hast du nun gethan!“

„Gerechtigkeit. — — Er liegt am schwarzen Stein.
Ich laß ihm Messe lesen, der als Christ
Gestorben ist, und also mußt' es sein.

Sobald du aber selbst gefaßter bist,
Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
Daß meine wohlerwogne Meinung ist,
Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne.“

---

## 17. Die Kreuzschau.

1834.

[Reklamsche Ausg. S. 263.]

1. Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Thal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.

2. Auf duftges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.

3. Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.

4. Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.

5. „Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zörn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.

6. Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange,
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.

7. Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange."

8 Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.

9. Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.

10. Und eine Stimme hört er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."

11. Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequem're Last.

12. Dies Kreuz war ihm zu groß, und das zu schwer,
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.

13. Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.

14. Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl —
Verlorne Müh! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andern Mal.

15. Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem Einen blieb er endlich stehen.

16. Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht, nach Kraft und Maß:
„Herr", rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"

17. Und wie er's prüfend mit den Augen maß —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

1. **Der Grundgedanke** ergibt sich eigentlich von selbst: Niemand murre wider die von Gott ihm auferlegte Last; denn jedes Kreuz ist grade für den, der es trägt, das passendste und angemessenste, während ein anderes ihm vollends unerträglich sein würde.

Wichtiger als die Erkenntnis dieses Gedankens, welchen der Dichter in so edler, würdiger Weise darstellt, ist freilich die Übung desselben, d. h. die Umsetzung der Lehre in das Leben. Und wer wollte sich da von der Sünde des Murrens und des Unmutes wider Gott freisprechen? Wie aber jede irdische Last um so mehr drückt und um so unerträglicher erscheint, je länger sie getragen ist, so kommen auch für die Träger des heiligen Kreuzes die Stimmungen der Ungeduld am sichersten in den Tagen, welche uns „nicht gefallen," im Alter. Und doch wie thöricht erscheint uns der Pilger, welcher ja dem Ende seiner Wallfahrt und dem von der Abendglut verklärten Ziele so nahe gekommen ist, welcher bereits die letzten Höhen, die härtesten Kämpfe des Lebens überwunden hat, und dann noch tauschen will mit seiner Last! Und doch ist es so menschlich, doch ist es ein so häufiger Irrtum der Menschen, grade dann der schönen Aussicht und der völligen Ausspanne zu vergessen, und nur an die Last zu gedenken, die man getragen hat. Auch Chamisso hat dies Gedicht am Abend seines Lebens niedergeschrieben, eine Parabel, mit welcher er sich selber mag gestraft und aufgerichtet haben. War er doch seit dem Jahre 1833 fast immer leidend, und auch seiner Frau Kränklichkeit begann schon im Jahre 1834, in welchem dies Gedicht entstanden ist. Das war Kreuz genug, aber auch die Aussicht auf das Ende fehlte nicht!

Drei Wahrheiten sind in diesem Gedichte enthalten von tiefer Bedeutung:

1. Jeder Erdensohn hat seine Last zu tragen. Und wohl dem, welcher diese Last nicht abwirft. Sie erinnert ihn an seinen Pilgerstand hier auf Erden; sie treibt ihn vorwärts nach dem himmlischen Ziele, sie fördert drückend des Wanderers Schritte auf dem Lebenswege. — Der Leichtsinn wirft die Last ab, aber er kommt nicht weiter, sondern bleibt stehen, kommt auf falsche Wege, geht zurück, vergißt seine Lebensaufgabe und löst dieselbe nicht.

2. Keine Last ist dem Geduldigen zu schwer. Denn Gott läßt die Versuchung nie zu schwer werden, da Er getreu ist, unsre Schwäche und unser Vermögen kennt, und unser Kreuz uns tragen hilft. Nur der Ungeduldige macht seine Last sich schwerer. „Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit."

3. Wir könnten unsern Schultern selbst keine passendere Last auswählen, als die, welche Gott uns auferlegt hat. Schiffe ohne Steuer verlieren die erstrebte Richtung, Menschen ohne das Lebenssteuer des Kreuzes haben ihren Kurs verloren. Wie groß mein Lebenssteuer sein müsse, das kann der allweise und gütige Vater im Himmel besser ermessen, als ich kurzsichtiger und im Neid wie im Murren gleich thörichter Mensch.

2. **Vergleichung dieses Gedichtes** mit Rückerts: „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", mit Herders: „Die Bürde des Lebens"

mit von Nikolays: „Die Säcke des Schicksals". (Werke I, S. 121. Siehe übrigens auch dies Gedicht in diesem Werke. Bd. 3.) (Schriftliche Aufgaben.)

**3. Form:** Terzine, wie in Salas y Gomez und im folgenden Gedichte.

[Litterarisches: Götzinger — Reuter, Litteraturstunden, S. 398. — *Kurz III. S. 136. 397. 442.]

---

## 18. Francesco Francia's Tod.

1834.

[Reclamsche Ausg. S. 339.]

1. Francesco Francia war zu seiner Zeit
Italiens Stolz, gerühmt von allen Zungen
Als Aurifex und Maler weit und breit.

2. Zu ihm, dem Alten, ist der Ruf gedrungen
Vom jungen Römer, welcher sonder Gleichen
Sich früh gar hohen Künstlerruhm errungen.

3. Zwar konnt' er noch zu sehen nicht erreichen
Ein Werk von ihm, doch haben sie geehret
Einander und gewechselt Freundschaftszeichen.

4. Ihm wird die Freude jetzt, die er begehret;
Sieh! Jener schreibt: „Mein Bitten werde mir
Von meinem väterlichen Freund gewähret.

5. Ich käme selbst, doch andres hält mich hier;
Mein Bild für die San Giovanni Kapelle,
Die heilige Cäcilie, send' ich dir.

6. Vertritt, mein lieber Meister, meine Stelle,
Sieh helfend nach, ob Schaden es bekommen,
Ein Riß, ein Fleck das zarte Werk entstelle;

7. Und hast den Pinsel du zur Hand genommen,
Verbeßre du zugleich auch liebevoll,
Wo selber meine Kunst zu kurz gekommen.

8. Dann stell' es auf, das Bild, da, wo es soll,
Mit Liebe sorgend für das beste Licht,
Und nimm entgegen meines Dankes Zoll!

9. Dein Rafael." — Der Meister schnell erbricht
Die Kiste, zieht das Bild hervor und rückt
Es sich ins Licht, und sieht, und glaubt es nicht.

10. Er steht davor erschrocken und entzückt,
Erfüllet ist, was seine Träume waren,
Er fühlt sich selbst vernichtet und beglückt.

11. „Heil mir! und Preis dir, Herr! der offenbaren
Du solches noch gewollt in meinen Tagen;
Nun laß in Frieden deinen Diener fahren."

12. Die Jünger hörten ihn die Worte sagen,
Den letzten Laut aus seinem frommen Munde;
Nicht Antwort gab er mehr auf ihre Fragen.
Es war des alten Francias Sterbestunde.

**1. Erläuterungen: Str. 1.** Francesco Francia führte eigentlich den Familiennamen Raibolini, und lebte von 1450—1517, ursprünglich als Aurifex, d. h. Goldschmied und Medailleur, dann aber als Maler thätig, und als solcher von außerordentlichem Rufe in seiner Zeit. Seine meisten Bilder stellen die Madonna dar, bald thronend und von Heiligen umgeben, bald im Rosenhag das vor ihr liegende Jesuskind verehrend; auch die von ihm und seinen Schülern herrührenden Fresken, welche das Leben der hl. Cäcilie darstellen, werden sehr gerühmt. „Er starb 1517, kurz nachdem Rafaels heilige Cäcilia nach Bologna gekommen war, wie man sagt, aus Erschütterung über den gewaltigen Eindruck dieses Werkes."*)

**Str. 5.** Rafaels, des jungen römischen Malers, Vater Santi hieß auch mit dem Vornamen Giovanni**) (geb. vor 1450 und † 1494). Derselbe stammt aus Urbino und war ebenfalls Maler, nur daß sein Sohn ihn in allen Schöpfungen weit übertraf. Die heilige Cäcilia ist eine angeblich unter Alexander Severus verstorbene Heilige, welche in der römischen Kirche als Schutzpatronin der Orgel und der Kirchenmusik verehrt wird. Nach neueren Untersuchungen hat man ihr Grab in Rom aufgefunden und wäre sie, eine edle Römerin, im J. 177, also unter Mark Aurel den Märtyrertod gestorben. Zur Feier ihres Gedächtnistages (22. Nov.) hat Händel in London den Messias komponiert.

**Str. 9.** Rafael Santi oder Sanzio, geb. 1483 zur Urbino und † 1520 zu Rom, ein außerordentlich reich und vielseitig beanlagter Künstler, der schon früh der Kunst sich zuwenden konnte, in welcher sein Vater ihn zu unterrichten im stande war. Nachdem er seinen Vater 1494 verloren hatte, ward der talentvolle Knabe zu dem berühmtesten Maler seiner Zeit, zu Perugino in Perugia, geschickt; doch den Meister hatte der Jünger bald überflügelt, und letzterer begab sich nach Florenz, wo er sich fast 4 Jahre aufhielt (bis 1508). Die berühmtesten Vorbilder, Lionardo und Michelangelo, staunte er an und erweiterte Geschmack und Kraft zu ungeahnter Höhe. Im Jahre 1508 berief ihn der kunstliebende Papst Julius II. nach Rom, und Rafael stand fortan auf der höchsten Stufe seines Schaffens, obgleich auch jetzt noch jedes folgende Werk einen Fortschritt zeigt. Seine Kraft und Gabe ist aber gleich groß, mag er symbolische oder historische Stoffe zu bearbeiten haben,

*) Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte. 1864. S. 527.
**) Sprich Dschovanni. Der Name bedeutet Johannes.

und so hat der frühvollendete Maler in seinem kurzen Leben eine Menge Gemälde von unvergänglichem Werte geschaffen. Besonders berühmt sind seine Madonnenbilder. Hat er doch nicht viel weniger als ein halbes Hundert von Madonnen gemalt, unter welchen die Madonna della Sedia und die Sixtinische Madonna die berühmtesten sind. Fast ebenso berühmt sind die „Rafaelischen Stanzen", vier Zimmer des Vatikanischen Palastes an Wänden und Gewölben bedeckend. So stellte Rafael die Theologie, Poesie, Philosophie und Jurisprudenz in vier Gemälden dar, welche die Camera della Segnatura füllen. Auch sein letztes Bild: Die Verklärung Christi ist wunderbar schön. Es starb, kaum 37 Jahre alt. „Als er starb, schien seinen Zeitgenossen Rom verödet, die Malerei verwaist. Um seinen Katafalk, wo sein noch unvollendetes Werk, die Transfiguration, als höchstes Ehrendenkmal aufgestellt war, vereinten sich alle Klassen, Alter und Geschlechter, um durch ihre gemeinsame Trauer ebensowol dem großen Künstler wie dem hohen Menschen den Tribut zu zollen." (Lübke a. a. O. S. 588.)

**Str. 11.** Anspielung auf die Worte des greisen Simeon bei der Darstellung des Jesusknaben im Tempel zu Jerusalem.

2. **Gedankengang des Gedichtes.** Francesco Francia, ein frommer Maler zu Bologna, einst unter den Zeitgenossen ein hochgefeierter Künstler (Str. 1.), erfährt von einem jungen römischen Maler Rafael, welcher, noch ein Jüngling, alle Vorläufer in der Malerei weit hinter sich gelassen habe. (Str. 2.) Ohne daß Francia den Rafael persönlich oder nur aus seinen Werken kennen zu lernen Gelegenheit hat, findet der alte sich zu dem jungen Künstler hingezogen, und beide — denn auch Rafael liebt den Meister zu Bologna, ohne ihn zu kennen, — wechseln Grüße und Briefe seit längerer Zeit miteinander. (Str. 3.) Endlich wird dem Alten die lange heißbegehrte Freude zu Teil, ein Bild schauen zu dürfen, welches Rafaels Pinsel geschaffen hatte. (Str. 4.) Ja noch mehr; mit einem Briefe voll der wärmsten Anerkennung des väterlichen Freundes wird diesem von Rafael sein Bild der Cäcilia übersandt, welches Francia an seiner Stelle auspacken und, wenn es durch die Reise gelitten haben sollte, ausbessern, oder, wo es sonst Mängel zeige, vervollkommnen und dann am passendsten Orte in der Kapelle des hl. Johannes aufstellen soll. (Str. 5—8.) Der alte Meister erbricht die Kiste schnell. Seine Ungeduld ist gar zu groß. Und als er das Bild schaut, da ist er sprachlos vor Staunen und Entzücken. Das, was er schauen darf, ist der höchste Sieg der menschlichen Kunst. (Str. 9. 10.) Und als er endlich Worte findet, da sind es nur die des alten Simeon.*)

*) Diese Worte sind kein Mißbrauch, wenn jene Situation auch nicht heranreicht an diejenige, in welcher Simeon dieselben gesprochen hatte. Einen Mißbrauch und eine offenbare Lästerung finden wir dagegen in der Geschichte bezeugt. Als Straßburg, die wunderschöne, deutsche Stadt, von dem Heere des elenden Ludwig XIV. von Frankreich im Jahre 1681 am 27. September mitten im Frieden überfallen und am 29. September eingenommen worden war, da hatte der verräterische, schon vorlängst von Ludwig XIV.

Er möchte sterben jetzt, nachdem Gott ihm eine solche Liebe erzeigt hat. Auf Erden kann er auf größere Freude nicht mehr rechnen, so erbittet er von Gott sich den Tod. (Str. 11.) Und sein Wunsch wird erfüllt. Der Dankeslaut war das letzte Wort, welches seine Lippen hervorbrachten. Francia stirbt, von seinen Jüngern umstanden, im Anblick des Rafaelischen Meisterwerkes. (Str. 12.)

3. **Die Charakteristik** der beiden Meister ist wohl historisch getreu, zugleich aber auch echt poetisch aufgefaßt. Das ist echte Kunst, die keinen Brodneid kennt; das ist ein wahrer Meister, welcher in aufrichtiger Bescheidenheit und Pietät sich unterzuordnen weiß; das ist ein liebliches Ende, wenn die Seele eines frommen Meisters am Ende ihres Erdenlaufes, der Gottes Dienst geweiht war, im Anschauen des Höchsten, was irdische und doch von Gott begnadigte Hände schaffen konnten, abgerufen wird zu der Herrlichkeit, die kein Auge gesehen hat und die in keines Menschen Herz gekommen ist.

4. **Schriftliche Aufgabe:** Vergleichung mit Geibels Pergolese.

---

## 19. Der Birnbaum auf dem Walserfelde.

(Chamisso's Werke, Leipzig, Bibl. Inst. I. S. 175. Recl. Ausg. S. 199.)

1. Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern vererben sie aufs Neu';
So wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

2. „Das Walserfeld bei Salzburg" bezeichnet ist der Ort,
Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt,
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Mal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letzten Mal.

3. Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maß erst voll, —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll, —
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

4. Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
Da rinnen rote Ströme die Wiesenrain' entlang,
Es wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

---

bestochene Bischof Egon von Fürstenberg die Schamlosigkeit, den König Ludwig im Münster zu Straßburg mit den Worten zu begrüßen: Nachdem er durch den König wieder in den Besitz dieser Kirche gesetzt sei, aus der die Gewaltthätigkeit der Ketzer seine Vorfahren vertrieben habe, könne er nur mit Simeon ausrufen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen." —

5. Und wann das Werk vollendet, so deckt die Nacht es zu,
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh',
Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

6. Nun sag' ich euch das Zeichen: ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt;
Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor
Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Baum empor.

7. Wann nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morschen Holze aufs Neu' lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubschmuck er wieder angethan,
Das ist das erste Zeichen: es reift die Zeit heran.

8. Und hat er seine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang verheißne Zeit.
Und schmückt er sich mit Blüten, so ist das Ende nah;
Und trägt er reife Früchte, so ist die Stunde da.

9. Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt;
Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft
Und schwöllen schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

10. Ob voll das Maß der Sünde? Ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich Eins wohl klar;
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

**1. Die Sage.***) Ueber den Birnbaum auf dem Walserfelde findet sich in den deutschen Sagen der Brüder Grimm S. 30 folgende dem „Brixener Volksbuche vom Untersberg" entnommene Stelle:

„Bei Salzburg auf dem sogenannten Walserfelde soll dermaleinst eine schreckliche Schlacht geschehen, wo alles hinzulaufen und ein so furchtbares Blutbad sein wird, daß den Streitenden das Blut vom Fußboden in die Schuhe rinnt. Da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden. Auf diesem Walserfelde steht ein ausgedorrter Birnbaum zum Angedenken dieser letzten Schlacht; schon dreimal wurde er umgehauen, aber seine Wurzel schlug immer aus, daß er wiederum anfing zu grünen und ein vollkommener Baum ward. Viele Jahre bleibt er noch dürr stehen, wann er aber zu grünen anhebt, wird die gräuliche Schlacht bald eintreten und, wann er Früchte trägt, wird sie anheben. Dann wird der Baierfürst seinen Wappenschild daran aufhängen, und niemand wissen, was es zu bedeuten hat."

**2. Erläuterungen. Str. 1.** Es ist sehr bemerkenswert, wie der Dichter sich hier als Deutschen fühlt. — „Mit Treuen" = wortgetreu, ohne Zusätze und Auslassungen. Es ist das der Sage und dem Märchen charak-

*) Ich verdanke den Hinweis auf diese Quelle der Güte des Dichters Emanuel Geibel.

teristisch, daß beide im Volksmunde sich gar nicht oder doch nur sehr wenig verändern.

**Str. 2.** Der Reim „Mal — Mal" ist trotz der früheren Verschiedenheit in der Schreibung ein identischer und darum fehlerhafter, da das Ohr keinen Unterschied in der Aussprache beider Worte erkennen kann.

**Str. 6.** Dreimal ist der Birnbaum abgehauen worden in den Zeiten der tiefsten Schmach und Zerrissenheit Deutschlands, also 1) zur Zeit des Interregnums (1256—1273), 2) in der Zeit des dreißigjährigen Krieges und 3) in den Rheinbundszeiten.

3. **Der Grundgedanke** der Sage: Wie sich nach zweimaliger Schmach Deutschland immer wieder zur Ehre und Kraft emporgehoben hat, so steht auch nach der letzten schmachvollen Erniedrigung dem deutschen Vaterlande eine neue, große Zukunft bevor. Diesmal aber wird die Pause länger dauern und der neue Entscheidungssieg ein definitiver, der letzte, zugleich ein Sieg der Guten über die Bösen sein (?). —

4. **Vergleichung des Gedichtes mit der Sage.** Obgleich der Dichter im allgemeinen der überlieferten Sage ganz treu gefolgt ist, so hat er doch den Baierfürsten (vgl. oben) aus dem Spiele gelassen. Es ist das gewißlich nicht absichtlich geschehen. Vielmehr mag Chamisso die Sage ohne diesen Schluß, bezw. mit anderm Schlusse gehört haben. In Norddeutschland lautet — nach einer brieflichen Mitteilung Geibels an den Verfasser — die Sage etwas anders. Emanuel Geibel schreibt mir nämlich unter dem 4. Mai d. J.: „Ich meinesteils habe die Sage in meiner Jugend immer nur ohne nähere Bezeichnung des Fürsten erzählen hören. Es hieß einfach: „Der Sieger", „der Held" oder „der Kaiser."" Hiermit stimmt auch die Bearbeitung der Sage durch Phil. Engelhard von Nathusius (geb. 25. Nov. 1815 zu Althaldensleben, † als weitbekannter Herausgeber des konservativen und kirchlichgläubigen „Volksblattes für Stadt und Land" am 16. August 1872 zu Luzern auf der Reise nach Engelberg), ein Gedicht, welches durch kernige Kürze und volksmäßigen Ton sich vorteilhaft auszeichnet.

Bei Salzburg auf dem Walserfeld
Da steht ein Birnenbaum,
Der ist, so geht die Sage,
Schon dreimal umgehaun.

Doch dreimal aus der Wurzel
Ist neu er aufgeschoßt,
Bis er mit Kron' und Aesten
Zum starken Baum ersproßt.

Nun steht er grau und dorre,
Doch unvergänglich fest,
Und trägt durch Wind und Wetter
Gen Himmel seine Aest'.

Doch wann er hebt zu grünen an,
Dann ist die Zeit nicht weit,
Und wann er Früchte tragen wird,
Dann hebet an die Zeit.

Dann kommt der alte Kaiser
Zu Tag nach langem Traum
Und hänget seinen Wappenschild
An jenen alten Baum.

Und schallt mit seinem Schwerte
Daran an selber Statt,
Und niemand wird es wissen,
Was es zu deuten hat.

Da wird ein Ringen werden,
Wo alles läuft hinzu,
Bis daß das Blut vom Boden rinnt
Den Streitern in die Schuh'.

Noch nie zuvor geschlagen ist
So schrecklich eine Schlacht —
Da werden die bösen Menschen
Von den guten umgebracht.

Für alle die deutsch denkenden Dichter hat diese schöne Sage von je her etwas Erhebendes gehabt. Sie wünschen es alle, daß dieselbe erfüllt werden möchte, und vergleichen die Anfänge des Bessern mit Vorliebe mit dem Steigen des Saftes in dem alten, dürren Birnbaume auf dem Walserfelde. Begreiflicher Weise dürfen wir die Neugeburt Deutschlands nicht an eine Schlacht auf dem Walserfelde selbst knüpfen, noch von dem Schildaufhängen im eigentlichen Sinne reden. Das Walserfeld ist das Schlachtfeld selbst, auf welchem Deutschlands Ehre neu ersteht, der Birnbaum ist das zerrissene und zerklüftete Deutschland, in welchem neue Kraft emporsteigt und Früchte treibt, der Schild des alten Kaisers ist das Zeichen des wiederaufgerichteten Kaiserreichs. So möchten wir wünschen, auslegen zu dürfen, und eine große Friedenszeit der „Guten" gar gern anbrechen sehen. Ob aber diese nahen wird und wann?

5. **Zur Vergleichung** möchte ich auch noch Geibels: „Gesicht im Walde" heranziehen, welches auf diese Sage starke Anspielungen enthält.

**Gesicht im Walde.***)
(Von Emanuel Geibel.)
[Geb. zu Lübeck am 18. Okt. 1815.]

Ich hatte mich verirrt im tiefsten Wald.
Schwarz war die Nacht, unheimlich troff der Regen,
Der Sturm ging in den Wipfeln wild und kalt.

Da sah ich plötzlich unfern meinen Wegen
Durch's feuchte Laub glutrote Funken sprühn,
Und Hammerschläge dröhnten mir entgegen.

Durch Dornen und durch Buschwerk drang ich kühn;
Und bald gewahrt' ich, rings vom Wald umfangen,
In hoher Hall' ein Schmiedesfeuer glühn.

Drei Riesen waren's, die die Hämmer schwangen,
Berußt, die Augen nur aufs Werk gekehrt,
Dazu sie schauerliche Weisen sangen.

Sie schmiedeten an einem großen Schwert;
Zweischneidig war's, der Griff als Kreuz gestaltet,
Die Kling' ein Strahl, der züngelnd niederfährt.

Und einer sang in Tönen fast veraltet,
Doch also tief, wie wenn emporgeschwellt
Der mächt'ge Hauch in dumpfer Orgel waltet:

„Es rührt im Birnbaum auf dem Walserfeld
Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsschwert muß fertig sein,
Und unser Werk hat Eile, Eile, Eile!"

Er schwieg, und singend fiel der Zweite ein
Mit einer Stimm', als wollt' er aus den Grüften
Mit Erzposaunenschall die Toten schrei'n:

*) In Geibels Zeitstimmen, in welchen das Gedicht zuerst erschien, führt es den Titel: Die Schmiede. (Vgl. Ged. 77. Aufl. S. 312. Zeitst. 1. Aufl. S. 21.)

„Es hat zu Nacht gedonnert in den Klüften
Des alten Bergs, den man Kyffhäuser heißt,
Und einen Adler sah ich in den Lüften.

Wie Sturmesrauschen klingt es, wenn er kreis't;
In seinen Fängen trägt er Blitzeskeile;
Die Rabenbrut entflieht, wo er sich weis't.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Zur rechten Stunde sei das Werk gethan;
Das Kreuzesschwert hat Eile, Eile, Eile!"
Und tief einfallend hub der Dritte an,
Das scholl, wie unterird'sche Donner grollen,
Wenn sich die Lava rühret im Vulkan:

„Die Zeit ist schwanger, aus den dürren Schollen
Wird eisern aufgehn eine Kriegersaat;
Sein rotes Banner wird der Kampf entrollen.

Drum schreiten hohe Geister früh und spat
Durchs deutsche Land und pochen an die Thüren,
Und mahnen laut: der Tag des Schicksals naht!

Viel eitles Blendwerk wird der Feind erküren,
Mit Lächeln locken, dräun mit Blitzgeschoß:
O lasse keiner dann sein Herz verführen!

Denn Füße nur von Thon hat der Koloß,
Und stürzen wird er über kurze Weile,
Im Fall begrabend seiner Knechte Troß.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Ihr Bälge blas't, ihr Funken sprüht empor!
Das Schwert des Siegs hat Eile, Eile, Eile!

So sangen sie. Dann schwieg der dumpfe Chor;
In kaltem Schauer bebten meine Glieder,
Doch wagt' ich nicht mich in der Halle Thor.

Zurück ins schwarze Dickicht floh ich wieder,
Und sah verlöschen bald der Flamme Licht,
Nur bang im Haupt noch summten mir die Lieder.

Kaum weiß ich jetzt, war's Traumbild, war's Gesicht?
Doch mahnt es, daß auch wir das Schwert bereiten,
Das Schwert des Geistes, welches nie zerbricht.

Wachet und betet! Schwer sind diese Zeiten.

---

## 20. Die stille Gemeinde.

1838.

[Werke, Herausgeg. von H. Kurz. I, S. 350. Reclam'sche Ausg. S. 364.]

1. Der Muse folgt nach der Bretagne Strand;
Altar und Thron sind umgestürzt, der Schrecken
Herrscht über Blut und Trümmern rings im Land.

2. Doch Bilder nicht des Blutes aufzudecken,
Lenkt sie nach jenen Dünen ihre Schritte,
Dort wird aus Leid den Trost sie auferwecken.

3. Seht dort die Bauern, treu der Väter Sitte,
Einfält'gen Herzens beten, dulden, harren —
Ein Mann des Schreckens droht in ihrer Mitte:

4. „Die Kirchen steck' ich euch in Brand, ihr Starren,
Die ihr noch hängt am alten Aberglauben
Und bei verjährtem Unsinn wollt beharren".

5. Darauf ein Greis: „Wirst nicht die Stern' uns rauben,
Die werden Turm und Glocken überdauern,
Uns mahnend, an den Schöpfer doch zu glauben."

6. Das Wort ward That: um die geschwärzten Mauern
Sah man, die Blicke himmelwärts gewandt,
Den frommen Landmann stillergeben trauern.

7. Ein frech Soldatenvolk ward hergesandt,
Die widerspenstisch starre Brut zu zwingen,
Und lästernd ward der Heiland nur genannt.

8. Noch hört nicht auf allnächtlich zu vollbringen
Die gottgewollte Bahn das Sternenheer,
Dem Schöpfer mahnend Huld'gung darzubringen.

9. Was glimmt dort für ein Stern auf hohem Meer?
Was regt sich in den Buchten leise, leise?
Was schleicht zum Strande von den Dünen her?

10. Es fahren Boote, schwenken sich zum Kreise,
Man hört die Welle nur, die brandend bricht,
Still rudern Männer, Weiber, Kinder, Greise.

11. Dort fern auf hohem Meer das kleine Licht,
Das ist der Stern, dem unter Gottes Hut
Die Schar sich zugewandt mit Zuversicht.

12. Ein schwanker Nachen auf bewegter Flut,
Das ist der Tempel, ist des Herrn Altar,
Worüber ausgespannt der Himmel ruht.

13. Und am Altare steht im weißen Haar,
Der fest geblieben in der Trübsal Stunde,
Der Hirt, der alte, der bedrängten Schar.

14. Und der Geächtete, den in der Runde
Die gläubige Gemeinde hat umgeben,
Vollbringt das Opfer nach dem neuen Bunde;

15. Dann betet er: „Herr über Tod und Leben,
Erhör' uns du: Vergib uns unsere Schuld,
Wie selber unsern Schuld'gern wir vergeben.

16. Wir beten: Nimm von uns in deiner Huld
Den bittern Kelch, den du uns ausersehen,
Wenn nicht, gib ihn zu leeren uns Geduld.

17. Denn dein, nicht unser Wille soll geschehen,
Dein ist die Kraft, dein ist die Herrlichkeit,
Und ewig wird allein dein Reich bestehen.

18. Die Kinder Frankreichs beten allezeit:
Nicht wende du im Zorn dein Angesicht
Von unserm Land und unsrer Obrigkeit.

19. Geh' nicht, o Herr, mit ihnen ins Gericht,
Die frevelnd sich aus deiner Hand gewunden,
Was sie gethan, sie wissen's selber nicht.

20. Ihr aber, die den Herrn zu allen Stunden
Einmütiglich bekannt, und Trost hienieden
In Lieb und Glaub' und Hoffnung habt gefunden,
Kehrt heim versöhnten Herzens und mit Frieden."

1. **Zum Verständnisse des Gedichtes:** Am 21. Jan. 1793 hatte der unglückliche König Ludwig XVI. auf dem Blutgerüste sein Leben geendet. Von jetzt ab begann in Paris das eigentliche Schreckensregiment; an der Spitze Frankreichs standen der Sicherheits- und der Wohlfahrtsausschuß, und die Leiter dieser waren Danton, Robespierre, Carrier, Marat und andere Scheusale. Tausende von Priestern und Edelleuten, ja ganz stille, harmlose Männer wurden ohne Grund eingekerkert und ohne Verhör und Urteil massenweise hingerichtet. Gegen diese Schreckensmänner erhoben sich nun Edelleute und Bauern in der Vendée, um Recht und Glauben zu verteidigen, und doch mußten sie, nach vorübergehenden Erfolgen besiegt, in die Bretagne sich flüchten, in eine Provinz, in welcher harmlose Bauern, celtischen Ursprungs, wohnten, welche bisher der Politik kein Interesse zugewandt hatten, aber mit aller Zähigkeit an ihrem Glauben festhielten. Ein allgemeiner Volksaufstand kam nicht zu wege; doch die Verfolgungen wurden auch dort auf das grausigste ausgeführt. Aber alles ließ sich das Volk nehmen, Gut und Obdach und Leben, — nur den Glauben nicht. Und als man in Paris soweit fortschritt, die christliche Religion völlig auszurotten und der Göttin der Vernunft Tempel weihte und Opfer brachte und Feste gab, die Bretonen hielten doch fest am Glauben ihrer Väter. Einen solchen lieblichen Zug der Glaubenstreue schildert uns Chamisso in diesem Gedichte. Aus der Zeit der Blutthaten und Gräuel ein tröstliches, glaubenstärkendes Bild! Die Bauern beten zu ihrem Christengotte, sie dulden die Verfolgung ihrer Peiniger, sie harren der himmlischen Hilfe. Der Schreckensmann droht, ihnen die Kirchen abbrennen zu lassen, um ihren Aberglauben ihnen auszutreiben. Und mutig entgegnet ihm ein Greis: Dann werden uns die Sterne zu unserm Gotte leiten, wenn die Türme den Weg zum Himmel uns nicht mehr zeigen, die Glocken zum Gottesdienste uns nicht mehr rufen dürfen. Der Abgesandte des Schreckenregimentes macht seine Drohung wahr. Die Kirchen gehen in Rauch auf, die Bauern trauern und dulden es. Soldaten werden in die Gegenden geworfen, den Starrsinn der Abergläubischen zu brechen, aber, wie jener Greis es gesagt hatte, so

geschieht es: Die Sterne thun ihre Arbeit — und jener Stern im Meere, dem alle Einwohner leise, im Dunkel der Nacht zurudern, ist das Zeichen, daß der Hirte die Gemeinde nicht verlassen hat, daß Gottes Wort und Sakrament von den Bretonen nicht gewichen ist. Und er bringt das Opfer des neuen Testamentes (das Meßopfer) dar, und dann betet er namens der im Kreis ihn umgebenden Gemeinde zuerst um Vergebung für die Sünde der Gemeinde, dann um Erlösung von der Trübsal, wenn anders dies nach Gottes Willen jetzt schon geschehen könne, oder, falls es nicht möglich sei, um Geduld und Ergebung, und weiter namens der Kinder Frankreichs für das arme Vaterland und dessen grausige „Obrigkeit", um Gnade für die Verwüster der Gemeinde, der Kirche, des Landes, welche nicht wüßten, was sie gethan hätten, noch was sie thäten. Und mit dem Segen Gottes werden die Treuen in die Heimat entlassen; in die Heimat? Ja, zu den rauchenden Trümmern und vielleicht zum letzten Gange auf das Blutgerüst. —

2. **Schriftliche Aufgabe:** Vergleichung mit Eichendorffs: Die stille Gemeinde und mit Prutz': Bretagne.

### Bretagne. 1793.

1836.

Von Robert Prutz.

[Gedichte. 3. vollst. Aufl. Leipzig, O. Wigand. 1847. S. 19 ff.]

An den Ufern der Bretagne, hoch! welch nächtlich Wiederhallen!
Aus den Wellen, aus den Wogen hör' ich es wie Lieder schallen,
Und ein Glöcklein tönt herüber, leise wundersamen Klang;
Doch das ist nicht Schiffsgeläute, das ist nicht Matrosensang.

An den Ufern der Bretagne wohnt ein Volk von alter Sitte,
Kreuz und Krone, Gott und König gelten hoch in seiner Mitte;
Doch der König ist gerichtet, und den heiligen Altar
Hält mit blankem Schwert umlagert eine mordgewohnte Schar.

„Unsern König den geliebten, wohl! ihr konntet ihn uns nehmen;
Doch des Glaubens heilge Flamme sollt ihr nimmer uns bezähmen;
Ist doch Gott an allen Orten, in den Tiefen, auf den Höhn,
Und an allen, allen Orten hört er seiner Kinder Flehn. —"

„Leis, o leis! Der Abend dämmert! Süße Nacht, o sei willkommen,
O du Balsam den Geschlagnen, o du Schützerin den Frommen!
Leis, o leise! löst den Nachen, nehmet Angel und Gerät,
Täuscht die Späher, täuscht die Wächter: in die Wogen zum Gebet!"

Flinke Ruder hör' ich rauschen: Alle kommen, Kinder, Greise,
Weib und Mann, dem Herrn zu dienen nach der Väter frommer Weise,
Neugeborene zu taufen, einzusegnen Ehebund,
Friedenswort und Trost zu hören aus geweihten Priesters Mund.

In der Mitte schwamm der Priester, Kreuz und Hostie in den Händen,
Fischerbuben ihm zur Seite, süßen Weihrauch auszuspenden;

Durch der Wellen dumpfes Murren schallte fröhlich[1]) der Choral,
Klang das Glöckchen, tönten Seufzer und Gebete sonder Zahl.

Sprach der Alte durch die Wogen über alle seinen Segen,
Und sie kreuzten sich und neigten seinen Worten sich entgegen:
Durch der Wogen wildes Brausen schallte mutig der Choral,
Pfiff der Sturmwind, schlug der Regen, zuckten Blitze sonder Zahl[2]). —

„Herr! Du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden;
Laß das Meer, das arg empörte, eine sichre Kirche werden!"
So durch des Gewitters Donnern tönte flehend der Choral,
Krachen Bord und Mast und Ruder, pfeifen Kugeln sonder Zahl.

Umgeschaut! Wachtfeuer glänzen, wiederspiegelnd in den Wogen,
Und der Feinde Kugeln kommen von dem Strande rasch geflogen
Aufgeschaut! der weite Himmel glüht, ein einzig Flammenmeer —
Tod im Wasser, Tod am Ufer, keine Rettung rings umher!

„Herr! du bist ja aller Orten, auf den Wassern, wie auf Erden:
Auch die in dem Meer gestorben, Herr! sie sollen selig werden!
Also durch der Wogen Wüten, so durch Kugeln sonder Zahl,
Durch der Feinde Hohngelächter klingt, verklinget der Choral.[3])

— Fahret wohl, ihr frommen Beter! — keiner kam ans Ufer wieder;
Die Gemeinde mit dem Priester schlang die falsche[4]) Welle nieder;
Nur am Morgen, unter Trümmern, zwischen Klippen und Gestein
Schwamm das Kreuz, das wunderselʼge, in des Frührots goldnem Schein.

---

## 21. Das Schloß Boncourt.

1827.

[Werke. Herausg. von H. Kurz. I, S. 49. Recl. S. 51.]

1. Ich träumʼ als Kind mich zurücke,
Und schüttle mein greises Haupt;
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die langʼ ich vergessen geglaubt?

2. Hoch ragt aus schattʼgen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Thor.

---

[1]) Man beachte die Adverbia, welche den Stimmungswechsel malen sollen: fröhlich, mutig, flehend.

[2]) Diese Blitze haben die Meeresfläche erleuchtet und den Feinden den Versammlungsort der betenden Gemeinde verraten.

[3]) Die Konstruktion ist schwierig; man denke sich statt „Durch Kugeln" die Worte „durch der Kugeln Pfeifen", so wird das Klingen des Chorales als das Brausen der Wogen, das Pfeifen der Kugeln und das Höhnen der Feinde durchdringend verständlich. Freilich der Choral klingt immer schwächer, je mehr Singenden der Mund geschlossen wird, und hört zuletzt gänzlich auf.

[4]) Falsch kann hier die Welle nur insofern heißen, als sie die Beter täuschte, welche in der offenen See einen sicheren Zufluchtsort erwartet hatten. Schwierig wird es auch, die Worte „Herr! du bist ja aller Orten" als Choral aufzufassen; sie sind offenbar Gebetsworte des seiner Gemeinde in der Todesstunde Trost einsprechenden Priesters, den die tödliche Kugel erst dann traf, nachdem er die letzten Glieder seiner Gemeinde mit seinem Trostworte an das Thor der Ewigkeit geleitet hatte.

3. Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

4. Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

5. Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ists, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

6. Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

7. So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

8. Sei fruchtbar, o teurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt,
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

9. Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

**1. Gedankengang.** Jugenderinnerungen schreiben die Alten. Auch Chamisso erkennt, obgleich erst 46 Jahre alt, nicht nur an dem greisen Haupte, daß er frühe gealtert ist, sondern auch an den Jugendbildern, welche ihm lange vergessen schienen und jetzt aufs neue emportauchen. Es sind Jugenderinnerungen, welche der 9jährige Knabe aus der Heimat mitgenommen hatte und welche nun aus langem Schlafe erstehen und lebhaft und klar vor des Mannes Seele treten. Er sieht sein väterliches Schloß von einem herrlichen Parke umgeben, er muß es ja erkennen an Türmen, Zinnen, an Brücke und Thor. Wo jedes dieser Erkennungszeichen so sicher ist, da kann kein Zweifel mehr sein. So geht es denn an ein Beschauen des so lange Entbehrten. Die das Wappen haltenden Löwen schauen vom Burgthor so traulich hernieder, wie vor 37 Jahren, als ob sie auch ihn wiederkennten nach so langer Zeit. Und der Greis eilt, mit Kindesaugen alles betrachtend, weiter. Jeder Blick läßt ihn etwas Neues sehen und als alten Bekannten wiedererkennen. Die Sphinx am Brunnen, der Feigenbaum sind noch in des Alten fester Erinnerung; auch die Fenster sind ihm unvergessen, hinter welchen der Knabe die ersten Träume geträumt hat. Das Grab des Ahnherrn in der Burgkapelle, das er als Kind so oft aufgesucht und mit Wehmut und Schauer angeschaut, ist ihm unvergeßlich, und die alte Waffenrüstung desselben, am Pfeiler hangend, ist der Erinnerung fest eingeprägt. Aber die Inschrift konnte das Auge noch nicht lesen, nur als ungelöstes Rätsel anstaunen — auch heute. Denn so steht das Väterschloß nicht mehr in der Champagne, sondern nur noch in der Erinnerung. Der Greis kann beschreiben und malen, was der Knabe geschaut und erlebt und als Knabe verloren und doch bewahret hat.

Das Schloß selbst steht nicht mehr, nicht einmal Trümmer, Ruinen sind noch vorhanden. Wo es stand und prangte, ist jetzt Ackerland.

Viel hat Chamisso verloren mit diesem Schlosse — die ganze ruhmreiche Vergangenheit der Familie, sein Vaterland; und alles haben ihm die Männer der Revolution genommen. Flucht er ihnen? Nein, er segnet den Boden, der ihm genommen ist mit seinen tausend Kostbarkeiten und Heiligtümern, und segnet zwiefach den jetzigen Besitzer des Landes.

Seinen Verlust hat er verschmerzt, die ihm gebliebene Gabe ist ihm teurer. Die Gabe des Gesanges wird in allen Ländern geschätzt und gibt ein neues Vaterland und entschädigt für Verluste. —

**2. Zur Beurteilung.** Zur Erkenntnis des politischen Standpunktes des Dichters bietet übrigens dies schöne, ja ergreifende Gedicht ebenfalls Anhaltspunkte dar. Allerdings kann er die Männer der französischen Revolution nicht loben, noch der Revolution selbst ein Loblied singen, wohl aber kann er anerkennen, daß aus dieser Schreckenszeit ein Segen hervorgegangen ist durch Gottes Weisheit und Güte. Und in Str. 7 und 8 liegt diese Anerkennung dem Segensworte des Dichters zu Grunde. Ja noch mehr. Der Dichter ist in keinem Stücke mehr geblendet von den Vorzügen, welche er dem Adel verdankt, — Adelsstolz kennt er nicht; der Vorzug des Adels gilt ihm nichts mehr in dieser Zeit, dessen Zeit ist vorüber.

Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit,
Schließt auf das Heiligtum, es werde Licht.*)

Sa erfahren wir es auch in seinem Gedichte: „Mahnung“ (1838.):

Willst deines Hauses Glanz du aufrecht halten?
Laß rosten deiner Väter Schild und Schwert,
Die thun es nicht, die geben nicht den Wert,
Die Zeit ist abgelaufen, wo sie galten.

Das Neue wird; das Alte muß veralten,
Die Meinung hat im Lichte sich verklärt
Und von der rauhen Faustkraft abgekehrt;
Das Wort ists, der Gedanke, welche walten.

Dort magst du die verfehmten Häupter sehen,
Männer des Wortes, welche tüchtig waren,
Und sehen ihre Sitze ledig stehen.

Von dir laß die Geschichte Gleiches melden;
Tüchtig, wie sie, erwirb und lasse fahren,
Und Deutschland rechnet dich zu seinen Helden.

Und nun noch ein Wort über Chamisso im allgemeinen und „das Schloß Boncourt“ im besonderen — Worte aus einem Briefe Friedrich Wilhelm IV., als er noch Kronprinz war, im Jahre 1836 geschrieben:

„Wo haben Sie das Göthesche Deutsch her? Manche Franzosen

*) Schluß von Chamissos „Nachhall“ (1833.)

haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend einer es dem Besten gleich und darüber hinausgethan in der Sprache.

„Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten sind keine welsche, sondern ächt national, und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht — ich wollte, Sie hätten ihn zerdeutscht! Ihre Strophen an Boncourt möcht' ich singen hören! Schon beim Lesen gehen einem die Augen über, und man gibt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Ackerer auf dem teuren Boden zurufen.

„Leben Sie wohl, lieber Herr von Chamisso. Darf ich sagen: auf Wiedersehen?

Friedrich Wilhelm".

[Litterarisches: Gude IV, S. 244. — Heintze, Anleit. z. Dispon. S. 28.]

## Biographie des Dichters.

Der unter dem Dichternamen Adelbert von Chamisso bekannte Louis Charles Adelaïde de Chamisso de Boncourt ist am 30. Jan. 1781*) auf dem Schlosse Boncourt in der Nähe von Villers bei St. Menehould in der Champagne geboren. Sein Vater Louis Marie Comte de Chamisso, Vicomte d' Ormond, mußte in Folge der Revolution, in welcher auch das Stammschloß dem Erdboden gleich gemacht wurde, mit seiner Gemahlin, zweien seiner 4 Söhne und einer Tochter 1790 nach den Niederlanden und von da nach Deutschland fliehen; nach vorübergehendem Aufenthalte in Würzburg und Baireuth kam die Familie 1796 in Berlin an, wo der 15jährige Chamisso eine Stelle als Page der Königin Luise von Preußen und zugleich die Erlaubnis erhalten hatte, das französische Gymnasium zu Berlin zu besuchen. Während die Eltern unter dem Regiment des Consuls Napoleon nach der Heimat zurückkehrten, trat Chamisso in preußische Kriegsdienste und wurde im J. 1801 zum Lieutenant befördert. Schon in jener Zeit versuchte sich der junge Mann nicht blos im Dichten in französischer, sondern auch in deutscher Sprache und schrieb sogar im J. 1803 ein sonderbares dramatisches Stück „Faust", welches jedoch nicht nur Fragment blieb, sondern auch ein sehr unreifer Versuch ist, dem der Dichter später das Motto aus Öhlenschlägers Corregio vorsetzte: „Ich seh die Fehler jetzt." Nicht blos das poetische Talent, welches sich immer deutlicher entfaltete, obwohl der Dichter anfänglich

*) Als Geburtstag wurde bisher der 27. Jan. allgemein angenommen; der Dichter selbst wußte ihn im 34. Jahre nicht, sondern kannte nur als Tauftag den 31. Jan. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Chamisso am 30. Jan. geb. und bereits am folgenden Tage getauft wurde; aber der briefliche Vermerk, welchen Fulda, der neueste Biograph Chamissos, gefunden hat: 30. Jan. 1811. J'ai aujourd'hui 40 ans; comme le temps passe; beweist nur, daß Chamisso seinen Geburtstag später am 30. Jan. gefeiert hat. Auch auf der Granitplatte, welche des Dichters Grab deckt, ist der 30. Jan. eingegraben.

besonders viel mit der deutschen Sprache zu ringen hatte, sondern auch sein liebenswürdiger Charakter und seine Geistesfülle zogen einen andern Jüngling von verwandtem Charakter und Streben an, Varnhagen von Ense, mit welchem er gemeinsam — und zwar auf seine eigenen Kosten — 1804 einen Musenalmanach herausgab, welcher, obwohl meist noch unreife Schülerstudien und Jugendarbeiten enthaltend, doch nachsichtige Beurteilung fand und den jungen Mann dauernd der Dichtkunst gewann. Er fand einzelne Freunde unter Altersgenossen, wenn auch nicht unter seinen Regimentskameraden, deren Roheit und Oberflächlichkeit, auch Hochmut den edlen Mann anwiderte und abstieß, und an älteren Männern, wie Fichte und de la Motte Fouqué, wohlwollende Ratgeber. Dieser Musenalmanach, „das grüne Buch", erlebte sogar 3 Jahrgänge und heißt seit dem 3. Jahrgange der „rote Almanach." Im Verein mit den neugefundenen jungen Freunden gründete Ch. einen Bund „Nordstern", welcher litterarischer Tätigkeit gewidmet war, und studierte mit Varnhagen nach einander Griechisch und Lateinisch, bis er im Oktober d. J. 1805 mit seinem Regimente nach Hameln ziehen mußte. Sein Wunsch, den Kriegsdienst verlassen zu dürfen, blieb unerfüllt, bis die ganze Besatzung Hamelns durch eine schmachvolle Kapitulation kriegsgefangen wurde. Nun reiste er, den dringenden Wünschen seiner Eltern folgend, nach Frankreich, konnte aber nur an den Gräbern der beiden kurz zuvor verstorbenen Eltern weinen.*) Seine Geschwister konnten ihn nicht bestimmen, in Frankreich zu bleiben. Er zog im Sept. 1807 nach Berlin zurück, wo er endlich 1808 den lange erbetenen Abschied aus dem Militärdienste erhielt. Fortan suchte er mit emsigen Fleiße die Lücken seines Wissens auszufüllen, fühlte sich aber auch hier nicht glücklich und gab den Wünschen seiner Geschwister nach, indem er 1810 nach Frankreich zurückkehrte, wo er eine ihm angetragene Stelle als Professor am Lyceum zu Napoleonville antreten sollte; aber er kam nach Paris und erhielt die ihm versprochene Stelle nicht, weil überhaupt keine Vakanz vorhanden war. So studierte er denn, auf eine andere Stellung harrend, unermüdlich weiter, jetzt besonders Spanisch, trat in Verbindung mit der Dichterin Helmine von Chezy**) und durch deren Vermittlung in nähere Bekanntschaft mit der geistreichen Frau von Staël, jener eifrigen Gegnerin des Kaisers Napoleon, und als diese von Blois, ihrem ersten Verbannungsorte, ins Ausland vertrieben wurde, folgte Chamisso, welcher den Winter über bei dem Präfekten von Napoleonville Prosper von Barante, verbracht hatte, nach Coppet bei Genf. Von hier kehrte er, im Herbst 1812, nachdem er sich seit kurzem eifrig dem Studium der Botanik zu-

*) Die Mutter war am 24. Okt., der Vater am 3. Nov. 1806 †; der Sohn aber traf erst um Weihnachten in Paris ein.

**) Auch machte er damals die Bekanntschaft des in Paris weilenden Ludwig Uhland, sowie Aug. Wilh. von Schlegels, dessen Vorlesungen über dramatische Litteratur er mit Herm. v. Chezy gemeinschaftlich übersetzte.

gewandt hatte, nach Berlin zurück und begann dort an der neugegründeten Universität als 32jähriger Studiosus der Medizin besonders das Studium der Naturwissenschaften. Als das Jahr 1813 kam, ging er dem schweren Konflikt aus dem Wege, welchen Bewunderung des großen Napoleon und Liebe zu seinem Heimatvolke einerseits und Liebe zur neuen Heimat und Haß des Terrorismus, den Napoleon übte, andererseits hervorriefen, und begab sich auf das der gräflichen Familie Itzenplitz angehörige Landgut Cunersdorf, wo er den Sommer verbrachte, botanische Studien machte und zur Unterhaltung der Kinder seines Freundes Hitzig, sowie zu seiner eigenen Zerstreuung sein weltberühmtes Märchen Peter Schlemihl*) schrieb. Im Jahre 1815 schloß er sich der vom Kapitän, späteren Admiral von Krusenstern im Namen des Grafen Romanzoff geleiteten Entdeckungsreise nach der Südsee als freiwilliger Naturforscher an und umreiste auf dem von Kapitän Otto von Kotzebue befehligten russischen Schiffe Rurik die Welt. Diese Reise hat der Dichter in äußerst anziehender Weise beschrieben („Reise um die Welt"). Im Jahre 1818 nach Berlin zurückgekehrt, ward er von der Universität mit dem Doktordiplom beschenkt (1835 auch zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt) und von der Regierung zum Kustos der königlichen Herbarien ernannt. Im Jahre 1819 verlobte er sich mit einem jungen Mädchen, Antonie Piaste, damals 18 Jahre alt, welches er in Hitzigs Hause hatte groß werden sehen, und trat bald darauf in den Ehestand, welcher ihm zunächst eine Fülle des Glückes spenden sollte. Noch einmal suchte Chamisso im J. 1825 Paris auf, doch nur in geschäftlichen und wissenschaftlichen Angelegenheiten. Jetzt fand er in Paris allgemein die ehrenvollste Aufnahme von Seiten der Gelehrten; er sah seine alten Freunde, aber es hielt ihn nicht mehr in Frankreich; Deutschland war ihm Heimat geworden.

Einen neuen Aufschwung nahm seine poetische Produktion in den dreißiger Jahren, den letzten 6 Jahren des frühe gealterten Dichters. Mit Gustav Schwab gab er einen deutschen Musenalmanach heraus von 1833—1838, und mit demselben sammelte er, der Ausländer, jetzt gewissermaßen der gefeiertste Dichter unter den Epigonen, alle jüngeren Kräfte um sich. Vom Jahre 1831 an brustleidend, im J. 1837 durch den Verlust seiner Gattin tiefgebeugt und immer schwächer werdend, trat er in den Ruhestand. Am 4. August 1838 wurde ihm derselbe mit vollem Gehalte gewährt; — aber er konnte der irdischen Ruhe nicht mehr lange genießen. Schon am 21. August ging er zur ewigen Ruhe ein.

Chamisso ist in mancher Beziehung ein Franzose geblieben; namentlich die Liebe zur Freiheit, welche sich in vielen seiner Gedichte so deutlich

*) Das hebr. Wort Schlemihl oder Schlemiel bedeutet nach Chamisso eigentlich Gottlieb, dann aber einen ungeschickten und unglücklichen Menschen, einen Unglücks- oder Pechvogel.

ausspricht und auch im J. 1830 ihn für kurze Zeit der Julirevolution zujauchzen ließ und sein rascher, klarer Verstand sind die Eigenschaften des Franzosen. Hierin rechnen wir auch seinen Sinn für Formvollendung und das geschmackvolle Urteil. Dagegen möchten wir seine Gemütlichkeit, seinen Tiefsinn, seinen Humor als deutsche Charaktereigenschaften bezeichnen. Außerordentlich günstig wirkte auf die Stählung seines Charakters die herbe, wechselvolle Jugendzeit, auf die geistige Entwicklung des Dichters seine großartige Reise ein, deren wichtigstes Ergebnis das war, daß er nicht nur die Schattenseiten, sondern auch die Vorzüge der fremden, wilden Völker kennen lernte und sagen konnte:

Und der das Lied euch gesungen,
Hat auch die Welt sich beschaut:
Er hat bei den Wilden gehauset
Und sich mit ihnen erbaut.

Jene große Reise hat ihn auch innerlich von der französischen Heimat losgelöst und ihn befähigt, nach Deutschland zurückgekehrt, sich ganz an das deutsche Volk anzuschließen, mit ihm sich zusammenzuleben, mit ihm eins in Sitte und Denkart zu werden.

In Swinemünde im Okt. 1818 gelandet dichtet er:

### Bei der Rückkehr.

Heimkehret fernher aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Staub und knieet nieder,
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Deutschland hat seine Bitte erfüllt, und so kann er im J. 1831 („Berlin") singen:

Du meine liebe deutsche Heimat, hast,
Warum ich bat und mehr noch mir gegeben,
Du ließest freundlich dem gebeugten Gast
Die eigne traute Hütte sich erheben,
Und der bescheiden kleine Raum umfaßt
Ein neuerwachtes, heitres, reiches Leben;
Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
Dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen.

Im Uebrigen verweisen wir bezüglich des Charakters des Dichters auf Dingelstedts Gedicht: Am Grabe Chamissos, dessen Erläuterung weiter unten folgen wird.

Chamissos dichterischer Charakter ist dem Göthes verwandt, indem auch er vorzugsweise Gelegenheitsdichter war, nicht der Idee ein reales Kleid suchte und schenkte, wie das Schiller that, sondern aus der Reihe realer Erscheinungen bedeutend Scheinendes heraushob und poetisch so verklärte, daß die dem Objekte innewohnende Idee zur Anschauung

gebracht wurde. Mit neuen Stoffen versah den Dichter dessen warmer Freund, der Kriminalist Hitzig. Unter diesen Stoffen waren ihm die liebsten, welche aus einer andern, als unserer europäisch-civilisierten Welt stammten, „wo es noch rohe Tugend und rohes Laster gibt. Dieses Verhältnis rechtfertigt Chamisso gegen den ihm oft gemachten Vorwurf des geflissentlichen Suchens nach dem Abnormen"*). Ein gewisser Hang des Dichters zu den besonders schauerlichen Stoffen ist übrigens nicht wegzuleugnen, und grade in solchen Stoffen, mit welchen der Dichter uns durchschauern, aber nicht schließlich beruhigen kann oder will, hat er das Bereich der Poesie eigentlich überschritten, so sehr wir auch Ursache haben könnten, die Lebendigkeit der Farben und die Tiefe der Idee eines solchen Gedichtes anzuerkennen. Doch bleiben der wahrhaft poetisch ausgeführten Gedichte noch genug, und zwar sind sowohl die epischen Gedichte (Erzählungen, Romanzen) Chamisso sehr gut gelungen, als auch die rein lyrischen, unter welchen namentlich mehrere Cyklen von Liebesliedern an Tiefe und Wert sehr hoch stehen („Frauenliebe und -Leben; Lebenslieder und Bilder." Allerliebst ist sein Märchen: Peter Schlemihl. Dieser Peter, ein armer Jüngling, verkauft den Bösen, den er unter der Gestalt eines grauen Mannes in der Gesellschaft vieler Reichen und Vornehmen kennen lernt, seinen Schatten gegen einen nie zu erschöpfenden Geldbeutel. Der Schattenlose wird zwar sehr reich, aber auch unermeßlich unglücklich. Doch alle Versuche, den Kauf rückgängig zu machen, scheitern, da der Böse nur gegen die Seele des Schlemihl den Schatten zurückgeben, Schlemihl aber lieber zeitlich unglücklich sein und von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen bleiben will, als seine Seligkeit verlieren. Zum Glück für den Ärmsten kauft derselbe unvermutet ein paar abgetragene Stiefel ein, in welchen er Siebenmeilenstiefel erworben hat. Die Reisen um die ganze Welt entschädigen ihn für das, was er in der Gesellschaft entbehrt, und so endigt dies Märchen, nachdem die wunderlichsten Erlebnisse uns vorgeführt worden sind, schließlich mit dem beruhigenden Gefühl der Resignation eines Alten, welcher auf ein Glück im diesseitigen Leben verzichtet und nach dem ewigen sich sehnt. — Man hat sich vergeblich bemüht, dieses Märchen als Allegorie anzusehen und auszudeuten. Barthel und A. haben unter dem Schatten das verlorene Vaterland verstehen wollen. Aber das Vaterland ist in Chamissos und unsern Augen nie etwas Nichtiges, Wesenloses, nie von der absoluten Wertlosigkeit des Schattens. H. Kurz denkt mit viel Grund an gewisse, in der vorurteilsvollen Gesellschaft für wertvoll, ja unentbehrlich gehaltene Eigenschaften, deren Mangel von der Gesellschaft sofort bemerkt und gerügt, nie übersehen und für gleichgiltig gehalten wird, ja deren Mangel für hinreichend gilt, um die mit demselben behaftete Person aus dem

*) W. Rauschenbusch in der Einl. zu Chamissos Werken. S. X.

Umgange zu verbannen. Bekanntlich wurde dies Märchen in einer sehr bewegten Zeit geschrieben. Der Dichter vergaß, mit den Kindern seines Freundes scherzend, die Schmerzen, welche sein zwischen Deutschland und Frankreich hin- und her schwankendes Herz folterten. Es ist das Märchen, in welchem mit anmutigem Humor Chamisso sich selbst als den Helden von tausend Abenteuern und den von ebensoviel Nöten und Enttäuschungen Gequälten schildert, in welchem auch eine Menge zeitgeschichtlicher Beziehungen auf Personen und Verhältnisse eingewoben und für Vertraute Chamissos erkennbare Charaktere eingezeichnet sind, in welchem endlich auch in überraschender Weise die spätere Reise Chamissos um die Welt vorausgeahnt erscheint, im Geist und im Anschlusse an die Romantiker geschrieben, und von Anfang an als eine der schönsten Blüten dieser Schule anerkannt worden. Später hat sich Chamisso mehr den französischen Béranger und den deutschen Uhland zum Vorbilde genommen, und auch als Übersetzer von Béranger sich noch besonderes Lob errungen. So viel Schwierigkeiten der Dichter auch in der Handhabung der Sprache zu überwinden hatte: in der Prosa, welche König Friedrich Wilhelm IV. mit Grund für „Götthesches Deutsch" erklärte (besonders anziehend ist außer Peter Schlemihl auch seine Reise von ihm beschrieben), und in der Poesie hat Chamisso eine beneidenswerte Stufe von formeller Vollendung erlangt, ja eine Meisterschaft in der Handhabung von verschiedenen fremden Strophen, italienischen (Stanze und besonders Terzine) und sogar malaiischen, an den Tag gelegt. Die geringen Mängel im Reim, auf welche wir nur zum Teil aufmerksam gemacht haben, in der Satzkonstruktion und sonst sind dem Ausländer sehr verzeihlich, der übrigens in Deutschland heimischer geworden ist, als mancher Deutsche es war und blieb und ist.

Der Dichter war ein Feind aller Heuchelei, aber von tiefernstem, frommem Herzen, und gern spricht er dem Zöllner im Evangelium*) am Abende seines Lebens nach: „Sei Gott mir Sünder gnädig im Gerichte." Seine Gedichte werden auch gegen den Ausgang seines Lebens ernster und bedeutender. Seinen sieben Kindern, schon mutterlosen Waisen, ruft er 1838 zu im Gedichte: „Traum und Erwachen."

Drum fahret wohl! wir sind in Gottes Hut,
Fahrt wohl, ich geb euch allen meinen Segen,
Ich will bequemer mich zur Ruhe legen.

Mit diesem Scheidegruß des Dichters von den Seinen will auch ich von dem liebenswerten Dichter scheiden. Einiges andere holen wir nach „am Grabe Chamisso's."

Schriften des Dichters**).

Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Herausgeg. von La Motte Fouqué. Nürnberg 1814. — 3. Aufl. 1835. — Nach des Dichters

*) „Evangelium St. Lucä 18, 10". 1838.
**) Die fachwissenschaftlichen Werke habe ich absichtlich ausgelassen.

Tod neu herausgeg. von Jul. Ed. Hitzig 1839. (Mit 16 Holzschnitten.). — 4. Aufl. Mit 6 Stahlstichen. München 1842. Ins Franz. und Engl. im J. 1843 übersetzt. — 6. (deutsche Aufl. 1845.) 7. Aufl. 1869. — Illustr. Volksausgabe. Fortgesetzt von Förster, mit 16 Handzeichnungen von Hosemann. 2 Aufl. 1849. — Mit Holzschnitten. Leipzig 1860. — Hamburg 1869.

Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise 1815 bis 1818. Weimar 1821.

Vertraute Briefe aus verschiedenen Weltteilen. (Kotzebues Wochenblatt 1816 bis 1818.)

Gedichte. 2 Bde. Leipzig 1831. — 8. Aufl. 1846. — 11. Aufl. 1850. — 19. Aufl. 1870.

Reise um die Welt. 2 Bde. Ebd. 1836. — 5. Aufl. 1864

Werke 4 Bde. Ebd. 1836—39. — 5. u. 6. Bd. enthalten Chamissos

Leben und Briefe (ersteres von Hitzig geschrieben, der beide Bde. herausgab) 1839. — 2. Aufl. 1842.

Deutscher Musenalmanach. 1833—1838. (Mit Gust. Schwab zusammen herausgegeben.)

Auswahl von Bérangers Liedern in freier Bearbeitung, hsg. v. Adelbert von Chamisso und Franz Freiherrn von Gaudy. Lpz. 1838.

Chamissos Werke. Hsg. von Heinrich Kurz. Kritisch durchgesehene Ausgabe. 2 Bde. Leipz., Bibl. Institut. Ohne Jahreszahl.

Gedichte von Adelbert von Chamisso. Mit Zeichnungen verschiedener Künstler und einer Einl. v. Wilh. Rauschenbusch. Berlin, G. Grote. 1874.

Über den Dichter:

Fulda, Landgerichtsrat Karl, Chamisso und seine Zeit. Leipzig, Reißner. 1881.

## Matthias Claudius.

### 22. Bei dem Grabe meines Vaters.

[Werke, 9. Orig. Aufl. 1. u. 2. Teil. S. 96. Gerokſche Auswahl: Matth. Claudius, der Wandsbecker Bote. Gotha, Perthes. S. 22.]

1. Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

2. Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

3. Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ewgen Leben
Düft' um sein Gebein!

4. Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

1. **Zum Verständnisse des Gedichtes:** Das Gedicht steht am Schlusse der beiden ersten Teile von Claudius' gesammelten Werken, welche im J. 1774 erschienen; ein Bildnis, welches dem Gedichte beigegeben ist, stellt einen jungen Mann dar mit aufgelösten Haaren und Thränen im Auge, welcher aus einem Kruge Oel auf den Grabstein schüttet. Der Vater des Dichters stammte aus einer alten Pfarrerfamilie und hat zuerst in einem kleinen Dorfe auf der Insel Alsen als Diakonus, dann bis an seinen Tod als Pastor zu Rheinfeld gewirkt. Derselbe wird uns als einfacher, bibelfester, kerniger Mann, mit praktischem Verstande, tüchtigen theologischen Kenntnissen und guten musikalischen Gaben geschildert. Seine zahlreichen Kinder, unter denen Matthias der zweite Sohn aus der zweiten Ehe war, erzog und unterwies er in musterhafter Weise bis zur Konfirmation selbst. Auch ist noch erhalten eine praktische schriftliche Unterweisung zur Einrichtung und Ausnutzung des akademischen Studiums, seinem Sohne Matthias, als dieser die Universität Jena bezog, übergeben.

Matthias liebte seinen Vater außerordentlich, wie schon aus einem unreifen Gedichte, welches er als Knabe zum Lobe seines Vaters verfaßte, hervorgeht. Am schönsten und ergreifendsten bei aller Einfachheit ist freilich das obige Lied, welches die sanfte Wehmut und die innige Liebe des Kindes, das den Vater verloren, ebenso passend zum Ausdruck bringt, als die feste Gewißheit von dem seligen Abschiede und die ebenso zuversichtliche Hoffnung auf die Auferweckung durch Jesum Christum. — Der Dichter besucht seines Vaters Grab und wünscht auf die da schlummernden Gebeine den Frieden Gottes herab, den sanften Frieden Gottes. Hier an diesem Grabe hat nur stille Klage ihr Recht, nicht aber laute Schmerzesäußerung. „Ach", fährt der Dichter darum fort, seines Verlustes gedenkend und desjenigen, den alle Glieder der Gemeinde erfahren haben. Sie haben ja alle einen treuen Seelenhirten, einen guten Mann begraben und dessen Verlust beklagt; aber der Dichter hat mehr verloren (Str. 1), nicht nur einen Vater, sondern eine Quelle des Segens; er war ihm wie eine himmlische Erscheinung, wie ein milder Engel (Stern aus bessern Welten), und er wies ihn auch zu jener besseren Welt, er hat ihm nicht nur das irdische Brot gegeben, sondern auch das himmlische vermittelt, sodaß der Sohn dem Vater, abgesehen von dem frühen Tod des Vaters und dem Unvermögen des Sohnes, bisher dem Vater Unterstützung zu reichen, das Wort aus tiefstem Herzensgrunde nachrufen kann: „Und ich kann's ihm nicht vergelten, was er mir gethan". (Str. 2.) Möchte der Entschlafene, welcher so oft Sterbende getröstet, so innerlich gewiß von der Hoffnung des ewigen Lebens geredet hat, auch im Tode noch, aus dem Grabe heraus noch diesen Trost spenden, diese Ahndung mitteilen denen, welche dieses Grab besuchen. (Str. 3.) Und möge aus dem toten Gebeine diese Lebenskraft weiter ausströmen, bis Jesus Christus, der hochgelobte

und heilige Gottessohn, in seiner Freundlichkeit den schlafenden Bruder ruft und zur Rechten stellt und in das Reich des Vaters einführt. Für die Hinterbliebenen hat auch die Klage, die wehmütige Erinnerung ihr Recht, und so schließt der Dichter mit den Worten, mit welchen er begonnen hatte: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr."

2. **Schriftliche Aufgaben:** Vergleichung mit Hölty's: Elegie beim Grabe meines Vaters.

Elegie beim Grabe meines Vaters. 1775.
(Von Ludw. Heinr. Christoph Hölty.)
[Geb. 21. Dez. 1748 zu Mariensee in Hannover, † zu Hannover 1. Sept. 1776.]
[Gedichte. Leipzig, Reklam. S. 108.]

1. Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz[1]) und riefen;
Und du gingst zu Gottes Ruh;

2. Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink[2]) durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht[3]).

3. Siehst das Buch der Welten[4]) aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell[5]);
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

4. Doch in deiner Überwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich;
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

5. Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab.

6. Daß mir deine Palme[6]) Kühlung wehe,
Kühlung, die von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Grau'n die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift.

7. Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe
Wonnestrahlend und beglückt, wie du;
Und mit dir auf einem Sterne lebe
Und in Gottes Schoße ruh'.

8. Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligtume,
Hingesäetes Gebein.

[Litterarisches: *Kahle, Claudius und Hebel. S. 7. — *Meyer, Matth. Claudius. Ein christliches Lebensbild. S. 9.]

---

## 23. Christiane.

[Werke 9. Aufl. 6. Teil S. 65. Gerokſche Auswahl. S. 22.]

1. Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

2. Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat Abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand;

---

[1]) Den Kranz oder die Krone der Überwinder. Vgl. 2. Tim. 4. 8; 1. Petr. 5, 4; Jak. 1, 12; Off. 2, 10. — [2]) im Nu, im Augenblick. Vgl. „Im Augenblick wird sie erheben sich bis an das Firmament". (Jerusalem, du hochgebaute Stadt, V. 3. — Verf. Joh. Matth. Meyfart † 1642.) — [3]) 1. Joh. 3, 2. — [4]) Off. 5. — [5]) Off. 22, 27. — [6]) Off. 7, 9.

3. Und blieb denn lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir:
Das Sternlein anzusehen;
Und dankte Gott dafür.

4. Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

**Zum Verständnisse des Gedichtes.** Matthias Claudius war ein überaus glücklicher Familienvater. Die Außenwelt zog ihn nicht an; an seiner frommen Gattin Rebecka und seinen zahlreichen, treuen Kindern hatte er Freude genug. Besonders teuer waren ihm die beiden ältesten Töchter: Caroline, welche sich nachmals mit dem Buchhändler Friedrich Perthes, einem in der Zeit der Freiheitskriege und des wiedererwachten Glaubens-Lebens hochberühmten Patrioten und Christen und einem um den deutschen Buchhandel sehr verdienten Manne, vermählte und Christiane, welche am 2. Juli 1796, zwanzig Jahre alt, am Nervenfieber starb. Die erstgenannte Tochter schreibt über den Tod ihrer Schwester an die Gräfin Julie Reventlow: „Sanft ist sie entschlafen, aber sie hat schwere Stunden gehabt, ehe sie so weit war, und da sie jetzt die Arbeit des Sterbens überwunden hat, möchte ich sie nicht zurückrufen, auch wenn sie weiter keinen Schaden dabei hätte. Wie lieb ist mir das Sterbebett geworden; dem, der zusieht, wird hier besonders lebendig ausgedrückt und unvergeßlich gemacht, wie nötig wir es haben, uns nach etwas umzusehen, was uns im Tode halten und begleiten kann".

Der Dichter hat wohl mit seinem Himmel seine glückliche Familie gemeint. Unter den Sternen, welche diesen Himmel zierten, hat er wegen seiner besonders schönen Eigenschaften einen besonders lieb gehabt, seine Tochter Christiane, von trefflichem Gemüte, eine liebliche, echt weibliche Erscheinung. In den Stunden der Erholung suchte er sie am liebsten auf und freute sich ihres Anblicks und dankte Gott für diese in der Tochter ihm gespendete Freude. — Aber das Sternlein ist nicht mehr am gewohnten Ort, es fehlt die liebe Tochter dem schwergeprüften Claudius überall, dessen Sehnsucht nach seiner Tochter groß genug ist. Doch weiß er gar wohl, wohin „das Sternlein" gegangen ist. Denn in dem zweiten, auf Christiane gedichteten Liede spricht sich Claudius darüber deutlich genug aus:

### Bei ihrem Grabe.
(Geroks Auswahl S. 23.)

1. Diese Leiche hüte Gott!
Wir vertrauen sie der Erde,
Daß sie hier von aller Not
Ruh', und wieder Erde werde.

2. Da liegt sie, die Augen zu,
Unterm Kranz, im Sterbekleide! . . .
Lieg und schlaf in Frieden du,
Unsre Lieb und unsre Freude.

3. Gras und Blumen gehn herfür,
Alle Samenkörner treiben,
Treiben — und sie wird auch hier
In der Gruft nicht immer bleiben.

4. Ausgesä't, nur ausgesä't
Wurden alle die, die starben,
Wind- und Regen-Zeit vergeht,
Und es kommt ein Tag der Garben.

5. Alle Mängel abgethan
Wird sie denn in bessern Kränzen
Still einhergehn und fortan
Unverweslich sein und glänzen.

[Litterarisches: *Kahle a. a. O. S. 12. — *Meyer a. a. O. S. 89. 90.]

---

## 24. Die Sternseherin Lise.

[Werke. 7. Teil. 9. Orig.-Aufl. S. 112. — Gerokſche Auswahl S. 11.]

1. Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

2. Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur;

3. Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit,
Und kann mich satt nicht sehn . . .

4. Dann saget, unterm Himmels-Zelt,
Mein Herz mir in der Brust:
„Es gibt' was Beßres in der Welt,
Als all ihr Schmerz und Lust".

5. Ich werf' mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn,
Und sehne mich darnach.

**1. Erläuterung.** Lämmer auf der Flur, = hin und her zerstreute Sterne, Einzelsterne.

**Str. 2.** Rudel, ein ziemlich neuer Jägerausdruck, = ein Haufe mit einander gehenden Wildes. Die Hirsche, Wölfe scharen sich oft zu Rudeln zusammen. Gemeint sind mit diesem Ausdrucke Sternbilder, wie das Siebengestirn (Plejaden), der große und kleine Bär 2c. Als Perlenschnüre erscheinen uns die Schlange, der Gürtel des Orion, u. a.

**Str. 4.** V. 4. ist eine kleine grammatische Härte. Man erwartet: als all' ihr Schmerz und ihre Lust. Aehnlich in Chamissos Waschfrau: „in meinen Grenzen und (meinem) Bereich." (Schlußstrophe. Vgl. Erl. I, S. 101.)

**2. Zum Verständnisse des Gedichtes.** Möglich ists, daß eine der Töchter des Wandsbecker Boten um ihrer Liebhaberei an den Sternen willen diesen scherzhaften Beinamen geführt hat, sicher dagegen, daß der Dichter hier seinen eigenen Gedanken und Gefühlen einen Ausdruck verlieh. Denn Claudius war in besonderem Grade ein Naturfreund. Davon zeugen seine poetischen und prosaischen Schilderungen der Jahreszeiten, die Bauernlieder und anderes. Sein Auge aber sieht die Natur ganz anders an, als mancher andre Dichter, welcher in sentimentaler Verschwommenheit die Natur vergöttert; ihm ist die Natur Gottes Buch, und von Gottes Offenbarung erleuchtet vermag er in diesem Buche zu lesen, zu eigener und anderer Erbauung. Wie er den Himmel beobachtet, darüber spricht er sich selbst in seinen Werken aus: „Mich dünkt, der

bloße Eindruck in einer heitern Nacht lehrts einen auch schon, daß die, mit so unbeschreiblicher Freundlichkeit leuchtenden Sterne nicht kalte, müßige Zuschauer sind, sondern *Angehörige* der Erde, und *Freunde vom Hause*.“ — — — „Die Himmelslichter sind doch wirklich, wie die Augen am Menschen, offenere oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint“. (W. W. III, S. 28. 29.)

**3. Gedankengang** der einzelnen Strophen: Um Mitternacht, wenn ich mein schweres, langes Tagewerk vollbracht habe, und alles zur Ruhe gegangen ist, da ist es mir noch eine besonders hohe Erquickung, vor das Haus zu treten, und den Sternenhimmel zu betrachten. Auf Erden ists dunkel, still und feierlich, niemand stört mich in meinem Schauen und in meinen Betrachtungen, dort oben aber ists hell, still und doch lebendig. (Str. 1.) Ich sehe die einzelnen Sterne, und sie erscheinen mir wie Lämmer auf der Weide*), und die Sternbilder kommen mir vor wie Rudel grasender Hirsche, oder wie Perlen, zu einer kostbaren Schnur vereinigt. (Str. 2.) Ihr Funkeln aber, aus der weitesten Ferne zu mir herab, und dabei so schön und rein, vereinigt sie alle für mich *zu einer großen Herrlichkeit*, welche mein Auge zu schaun nicht müde wird (Str. 3.) Und wenn ich diese Himmelsherrlichkeit betrachte, dann sagt mir eine innere Stimme: Sieh', es gibt doch noch eine schönere Welt, als die irdische, welche uns oft nur ein Jammerthal ist, und eine vollkommenere Freude, als die Erde sie spenden kann und oft spendet (Str. 4.). Mit diesen Gedanken suche ich mein Lager auf, und sie verscheuchen mir noch lange den Schlaf; ich denke dieser ewigen, noch unsichtbaren Herrlichkeit, Ruhe und Freude nach, und mein Herz empfindet die Sehnsucht nach jener Welt. (Str. 5.)

**4. Zur Beurteilung:** H. *Kurz* sagt: „Ich halte dies Lied unbedingt für das gelungenste und ächteste Volkslied unseres Claudius, weil es uns bei der einfachsten und anspruchlosesten Darstellung in die tiefsten Tiefen des von der Sehnsucht nach dem Höheren ergriffenen menschlichen Gemüts blicken läßt; wiederum ist es die Anschauung der Natur, die den Dichter beseelt, weil sich ihm ihre Bedeutung eröffnet hat“.

[*Litterarisches*: **Kahle*, S. 31. — **Meyer*, S. 61. — **Kehrein*, Lesebuch f. die ob. Klassen, S 366. — **Kurz*, III, S. 194.

---

## 25. Abendlied.

[W. W. 9. Aufl. 4. Teil. S. 41. Gerokſche Auswahl S. 9.

1. Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,

*) Vgl. „Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der goldne Mond“. (Hoffmann von Fallersleben). Auch Schillers Rätsel: Auf einer großen Weide gehn ꝛc. beruht auf derselben Anschauung.

Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

2. Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

3. Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

4. Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

5. Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

* *
*

6. Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

7. So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

## 1. Erläuterungen.

**Str. 1.** Das Lied soll gesungen werden, und der Dichter denkt sich als Sänger eine Gemeinschaft von „Brüdern", d. h. von Nachbarn und Freunden, welche nach der Tagesarbeit sich zusammen finden, weil sie dieselbe Glaubensgrundlage haben und derselben Christenhoffnung sich erfreuen. Vorausgesetzt ist eine Mondnacht. — Der Wald steht schwarz, nicht vom Mondlicht erleuchtet; steht ist wirkungsvoller als ist; der Wald schweiget = eine schöne Metonymie = der Wald, statt der darin befindlichen, jetzt auch ruhenden Bewohner, vor allem der gefiederten Sänger.

Der weiße Nebel wunderbar. Das Wort wunderbar wird sonst allerdings vorwiegend gebraucht, um eine Erscheinung auszudrücken, welche wir uns nicht erklären können; da das hier nicht zutrifft, so hat man wohl an wunderbare Gestalten gedacht, in welchen der Nebel aufsteige, an die oft beobachteten seltsamen Formen. (Kahle.) Ich erkläre das Wort wunderbar = in wunderschöner Weise, d. h. in außerordentlich schöner Weise, so daß der Dichter unwillkürlich die Werke Gottes bewundern muß.

**Str. 2.** Die Welt wird hier eine stille genannt, weil kein Geräusch hörbar ist; und weil sie so still ist und obendrein von der Dämmerung halb verhüllt wird, so erscheint sie dem Dichter weit mehr vertrauenerweckend (traulich) als sonst und darum auch ihm viel geneigter (hold) als am Tage. — Als = wie eine stille Kammer [erscheint die Welt], da [in

welcher] ihr des Tages Jammer [Mühen, Sorgen und Kummer] verschlafen [zeitweise] und [gänzlich] vergessen sollt.

**Str. 3.** Nach meiner Auffassung sieht der Dichter wirklich den Vollmond, nicht eine bloße Sichel (Reuter), auch nicht einen durch Wolken teilweise verhüllten Mond (Kahle). Und der Dichter spricht, weiter reflektierend aus, daß man doch nicht den ganzen Mond überschaue, obgleich der weniger Gebildete ihn für rund und schön hält, d. h. vollkommen zu schauen glaubt und daran nicht glauben will, daß der Mond eine Kugel sei, dessen andere Hälfte er nie zu sehen bekomme. Lachen wir ja nicht über diese Ungläubigen, welche an die jenseitige Mondkugelhälfte nicht glauben wollen, weil sie dieselbe nicht sehen können; machen wir, d. h. die Aufgeklärten, die Gebildeten es nicht mit vielen anderen Dingen, geistlicher und darum unsichtbarer Art, ebenso, daß wir uns vollständig berechtigt glauben („getrost"), sie wegzuleugnen (zu belachen), weil unsre Augen sie nicht gesehen haben oder sehen können?

**Str. 4.** Wir, d. h. die (ein wenig) wissenden und darum so leicht (stolzen) aufgeblähten Menschenkinder sind eitel, d. h. ohne alle Ausnahme arme Sünder, welche gar nicht viel wissen (an denen ebenso viel bezüglich der Erkenntnis, als bezüglich der Tugend fehlt, welche also zur Selbstüberhebung und geringschätziger Beurteilung anderer gar keinen Anlaß haben). Statt uns demütig unter die Offenbarung zu stellen, stellen wir uns stolz über dieselbe, vertrauen auf unsere eigene Vernunft, welche doch, auf sich allein gestellt, nur Luft- oder unhaltbare Gespinnste hervorbringt, trotz aller aufgewandten Mühe mit der eigenen Kunst die Wahrheit nicht erreicht, ja sich immer weiter von ihr entfernt.

**Str. 5.** Dein Heil ist das, was du zu unserm Heil uns offenbarst; das ist unvergänglich und allein wertvoll, während unserer Gedanken Produkte vergänglich und eitel sind, in Not und im Tode keinen Halt, im Leben keine dauernde Befriedigung gewähren („traun — freun".) Zerbrich darum unsern Hochmut und unsern Unglauben und laß uns werden, wie die Kinder: demütig, gläubig und fröhlich.

**Str. 6.** sonder Grämen, d. i. ohne einen harten, schweren Abschied. Laß uns in (den) Himmel kommen: die uns hart klingende Elision von den ist in der früheren Zeit ganz gewöhnlich.

**Str. 7.** Das Gefühl der Kälte nötigt, die Betrachtungen und Bitten abzubrechen, bezw. abzukürzen. Mit der Bitte um Abwendung von Bösem (Strafen) und um Zuwendung eines erquickenden Schlummers, sowie einem herrlichen fürbittenden Worte um Erquickung des kranken Nachbars schließt der Dichter sein schönes Lied in herzbewegender Weise.

2. **Gliederung.** Das Lied zerfällt in drei Teile:

I. Anschauen der mondbeglänzten Naturlandschaft. Str. 1.

II. Gedanken beim Anblick derselben: (Str. 2—4.)

a, der Welt:

Die stille, trauliche, holde Welt ist dem Menschen gegeben zum Vergessen des irdischen Jammers. (Str. 2.)

b, des Mondes:

α, der obgleich nur halb sichtbare Mond ist rund und schön — so sind auch viele Dinge nicht unseres Spottes, sondern unserer Bewunderung wert, obgleich wir sie halb nur oder gar nicht sehen. (Str. 3.)

β, Unsere sittliche und intellektuelle Beschränktheit gehen Hand in Hand, uns von der Wahrheit immer weiter entfernend. (Str. 4.)

III. Gebet: a, um göttliche Offenbarung und
b, um kindlichen Glauben (Str. 5.)
c, um sanften Tod und seliges Leben (Str. 6.)
d, um eine gute Nacht (Str. 7.)
α, für uns erbittend:
1. Bewahrung vor Bösem;
2. Zuwendung eines sanften Schlafes;
β, für den kranken Nachbar dasselbe wie für uns.

**3. Die Form des Liedes** ist dem bekannten Abendliede Paul Gerhardts: „Nun ruhen alle Wälder" nachgebildet.

Das Reimbild ist aabccb; a und c sind klingende Reime, während b stumpf ist. Die Strophe besteht aus 6 Versen, von welchen V. 1. 2. 4. 5. (◡ — ◡ — ◡ — ◡), aus drei Jamben mit überzähliger Silbe, V. 3 und 6 aus 3 vollzähligen Jamben zusammengesetzt sind. Einige Härten, dadurch entstanden, daß schwertonige Silben in die Senkung verlegt sind, müssen durch die Betonung verdeckt werden.

Das Lied besitzt eine eigene, vortreffliche Melodie von J. A. P. Schulz, kann aber auch nach der Melodie: „Nun ruhen alle Wälder" gesungen werden.

**4. Zur Beurteilung** des Liedes will ich auf die Thatsache hinweisen, daß Herder diesem Liede allein unter allen zeitgenössischen die Ehre gegönnt hat, daß er es in seine Sammlung von Volksliedern („Stimmen der Völker in Liedern") aufnahm, und zwar mit der Begründung: „er habe damit einen Wink geben wollen, welchen Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden." — Gelzer sagt: „Was allen Blumen Claudius'scher Sinnigkeit die Krone reicht, ist sein Lied: „Der Mond ist aufgegangen" — vielleicht das Schönste, was in deutscher Zunge gedichtet worden, wo Glaube und Hoffnung, Sehnsucht und Friede, Erde und Himmel zu einem Wohllaut im Menschenherzen zusammenfließen." — Noch seien hier einige Bemerkungen W. Herbsts, des geistreichen Biographen Wandsbecker Boten, über das Lied angereiht. Er sagt (S. 227 seiner Schrift: Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Ein deutsches Stilleben. 3. verm. Aufl. Gotha. 1863): „Der eigene Zauber dieses Liedes liegt gerade darin, daß es keine bloße Abschrift der Natur ist und ebensowenig eine bloße Empfindung in der Natur. Gleichsam mit geschlossenem Auge läßt der Dichter die geschaute Schönheit an dem

inneren Blick vorübergehn und wirkt durch solches Nachdenken der großen Schöpfungsgedanken, daß man nicht blos glaubt an die Wahrheit dieser Naturbildnerei, daß man das Bild schaut mit seiner im Innern webenden Seele, und verwandte Stimmungen wach werden." — — (S. 232) „In den Schlußversen des Abendlieds richtet die feierliche Abendstimmung in der dunkelnden, müden Natur den Blick nach oben. So reißt er allenthalben seine eigene wie des Lesers Seele von der Erde zum Himmel hinauf, vom Kleinsten öffnet er eine Fernsicht ins Weite und Hohe, vom Äußern führt er uns in die Stille und Tiefe der innern Welt. Die Übergänge aber von dem Diesseits zu dem Ahnen des Jenseits sind bei ihm mitunter leise und unvermerkt, öfter plötzlich und unvermittelt. Er will es ernst und stark zu Gemüte führen, daß hinter der Natur ihr Gott, hinter dem Leben aber der Tod stehe."

[Litterarisches: *Kurz III. S. 194. — *Kahle, S. 36. — *Meyer, S. 64. — *Herbst a. a. O. — *Reuter, S. 154.]

---

## 26. Abendlied eines Bauersmannes.

[Werke, 9. Aufl. 3. Teil. S. 7. — Geroks Auswahl S. 8.]

1. Das schöne große Tag-Gestirne
Vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und denn tisch' auf!

2. Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es Abends gut zu schmecken;
Und ist am besten Raum.

3. Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör, mich hungert's sehr;
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her.

4. Dem König bringt man viel zu Tische;
Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische,
Und Panzen und Postet.*)

5. Und ist ein eigner Mann erlesen,
Von andrer Arbeit frei,
Der ordert ihm sein Tafelwesen
Und präsidiert dabei.

6. Gott laß ihm alles wohl gedeihen!
Er hat auch viel zu thun,
Und muß sich Tag und Nacht casteien,
Daß wir in Frieden ruhn.

7. Und haben wir nicht Herrenfutter,
So haben wir doch Brot,
Und schöne frische, reine Butter,
Und Milch, was denn für Not?

8. Das ist genug für Bauersleute,
Wir danken Gott dafür,
Und halten offne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

9. Es präsidiert bei unserm Mahle
Der Mond, so silberrein!
Und kuckt von oben in die Schale
Und thut den Segen h'nein.

---

*) Panzen = erster Rindermagen, in Norddeutschland als Speise zubereitet (Panse, Banse). — Postet = Pastete. (Gerok schreibt Pastet.)

10. Nun Kinder esset, eßt mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin glücklich und bin reich!

1. **Gedankengang.** Es ist Abend geworden. Die saure Tagesarbeit ist nun gethan, der Feierabend gekommen. Der Landmann ruft sein liebes Weib zu sich vor das Haus, daß es ihn begrüße, ihm den Schweiß von der Stirn wische und das Essen bereite (Str. 1.) Es bedarf keines Tisches für den genügsamen, glücklichen Hausvater. Unter dem großen Apfelbaum soll die Speise aufgetragen werden; da ist Platz genug für die Familie, und da schmeckt es dem Vater am besten, besser als in der dumpfen Stube (Str. 2.) — Auch nach dem Anblicke seiner kleinen rotwangigen Kinder verlangts ihn, ja die Mutter soll ihm sogar den Kleinsten aus der Wiege herbeibringen, falls er nicht schlafe (Str. 3.) — Der arme Landmann dünkt sich jetzt besonders reich. Ein König kann nicht reicher sein. Zwar sind dessen Speisen kostbarer und reichlicher; derselbe soll sogar täglich Fleisch und Fische zu genießen haben, ja noch größere Leckereien, Panzen, Pasteten. (Str. 4.) Ein eigener Beamter soll sogar bestellt sein, welcher blos für die königliche Tafel zu sorgen, sonst nichts zu thun, jedesmal bei Tische die Anordnungen zu treffen (zu präsidieren) habe („Truchseß") (Str. 5.). Doch ist das alles dem Könige wohl zu gönnen, welcher sich unaufhörlich zu quälen (kasteien) hat, um nur das Wohl seines Landes zu besorgen (Str. 6.). — Der Bauer hat zwar keinen vornehmen Tisch, aber doch schmackhafte Speisen, gutes Brot, frische Milch, reine Butter — was bedarf er mehr? („was denn für Not?") (Str. 7.) — Für zufriedene Bauersleute ist das ein sehr voller Tisch, ein königliches Mahl. Die Beleuchtung geben die Sternenheere (Str. 8.). Vorsitzender bei der Mahlzeit ist der Mond, welcher von oben uns beleuchtet und segnet (Str. 9.) In solchem Glücke kann der Vater den Kindern freudig zurufen: Esset und seid fröhlich, freuet Euch der Gabe, die Gott gegeben hat und segnen mag. Ich tausche mit keinem Könige, ja mein Glück und Reichtum kommen mir weit beneidenswerter vor, als alle scheinbaren Vorzüge des Königs. (Str 10.)

2. **Claudius als Bauerndichter.** Verwandt in ihrer Grundanschauung sind viele Gedichte des Matthias Claudius mit den Idyllen der Zeitgenossen, besonders denen von J. H. Voß; es kommt dem Dichter wesentlich darauf an, das Glück des Bauernstandes in seiner Beschränktheit, in der Einfachheit des Lebens nachzuweisen und zu preisen. Das ist hier und öfter geschehen. Vgl.: Morgenlied eines Bauersmannes (W. W. III, S. 1.), das Lied vom Reifen (W. W. IV, S. 3.), der glückliche Bauer (W. W. V, S. 96), Täglich zu singen (W. W. III, S. 52.), das Bauernlied (W. W. IV, S. 30.) Zugleich zeugen alle diese Lieder nicht nur von des Dichters eigener Bescheidenheit und Genügsamkeit, sondern auch von seiner Vorliebe für den Bauernstand, zu

welchem er sich selbst rechnete. Seit der Rückkehr aus Darmstadt nach Wandsbeck ward er selbst zum „Bauer.“ Bald wurde „die milchende Ziege, weil sie dem Hause nicht mehr den vollen Bedarf liefern konnte, abgeschafft; statt deren traten zwei Kühe in die Wirtschaft. Diese hatten ihren Weideplatz hinter dem Hause, an welches sich zunächst der Obst- und Gemüsegarten anschloß“. (Kahle, S. 45.) Ja es sind persönliche Erfahrungen, welche er in seinen Bauernliedern in so glücklicher Weise ausspricht. Was ihm aber den Bauernstand besonders wert macht, ist der Umstand, daß nach Claudius' Ansicht der Bauer in viel unmittelbarerem Verkehr mit Gott steht, viel leichter und handgreiflicher zu ihm geführt wird.

O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand,
Man trifft Gott gleichsam auf der That —
Mit Segen in der Hand;

Und siehts vor Augen, wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,
Und wie er seinen großen Tisch
Für alle Wesen deckt. („Der glückliche Bauer“ W. W. V, S. 97.)

3 **Schriftliche Aufgaben:** 1) Das Lob des Bauernlebens. — 2) Ein Städter auf dem Lande. — 3) Bericht eines Bauernknaben über den Besuch einer großen Stadt. Vgl. Castelli's Gedicht. — 4) Claudius als Bauerndichter.

4. **Zur Vergleichung** für das 3. Thema der schriftl. Aufgaben diene:

### Des Bauernknaben Beschreibung der Stadt.

(Von Ignaz Vincens Franz Castelli.)

[Geb. 6. Mai 1781 zu Wien, † in Lilienfeld bei Wien am 5. Febr. 1863.]

1. Vater! laß mich zu Atem kommen,
Das war was Prächtiges in der Stadt.
Mein Pate — ihr wißt — hat mich mitgenommen
In die große, herrliche Stadt.
Es ist ja da drinnen grad' wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer noch um und um,
Man wird in dem großen Lärm und Getümmel
— Ihr könnt es mir glauben — ordentlich dumm. —

2. Das ist ein Turm, — potz Donner und Hagel! —
Der reicht euch fast in die Wolken hinein,
Der unsrige ist gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig soll er noch höher sein. —
Die Häuser seh'n alle aus wie die Schlösser,
Sie sind — so wahr ich kein Lügner bin —
So groß als unser Schloß — wo nicht größer —
Da wohnen gewiß nur Verwalter darin. —

3. Doch hat mich gewundert, — das muß ich euch sagen —
Die Thüren von manchem Haus sind so klein,
Da kann ja kein heubeladner Wagen,
Nicht einmal ein rechtschaff'ner Ochse hinein;
Auch hab' ich keine Gärten gesehen,
Nicht Wiesen, noch Aecker bei einem Haus:
So eingesperrt, Vater, könnt' ich nicht bestehen,
Sie sehen auch alle so bleichwangig aus.

4. Die Wagen sind prächtig, mit Gold
auch beschlagen,
Doch Eins ist närrisch, — das klärt mir
mal auf, —
Die schlecht Gekleideten sitzen im Wagen,
Und die Goldenen und Silbernen steh'n
hinten auf, —
Und entweder müssen's den Hafer sparen,
Oder so ein Herr muß gewichtig sein,
Denn will er nur durch ein paar Gassen
fahren,
So spannen's ihm oft gar vier Perde
ein. —

5. Und Leute gibts, Vater, in allen
Straßen,
— Sie stoßen einen bald her, bald hin, —
Das hab' ich mir's einmal nicht nehmen
lassen,
Es ist ein ewiger Kirchtag da drin.
Jedoch erschrak ich bei jedem Blicke,
All' Schritt kam mir ein Schulmeister in
Lauf,
Sie tragen in Wien zwar keine Perücke,
Doch haben — wie uns'rer — sie Brillen
auf. —

6. Ich bin mit dem Patchen im Wirts-
haus gewesen,
Da hat man Speisen und Braten vollauf,
Kein Mensch kann den ganzen Zettel durch-
lesen,
Doch das Beste — die Knödel — steh'n
doch nicht drauf. —
Der Wein, lieber Vater, war schwer zu
genießen,
's war der, den ihr heißt den Drei-Männer-
Wein,
Wo zwei den dritten hübsch halten müssen,
Damit er ihn bringt in die Gurgel hinein.

7. Kurzum! die Stadt hat mir gut ge-
fallen,
Doch bin ich wie närrisch zum Wagen
gerannt,
Als ich hörte des Peters Peitsche knallen,
Und als er rief: „Es ist angespannt!"
Und wie hinter mir war der Häuserhaufen,
Da schrie und jauchzte ich laut vor Lust.
Jetzt, Vater, jetzt laßt auf die Wiese mich
laufen,
Denn immer noch ist es mir eng um' die
Brust.

[Litterarisches: *Kahle, S. 39 ff. — *Kriebitzsch, Musterstücke, S. 80.]

---

## 27. Rheinweinlied.

[Werke. 9. Aufl. 3. Teil. S. 79.]

1. Bekränzt mit Laub den lieben
vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer.
In ganz Europia, ihr Herren Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr.

2. Er kommt nicht her aus Hun-
garn noch aus Polen,
Noch, wo man Franzmänn'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter,
Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

3. Ihn bringt das Vaterland aus
seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Mut!

4. Er wächst nicht überall im deutschen
Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule
Bäuche,
Und nicht der Stelle wert.

5. Thüringens Berge zum Exem-
pel bringen
Gewächs sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht. Man kann dabei
nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

6. Im Erzgebirge dürft ihr auch
nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.

Das bringt nur Silbererz und Kobolt-
kuchen,
Und etwas Lausegold.

7. Der Blocksberg ist der lange
Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Guckuk und sein
Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

8. Am Rhein, am Rhein, da wach-
sen unsre Reben,
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein.

9. So trinkt ihn denn, und laßt uns
alle Wege
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig
läge,
Wir gäben ihm den Wein.

## 1. Erläuterungen.

**Str. 1.** Mit Laub oder mit Blumen bekränzten schon die Alten, Griechen und Römer, die Pokale, namentlich in der Feststimmung; sehr beliebt war die Bekränzung in dem Klopstockischen Kreise (im Hainbunde, dem auch Claudius zugehörte; in diesem trank Hölty fast nur aus bekränztem Becher). Und auch bei uns ist diese Sitte noch hier und da zu finden. — Europia ist eine komische, natürlich absichtliche Entstellung des Wortes. —

**Str. 2.** Allerdings wächst in Polen kein Wein; das thut aber auch nichts zur Sache; Polen ist für das Ausland, das fernliegende, gesetzt, wie Ungarn und Frankreich. — St. Veit hatte ich bereits in den Berichtigungen am Schlusse des 2. Bandes der 2. Aufl. erklärt: „Aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutet dieser Ausdruck keinen Geringeren, als den Teufel selbst, dessen mittelalterlicher Name Junker (vgl. Ritter!) Valant war. Aus Valant scheint Velten und Veit sich, vielleicht durch Mißverständnis, entwickelt zu haben. Das Sankt ist dann vorgesetzt worden, als man den Veit für einen Kalenderheiligen hielt. Mit Vitus (Veitstanz) läßt sich auch ein Zusammenhang herstellen, da der Veitstanz früher als ein Zeichen der Besessenheit durch einen Teufel aufgefaßt wurde. Jetzt freilich gilt St. Vitus als Schutzpatron und Arzt der Veitstänzer." Inzwischen bin ich noch einer, vielleicht der richtigsten, Erklärung auf die Spur gekommen. Der Slaven Hauptgott hieß Swantevit, in Pommern (z. B. auf Arcona) und sonst eifrigst verehrt. Christliche Priester lehrten die Pommern in ihm den Teufel sehen und fürchten und gaben ihnen als Schutz wider den Teufel den ähnlich lautenden Heiligen „Sankt Vitus". Nun mußte sich Skt. Veit gefallen lassen, daß sein Name gemißbraucht wurde zur Bezeichnung dessen, den er verdrängen und ersetzen sollte, d. h. des Teufels.

**Str. 3.** Vgl. Klopstocks Ode: „Der Rheinwein". (1753.) Dort heißt Str. 6. 7.:

Rheinwein, von ihnen hast du die edelste,
Und bist es würdig, daß du des Deutschen Geist
Nachahmst! bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark, und von leichtem Schaum leer.

Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Daß selbst der Krämer die Gerüche
Atmender trinkt, und nur gleitend fortschifft.

Die Eigenschaften, welche Claudius dem Rheinweine zuschreibt, decken sich mit denen, welche er den echten Deutschen nachrühmt.

**Str. 4.** weiland heißt ahd. wîlont, mhd. wîlent und wîlunt; es ist aus dem Dativ des Wortes Weile (ahd. wîla, Dat. wîlon; mhd. wîle, Dat. wîlen) und dem Anhängsel t gebildet und bedeutet ehemals, früher. Gewöhnlich in adverbialer Bedeutung steht es hier wie das Adjektivum: die früheren, alten (Kreter).

Von den Kretern hatte ihr eigner Landsmann (Prophet) Epimenides gesagt, sie seien immerdar Lügner, böse Tiere, faule Bäuche. Sprichwörtlich ist dies Wort erst durch die Bibel geworden, da es Paulus im Briefe an Titus (Kap. 1, 12.) citiert.

Die Berge sind nicht der Stelle wert, des Platzes, den sie einnehmen und anderen, rebentragenden Hügeln versperren.

**Str. 5.** In Thüringen haben wir zwar schöne Berge, aber ihr Gewächs ist nichts wert. Es wird nämlich von dem Unterharz südlich bis zum Frankenwald und den Henneberger Höhen hie und da Wein gezogen — aber der taugt nicht viel.

**Str. 6.** Auch das Erzgebirge, welches doch ziemlich viel Platz einnimmt, hat in den Augen des Zechers keinen Wert. Es bringt zwar Silbererze und Kobolt (Kobalt ist ein Metall, welches, mit Schwefel verbunden, Kobaltkies, mit Arsen vereint, Speiskobalt heißt; die tellerförmigen, geschmolzenen Eisenmassen werden von den Hüttenleuten Kuchen genannt.), und etwas Lausegold d. h. lausiges Gold hervor. Aber was hat Kobaltkuchen, Silbererz und das bischen Gold für einen Wert im Vergleich zu dem Rebensaft, und namentlich in den Augen eines vergnügten Trinkbruders!

**Str. 7.** Der Blocksberg oder Brocken ist der höchste Berg im Harze, 1098 Meter hoch. Dieser bringt nun vollends gar nichts hervor, nicht einmal einen vernünftigen Wald. Das einzige, was ihn auszeichnet, ist der Wind, und darin ist der Brocken dem Riesen Goliath, dem alten Windbeutel, ähnlich (Vgl. 1. Sam. 17, 4.).*) — „Der Guckuck und sein Küster". Viele alte Sagen berichten, daß auf dem Brocken der Teufel und die Hexen ihr Wesen haben. Besonders bekannt ist der Tanz der Hexen in

*) Die jetzige Verwendung des Wortes Philister wird so erklärt: „Im J. 1693 entstanden im Gasthofe zum gelben Engel zu Jena Streitigkeiten zwischen Studenten und Bürgern, wobei ein Student erschlagen wurde. Am Sonntage darauf predigte der Superintendent Götze heftig gegen diese That und sagte: es sei bei diesem Mordhandel hergegangen, wie in der Schrift geschrieben stehe (Richt. 16, 20.): „Philister über dir, Simson." Am Abend liefen die Studenten durch die Gassen und schrieen: Philister über dir, Simson! Von dieser Stunde an wurden die jenaischen Bürger Philister genannt, welche Benennung dann auf andere Universitäten und so allmählich ins bürgerliche Leben überging". (Vgl. Kehrein, Leseb. S. 337.).

der Walpurgisnacht (vom 30. April zum 1. Mai), vor welcher der ländliche Aberglaube alle Haus-, Scheunen- und Stallthüren mit 3 Kreuzen gegen die Beschädigung durch den Teufel und dessen Gesellinnen feit. Auf dem Brocken zeigt man den Hexentanzplatz, auf welchem die Hexen in der Walpurgisnacht zusammenkommen, nachdem sie auf Besen oder Ofengabeln durch die Schornsteine aufgefahren und durch die Lüfte geritten sind. Auf den Blocksberg wünscht man einen meist scherzhaft, statt ihn zum Teufel zu wünschen. An die Stelle des Teufels hat das christliche Mittelalter, welches den Namen des Teufels auszusprechen Bedenken trug, den Guckuk gesetzt, den meist unsichtbaren, im Waldesdickicht wohnenden, altheidnischen Zaubervogel und Unglücksboten, und zum Küster desselben, d. h. zu seinem Handlanger bei dem Teufelsspuk ernannte der Volkswitz den Wiedehopf. Selbstverständlich werden diese Bezeichnungen meist in scherzhaftem Sinne gebraucht.

2. **Der Gedankengang** des volksmäßigen, munteren und humorvollen Liedes ist ganz einfach:

Das Lied beginnt mit der Aufforderung, den mit Rheinwein gefüllten Becher mit einem Kranze zu schmücken. Er hat gewissermaßen unter allen Weinen den Siegespreis verdient. (Str. 1.)

Er stammt nicht aus dem Auslande (Str. 2.), sondern aus dem lieben deutschen Vaterlande, welchem er in jeder Beziehung ähnlich ist; denn er ist gut, edel, stille, kraftvoll, wie der rechte Deutsche (Str. 3.). Doch auch in Deutschland ist er nicht auf allen Bergen zu Hause. (Str. 4.) Berge aber, welche keine Reben tragen, verdienen den Platz nicht. Thüringens Berge haben zwar Trauben, aber ihr Saft wird kein Wein, da man bei diesem Tranke nicht singen und fröhlich sein kann. (Str. 5.) Im sächsischen Erzgebirge findet man zwar Metalle, Kobalt, Silber und etwas Gold, aber das Metall hat für uns keine Bedeutung, nicht einmal das Gold — das Gold im Becher ist weit schöner, wertvoller. (Str. 6.) — Der Brocken nun gar bringt noch weniger hervor, er ist höchstens ein Windmacher und für den Teufel ein passender Aufenthaltsort. (Str. 7.) — Nein, die von uns belobten Trauben wachsen nur am Rheine, dem darum unser Lob und unser Segenswunsch allein gebührt. (Str. 8.) Mit der Aufforderung zur Freude und zum Trunke schließt das Lied, und doch noch nicht völlig; im Glücke und in der Freude kann auch der Deutsche ernste Gedanken hegen, ernste Worte sprechen; ja es ist bezeichnend für den Dichter, daß er zur Spitze seines Liedes den Blick auf die Armen und Traurigen macht, welche ohne Erquickung sind. Opferwilligkeit ist das Zeichen der reinen, wahren Freude, und der leise Gedanke an die Not um für uns der beste Dämpfer, so daß unsere Freude nicht maßlos und unrein werden kann. (Str. 9.)

3. **Die Entstehung des Liedes**. Grade, als ich die zweite Auflage meines Buches bearbeitete, durchlief eine Menge politischer und pädagogischer Zeitungen die Mitteilung, daß dies schöne Lied nicht von

Claudius herrühre. Und eben, als ich diese Zeilen niederschrieb, kam mir schon die zweite Berichtigung zu Gesichte. Die erste brachte der Reichsbote unter dem 31. Mai 1877, gestützt auf W. Herbst (M. Claudius, der Wandsbecker Bote, Gotha, Perthes 1863.), die zweite die deutsche Schulzeitung vom 7. Juni (Nr. 23.). Es ist nicht das erste Mal, daß diese irrige Mitteilung auftaucht. Sie findet sich auch bei Vilmar, Literaturgesch., 4. Aufl. (II. S. 298 u. 368), aber nicht in den späteren Auflagen, ferner bei Kriebitzsch, Musterstücke S. 82., 1859, weiterhin in der Einleitung zu Hebels Werken, I, S. CIV. und sonst. Und doch ist diese Angabe durchaus verkehrt. Sie war zuerst aufgetreten im J. 1837 in Nr. 3 der in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift: Der Spiegel. Damals ward nur als eine in Karlsruhe fortlebende Sage erwähnt, daß der Verf. des bekannten Rheinweinliedes: „Am Rhein, am Rhein rc.*) nicht Claudius, sondern der 1823 zu Karlsruhe verstorbene Kirchen- und Ministerialrat Nikolaus Sander sei. Damals berichtigte Friedrich Claudius, des Dichters Sohn, in dem „Spiegel" (1837, Nr. 33) und im „allgem. Anzeiger" (Gotha, 1837. Nr. 258) die falsche Behauptung. Widerspruch erfolgte hierauf nicht. Aber nach 10 Jahren tauchte die Behauptung wieder auf. In J. P. Hebels Werken, Tl. I. (Karlsruhe 1847) erzählt nämlich Kölle, der Verf. des vorangeschickten, vom Jahre 1842 datierten Ehrengedächtnisses von Hebel, S. CIV: Hebel und er hätten einst, als sie im Museum zu Karlsruhe „gekneipt" und den Tabakrauch in Ringen ausgestoßen hätten, welche brodlose Kunst Hebel ungemein ergötzt habe, über norddeutsche Dichter und deren größere Strenge in Reimen gesprochen. Auf Kölles Bemerkung, daß Claudius in dem berühmten Rheinweinliede eine merkwürdige Ausnahme davon mache, habe Hebel lächelnd mit einer Art Vaterfreude**) erwiedert: Drinnen sitzt der Verfasser und der Compositeur der beiden Melodien. Kölle habe erstaunt ins Nebenzimmer geschaut, wo der Kirchenrat Sander einsam eine Zeitung gelesen. „Der und kein andrer", habe Hebel fortgefahren, „hat es gedichtet und komponiert zu einer Hochzeit in Pforzheim, wo er Diakonus war. Die Leute hatten trefflichen Rheinwein im Keller. Das Lied gefiel so, daß sie es dem Wandsbecker Boten, dem einzigen Morgenblatt jener Zeit, anonym zusendeten. So druckte Claudius es ab. Mich freut es, daß Ihr das Oberland herausgefühlt habt." — Kölle fügte hinzu, ein verstorbener Neffe Sanders habe ihm 1834 zu Paris diese Notiz bestätigt, mit dem Zusatze, eine

*) Komisch ist, daß der Einsender jener Notiz nicht einmal den richtigen Anfang des bekannten Liedes kennt. Es erinnert das an das „Bekanntlich" im Munde vieler Schwätzer, welche von der „bekannten" Sache durchaus nichts Gründliches wissen.
Anm. des Hsg.

**) Es scheint vielmehr, als habe Hebel im Begriffe, seinem jüngeren „Zechbruder" eine faustdicke Mystifikation aufzubinden, schlau gelächelt, und dieses Lächeln habe der tief „Hereinfallende" für Vaterfreude angesehen.
Anm. des Hsg.

Hochzeit in der Familie Wohnlich habe diesem herzlichen Liede den Ursprung gegeben." Soweit Friedrich Claudius Worte. (Vgl. Morgenblatt für gebildete Leser, 1852. S. 429.) Ungern versage ich mir ein genaueres Referat über die glänzende Weise, mit welcher der Sohn den Vater gegen den indirekten Vorwurf des Plagiats verteidigt.

Friedrich Claudius zeigt, daß das Lied gar keine Andeutung auf den reichen Keller, noch die Hochzeit enthalte, was doch bei einem Gelegenheitgedichte unbedingt erwartet werden mußte. Ein Lied ohne jegliche Anspielung am Hochzeitstage gesungen und für diesen Tag gedichtet! Das ist unmöglich. Allerdings findet sich eine Anspielung, aber nur diejenige auf den „kranken Nachbar". Und grade der ernsthafte Schluß bei einem fröhlichen oder scherzhaften Aufsatze oder Gedicht ist dem Dichter Matthias Claudius eigentümlich (umgekehrt macht es Heinr. Heine.). Hierfür führt Fr. Claudius fünf der schlagendsten Beispiele an (von der Freundschaft; Abendlied; Eiszäpfel; Illumination; Trinklied.) Aus dem Gedichte ergibt sich ebenfalls nur, daß Claudius der Verf. war. Ein Süddeutscher hätte doch ohne Zweifel in einer scherzhaften Strophe des Schwarz- und Odenwaldes gedacht oder sonstiger Berge, wo sich kein oder nur schlechter Wein fand. Dagegen sind die Berge Thüringens dem Matthias Cl. von der Universitätszeit her bekannt, und mag er ihr schlechtes Gewächs zur Genüge kennen gelernt haben. Der „Blocksberg" gar ist in Süddeutschland wenig gekannt und genannt, die Redensart „der Kuckuck und sein Küster" ist nur niederdeutsch*). Europia gebraucht schon Claudius im Neujahrswunsch des Wandsbecker Boten 1771. S. 1. — Von Nikolaus Sander aber kennt die Mit- und Nachwelt weder eine Dichtung, noch eine Komposition außer dieser angeblichen. Man weiß von ihm, daß er die lutherische und reformierte Kirche in Baden uniert hat, ein arbeitsamer und beharrlicher Beamter war — sonst nichts. Weiterhin vermag Friedr. Claudius zu zeigen, daß der Wandsbecker Bote weder das „einzige Morgenblatt seiner Zeit", noch ein in Süddeutschland vielverbreitetes Blatt war, daß ferner im Wandsbecker Boten das Gedicht nie veröffentlicht worden ist, sondern nur im Göttinger Musenalmanach von Voß für das Jahr 1776, S. 147—148 mit dem Namen Claudius, und im 3. Teil der gesammelten Werke von Claudius (Asmus omnia sua secum portans), welcher zu Ostern 1778 erschien und von Claudius selbst zusammengestellt wurde. Voß schreibt im Inhaltsverzeichnis seines Musenalmanachs die scherzhaften Worte hinzu: „Matthias, sonst aus (oder auch?) Asmus". Das Gedicht muß im Frühjahre 1775 entstanden, und zwar sowohl gedichtet als komponiert sein. Sander kam aber erst 1775 nach Pforzheim (in unbekannte Verhältnisse und nicht als Diakonus, sondern als Prorektor an der Schule, wurde also schwer-

---

*) Vgl. Grimm, deutsche Mythol., 3. Aug. II. S. 6. 46. Brem. Wtbch. 2. S. 858. D. Hsg.

lich gleich zu Hochzeiten herangezogen.*) D. Hsg.) Das Gedicht erschien mit des Claudius Namen im Musenalmanache und demnächst in den Werken des Wandsbecker Boten, und keiner, weder der bis 1824 lebende Verfasser, noch der Einsender, noch einer der Hochzeitsgäste**) rührte sich und entlarvte Claudius als Plagiarius, als Betrüger. Warum nahm niemand für Sander das Wort? Warum schwieg Sander selbst? Ist je nur der leiseste Zweifel an der Echtheit des Liedes aufgetaucht?

Weiterhin: warum fragte Kölle bei Hebel oder Sander nie genauer nach? Von Hebel war es nichts Ungewöhnliches, daß er in seinen alten Tagen Scherze und Schnurren zum Besten gab. Kann er nicht in der Weinlaune dem Herrn Kölle eins aufgebunden haben?

Endlich macht Fr. Claudius noch darauf aufmerksam, daß im J. 1775 Voß mit Claudius zu Wandsbeck zusammenlebte, täglich zusammen kam und mit ihm, wie das die Sitte der Glieder des Hainbundes in Göttingen schon gewesen war (Vgl. Gedichte von Hölty, Weißenfels 1814 mit Vorrede von Voß, S. 13 und 34. Voß, Briefe Teil I, S. 255, 257, 287), gewöhnlich Rheinwein trank. Letzteres geht aus einem Briefe von Voß vom 16. Jan. 1776 (Briefe I, S. 298 und 289) an seine Braut hervor: „Ich bin überhaupt seit einiger Zeit ein wahrer Schlemmer. Fast alle Abend trinke ich mit Claudius Rheinwein und Punsch.“ Weiterhin ist der Rheinwein im Musenalmanach von 1776 von Voß und Hölty besungen. Noch im Jahre 1820 bestätigt Voß absichtslos die Autorschaft von Matthias Claudius, indem er von dem Hainbunde und der Sitte der Brüder, gegenseitig Verbesserungen von den Hainbundsgenossen anzunehmen, redend, sagt: „Wir übrigen (im Gegensatz zu den Gebrüdern Stolberg) blieben dem Bunde treu. Auch Claudius nahm von dem Jüngeren (Voß) einiges in sein Rheinweinlied und in den Abendgesang, manches noch in Urians Reise um die Welt.“

Und nun sei es genug. Erwähnen wollen wir noch, daß die beste Komposition von Joh. Abr. Peter Schulz (geb. 1748, † 1800 als Kapellmeister des Prinzen Heinrich von Preußen) herrührt, dessen 17 Kompositionen Claudiusscher Lieder vor 1790 entstanden sind.***)

[Litterarisches: *Kehrein, a. a. O. S. 377. — *Morgenblatt für gebildete Leser 1852. S. 249—432. Nr. 1818 52. 2. Mai. Herausgeg. von Hauff].

---

*) Bezüglich des Ministerialrat Sanders habe ich vom jüngst verstorbenen Dekan L. Gehres in Pforzheim erfahren, daß Sander am 3. Febr. 1775 nach Pforzheim berufen und am 18. April präsentiert worden sei. Auch diese Nachricht spricht gegen die Autorschaft Sanders bez. des Rheinweinliedes. D. Hsg.

**) Und sollte das Lied nicht auch in weitere oberdeutsche Kreise gedrungen sein, nachdem es in Pforzheim so viel Anklang gefunden hatte? D. Hsg.

***) Auch Joh. Friedr. Reichardt († 1814 zu Giebichenstein bei Halle a. d. S.) hat 13 Lieder von Claudius in Musik gesetzt.

## 28. Ein gülden A B C.

[Werke, 9. Orig.-Aufl. 7 Teil S. 57.]

1. **A**rmut des Geistes Gott erfreut,
Armut, und nicht **A**rmseligkeit.

2. **B**esprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
Fahr' zu, gleich zu, wie Paulus thut.

3. **C**reuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüte Früchte trägt.

4. **D**ürst' nicht nach Rache und nach Blut;
Vergeben wäre wohl so gut.

5 **E**in edles Herz glänzt hell und hold,
Ein gutes ist gediegen Gold.

6. **F**ür was du Gutes hier gethan,
Nimm keinen Lohn von Menschen an.

7. **G**eduldig sein — Herr lehr' es mich,
Ich bitte dich, ich bitte dich.

8. **H**au deinen Götzen mutig um,
Er sei Geld, Wollust oder Ruhm.

9. **I**n dir ein edler Sklave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.

10. **K**ämpf' und erkämpf' dir eignen Wert,
Hausbacken Brot am besten nährt.

11. **L**iebt Euch auf Erden, liebt, und wißt,
Daß Gott im Himmel **L**iebe ist.

12. **M**erk auf die Stimme tief in dir,
Sie ist des Menschen Kleinod hier.

13. **N**imm wahr der Zeit; sie eilet sich,
Und kommt nicht wieder ewiglich.

14. **O** Herr, lehr' uns bedenken wohl,
Daß wir sind sterblich allzumal.

15. **P**arabeln sind wohl fein und schön,
Doch muß sie einer auch verstehn.

16. **Q**uäl nicht dein Herz ohn' Unterlaß,
Ein freier Mut gefällt Gott baß.

17. **R**echt halte heilig bis in'n Tod,
So bleibt ein Freund dir in der Not.

18. **S**traf keck das Böse ins Gesicht,
Vergiß dich aber selber nicht.

19. **T**reib Tugend jeden Augenblick;
Wer nicht voran geht, geht zurück.

20. **U**nd wenn sie alle dich verschrein,
So wickle in dich selbst dich ein.

21. **V**erlaß dich nicht auf diese Welt,
Sie ist Schaum, der zusammen fällt.

22. **W**ie wird es dann, o dann uns sein,
Wenn wir der bessern Welt uns freun?

23. **I**n Sturm die Sonne spiegelt nicht
Im Meer ihr heilig Angesicht.

24. **Z**erbrich den Kopf dir nicht so sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr.

1. **Der Name.** Diese Perlenschnur von einzelnen, mit einander nicht in näherem Zusammenhange stehenden Sprüchen hat ihren Namen erhalten von der Ueberschrift des 119. Psalms in unserer lutherischen Bibelübersetzung: „Der Christen gülden A B C vom Lobe, Liebe, Kraft

und Nutzen des Wortes Gottes". Der 119. Psalm aber hat aus einem besonderen Grunde den Namen ABC verdient; denn der hebräische Text zerfällt in eine ganze Reihe kleiner Abschnitte, von welchen jeder mit einem Buchstaben des hebräischen Alphabets beginnt; er gehört zu den sogenannten alphabetischen Psalmen. Das Wort: gülden deutet auf den inneren Wert gerade dieser Spruchweisheit hin. So hat auch hier der Dichter eine Reihe von 24 Sprüchen zusammengestellt, welche durch das A B C mit einander verknüpft sind. Allerdings steht nicht immer das Tonwort, das Begriffs- oder Kernwort an der Spitze eines Spruches, wodurch dieses Alphabet noch gewonnen haben würde: doch ist es in Spruch 1. 2. 3. 5. 7. 8. 10. 11. 15. 16. 17. 18. 21 und 24 der Fall. Nur mit dem Buchstaben X wußte der Dichter hier gar nichts anzufangen, er läßt ihn aus, während er in dem 2. „silbernen A B C" folgenden Notspruch uns darbietet:

Xerxes verließ sich auf sein Heer;
Allein das Heer auf ihn nicht sehr.

In seinem ersten silbernen A B C aus dem J. 1773, welches absichtlich defekt blieb, hatte er scheinbar noch größere Not gehabt; denn er stellt folgende, übrigens eine zeitgeschichtliche Anspielung enthaltende, Wahrheit auf:

**X**antippen fehlten ganz und gar;
Oft ist ein ganzer Vers nicht wahr. (!)

Mehr Mühe noch verursachte ihm das Y. Im „defekten silbernen A B C" tischt er uns folgenden Vers auf:

**Y**sop wuchs wenig an der Wand,
Nach Hamburg kam ein Elefant.

In unserm „güldenen A B C" muß er J statt Y gebrauchen, und im „Ein silbern dito" bekennt er offen:

**Y**greck ein böser Buchstab ist;
Bei ihm hilft nicht Gewalt noch List.

Die Reimpaare sind übrigens den in Abc-Büchern häufig vorkommenden nachgebildet, etwa denen, welche weiland Schulmeister Bienrod in Werningerode im 18. Jahrhundert gedichtet hatte, von welchen z. B. folgende gewiß allgemein bekannt sind:

Der **A**ffe gar possirlich ist,
Zumal wenn er vom **A**pfel frißt.

Ein toller **W**olf aus Polen fraß
Den Tischler sammt dem **W**inkelmaß.

Die Neuzeit hat Reimpaare noch komischeren Inhalts hervorgebracht, z. B.

**K**adetten werden Lieutenant,
Das **K**alb wird später Ochs genannt.

**Z**wiebeln ist der Juden Speise,
**Z**ebras sieht man stellenweise.

Daß wir in dieser ältesten Form der deutschen Reimpoesie, den Reimpaaren, eine Menge von Sinnsprüchen und Sprichwörtern, Bauern- und Wetterregeln besitzen, darf ich als bekannt voraussetzen.

2. **Erläuterungen:**

Das güldene A B C, in dieser einfachen Form für große und kleine Kinder gleich passend abgefaßt, enthält übrigens eine Menge goldener Wahrheiten, und wie im allgemeinen Sprichwörter und Denksprüche zur Bildung des Verstandes, Gemütes und Willens im Unterrichte sehr fruchtbar verwertet werden können, so kann es mit diesen Sprüchen von Claudius auch geschehen.

1. Armut des Geistes ist eine Tugend, Armseligkeit ein Tadel. Jene wird von Christo hoch erhoben in den Worten: „Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihrer". (Matth. 5, 2.) Der geistlich Arme erkennt seine eigene Ohnmacht, Bedürftigkeitt, Verdienstlosigkeit, Niedrigkeit, Sündhaftigkeit Gott gegenüber an und ein, und er bleibt bescheiden, demütig, sucht nur die Gnade und lebt nur von der Gnade Gottes, welcher er auch sein Wissen und Können, seine Worte und Werke allein verdankt und zuschreibt; der Armselige entbehrt nicht nur der Verdienste, sondern auch der Tugenden, und doch bildet er sich wohl ein, beide zu besitzen. Der erstere ist arm vor Gott, wird aber reich in Gott, der letztere ist reich in seinen Augen, während seine Blöße nicht blos Gott offenbar ist, sondern auch den Menschen.

2. Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut 2c. will Reuter (a. a. O. S. 156.) auf 1. Kor. 9, 26—27 zurückführen. Er kennt offenbar das Wort Pauli nicht, noch versteht er den Sinn des Spruches. Gemeint ist die Stelle Gal. 1, 15. 16: Da es aber Gott wohl gefiel, der mich von meiner Mutter Leibe hat ausgesondert und berufen durch seine Gnade, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durch das Evangelium verkündigen sollte unter den Heiden; alsobald fuhr ich zu, und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut". Wir thun, wie Paulus, wenn wir dem an uns ergehenden Rufe Gottes unverzüglich Folge leisten, ohne zuvor nach dem Urteile unserer Mitmenschen, unserer Verwandten, und besonders nach dem unseres eigenen, bald trotzigen, bald verzagten, im Gottesgehorsam so trägen und unwilligen, Menschenurteil und irdische Unbequemlichkeiten gleich sehr fürchtenden natürlichen Herzens zu fragen.

3. Das Kreuz ist ein Kraut, welches, wenn es gepflegt wird, ohne Blüte Früchte trägt.

a) Unter dem Kreuze versteht man hier nicht das eigentliche Kreuz, an welchem Verbrecher zu Tode gebracht wurden, sondern seit Christo, dessen höchstes Leiden am Kreuze erduldet wurde, ohne jedoch sowenig, als alle seine Leiden, verschuldet zu sein, ein den Christen treffendes Leiden, welches er nicht unmittelbar verschuldet hat, also als Strafe nicht auffassen kann, sondern als Zuchtmittel in der Hand Gottes ansehen muß, gegeben zur völligen Läuterung (das Christenkreuz im weiteren Sinne*), und vor allen

*) Vgl. Chamissos Kreuzschau. Erl. Bd. I. S. 127 ff.

Dingen dasjenige Leiden, welches der Christ zu tragen hat, weil er Christ ist, um Christi willen, um der Wahrheit willen, welches er, unschuldig wie Christus, Christo nachträgt, um, wie vor ihm Christus gethan, per crucem ad lucem = durch das Kreuz zum Licht und zur Krone hindurchzudringen. (Das Kreuz im engeren und eigentlichsten Sinne.)*)

b) Das Kreuz wird hier von dem Dichter ein Kraut genannt, welches zwar keine Blüten, d. h. keine Freuden, Genüsse darbietet, vielmehr uns als Last und Bitterkeit, als Schmerzen und Uebel erscheint, nachher aber Früchte der heilsamsten, wertvollsten, süßesten Art hervorbringt bei denen, welche das Kreuz an sich wirken lassen. Solche Früchte sind: Geduld, Bewährung, Hoffnung, Seligkeit.

c) Aber, damit es Früchte trage, will das Kreuzkraut gepflegt sein, wie jede andre zarte und wertvolle Pflanze. Zur Pflege gehört Beachtung, Liebe der Pflanze; ferner, daß sie in gutem Boden wachse, getränkt von gutem Wasser, befreit von schädlichem Unkraute, bestrahlt vom Sonnenlichte, gestützt an feste Stäbe. Die Ausdeutung des Bildes ist nicht schwer. Von ungepflegten Leiden hat man keine Früchte. —

**5.** Edel und gut unterscheidet Claudius selbst so: „Gut ist ein ander Ding als edel, und Freisein ein ander Ding, als an seiner Kette reißen und rütteln. Edle Menschen giebt es von Natur, aber gut ist niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat.“ (6. Teil 2. Brief an Andres.) „Ich soll dir das aber weiter auseinander setzen. — Edel ist: Ahndung der Heimat; das Gute in Feindes Land, der König im Gefängnis. Wer Freude am Guten hat und gern gut wäre, und mit sich kämpft und streitet, daß ers sei; der ist ein edler Mann.“ — „Edel ist also nicht gut; aber es ist darum edel und nichts gemeines, und ihm gebürt Ehre und Achtung von jedermann, wo es sich sehen läßt“. (3. Brief.)

**6.** Vgl. An meinen Sohn Johannes 1799 (7. Teil. S. 56.): „Thue, was des Lohnes wert ist, und begehre keinen“.

**7.** Geduld ist uns not — und doch haben wir sie nicht von Natur, noch können wir sie uns geben, noch können sie Menschen uns lehren. Das kann nur Gott selbst. Das doppelte: „ich bitte dich“ zeigt uns aber, wie gern sie Claudius besäße, wie herzlich er darum bittet, wie sehr er sie vermißt.

**8.** Ein altes Sprichwort sagt: „Ehr, Wollust, Geld — das sind die Götzen dieser Welt“. Das Umhauen dieser Götzen erinnert an das mutige Fällen der Donnerseiche bei Geismar durch Bonifatius.

**9.** Der „edle Sklave“ wird von Claudius sonst auch „der unsterbliche Fremdling genannt; es ist also gemeint: die neue Kratur, die aus Gott geboren und unter die Sünde verkauft, von ihr gebunden ist, aber nach Erlösung sich sehnt. — Die Freiheit mußt du ihm erwirken; weil das dir aber nicht aus eigner Kraft möglich ist, darum wende dich an den, „der bei

---

*) Vgl. Matth. 16, 24; 10, 38. Mark. 10, 21. Luk. 14, 27.

Gott war und wohl hätte mögen Freude haben, der aber an die Elenden im Gefängnis dachte und verkleidet in die Uniform des Elends zu ihnen kam, um sie mit seinem Blute frei zu machen; der keine Mühe und keine Schmach achtete und geduldig war bis zum Tode am Kreuz, daß er sein Werk vollende; — der in die Welt kam, die Welt selig zu machen, und der darin geschlagen und gemartert ward und mit einer Dornenkrone wieder hinausging. Andres, hast du je etwas Aehnliches gehört, und fallen dir nicht die Hände am Leibe nieder? Es ist freilich ein Geheimnis, und wir begreifen es nicht; aber die Sache kommt von Gott und aus dem Himmel, denn sie trägt das Siegel des Himmels und trieft von Barmherzigkeit Gottes. Man könnte sich für die bloße Idee wohl brandmarken und rädern lassen, und wem es einfallen kann zu spotten und zu lachen, der muß verrückt sein. Wer das Herz auf der rechten Stelle hat, der liegt im Staube und jubelt und betet an." (4. Teil, Briefe an Andres I.)

„So ist es denn der Sohn Gottes, welcher uns frei macht, und wer in festem Glauben und in ernster Heiligung von Stufe zu Stufe fortschreitet, bis er den langen, sauern Weg erstiegen hat" — „wer durch sein Wollen und Laufen oder durch Gottes Erbarmen so weit gekommen ist, daß alle Ketten abgefallen sind und keine mehr an ihm klirrt, der ist wahrhaftiglich ein freier Mann."

**12.** Diese Stimme des Herzens von unberechenbarem Werte ist das Gewissen.

**13.** Kaufe die Zeit aus. Im Augenblick (pfeilschnell) verfliegt die Gegenwart, und du verlierst mit dem verachteten und vergeudeten ein unwiederbringliches, unersetzliches Gut.

**14.** „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden." (Ps. 90, 12.) — „Aber, Herr, lehre mich doch, daß es ein Ende mit mir haben muß, und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß." (Ps. 39, 5.). Nur der ist klug, der an das Ende denkt. Dieser Spruch steht mit dem vorigen in engem Zusammenhange.

**15.** Parabeln sind Lehrdichtungen im Gewande der Erzählung, durch welche uns irgend eine höhere, eine himmlische Wahrheit veranschaulicht werden soll. Sie haben aber ein geöffnetes Ohr und gläubiges Herz zur Voraussetzung, wenn sie verstanden werden sollen. (Vgl. Mark. 4, 12.)

**16.** baß = besser.

**18.** Vergiß dich aber selber nicht, d. h. zu strafen, damit andre dich nicht einen Heuchler und Splitterrichter nennen können.

**19.** Vgl. „Stillstand ist Rückgang".

**20.** „So wickle in dich selbst dich ein" d. h. so tröste dich mit dem Bewußtsein, daß du das Gute willst, aber mit deinem Streben verkannt wirst.

**22.** Vgl. „Wie wirds sein, wie wirds sein, wenn wir ziehn in Salem ein, in die Stadt der goldnen Gassen, Herr, mein Gott, ich kanns nicht fassen, was das wird für Wonne sein!" (Gustav Knak: Laßt mich gehn.)

**23.** Im Zorn erkennt man nicht dein besseres, eigentliches Selbst.

**24.** Selbstverleugnung ist mehr wert als Erkenntnis. Trefflich sagt hierzu Herbst (a. a. O. S. 247): „Allen diesen Stücken sieht man an, es ist Abend und das Leben ist ernst geworden, aber auch das feste Herz, ein neuer und gewisser Geist durchdringt sie.“

[Litterarisches: *Kahle, S. 17. — *Meyer, S. 69 ff. — *Reuter, S. 155.]

## Biographie des Dichters.

Matthias Claudius, Sohn eines Pfarrers zu Reinfeld in Holstein, wurde am 15. Aug. 1740 geboren und besuchte, nachdem sein Vater ihn eine Zeitlang vorbereitet hatte, die lateinische Schule zu Plön 4 Jahre hindurch. Dann bezog er im Frühjahre 1759 die Hochschule zu Jena, um Theologie zu studieren. Doch ein Brustleiden, mit Blutspeien verbunden, zwang ihn, diesem Studium zu entsagen und juristischen und kameralistischen Studien sich zuzuwenden. Die Hörsäle befriedigten den Studiosus wenig, doch studierte er mit Eifer die alten Sprachen, vornehmlich die griechische, pflegte daneben auch seine Neigung für Musik und Poesie, wurde Mitglied der „teutschen Gesellschaft“, gab sogar in Jena 1763: „Tändeleien und Erzählungen“ heraus, ein unreifes Jugendprodukt, welches der gereifte Mann für durchaus verfehlt erklärte, in welchem auch die spätere Gabe und Feder des Wandsbecker Boten sich nicht erkennen läßt.*) Leider hatte Claudius kein bestimmtes Fachstudium absolviert, und sein Eintritt ins Leben war wenig versprechend. So blieb er denn noch einige Zeit im väterlichen Hause. Mangel an Willenskraft, und Thatenscheu eigneten ihm, wie er andrerseits „Ehrgeiz, Erwerbstrieb und Lust an gesellschaftlicher Stellung“ vermissen ließ. Doch verdankte er manche Anregung einem neuen Bekannten und Nachbarn, Schönborn, welcher ihn an Kenntnissen und männlicher Kraft weit überragte. Am 17. März 1764 begab sich Matthias Claudius nach Kopenhagen, um daselbst eine Sekretärstelle bei einem Grafen Holstein anzutreten. Dort trat er in einen Kreis berühmter Männer, wie Graf Bernstorf, Klopstock, Gerstenberg, ein; aber so viel ihm nach dieser Hinsicht geboten wurde, so fühlte er sich doch in seiner Stellung durchaus nicht wohl, und schon im August des folgenden Jahres ist er wieder bei seinen Eltern in Reinfeld. Hier bleibt er sogar drei ganze Jahre. Für die Entwicklung seines innern Menschen mag diese Zeit ihre guten Früchte getragen haben; äußerlich war das Los des jungen Mannes wenig beneidenswert. Im Spätherbst 1768 übernahm Claudius die Redaktion der „Hamburger Adreßnachrichten“, trat nunmehr auch Lessing näher und ward mit Herder 1770 bekannt und befreundet, den er wegen seiner geistigen Größe bewunderte, während Herder an ihm den Seelenadel, die hohe Reinheit und Unschuld des Mannes hoch achtete. Klop-

*) Nur ein Stück ist den gesammelten Werken von ihm einverleibt worden: „Du kleine, grünumwachsene Quelle.“

stock traf bald, nachdem Lessing Hamburg verlassen hatt, dorte ein und knüpfte das alte Freundschaftsband wieder an. Seine Stelle als Redakteur hatte er um eines Mißgeschickes auf einer Reise willen Ende 1769 oder Anfang 1770 wieder aufgegeben bzw. verlieren müssen. Zunächst hatte er ein Jahr harter Not durchzumachen. Dann verschaffte ihm der Schriftsteller Bode die Redaktion des „Wandsbecker Boten.“ Dies Blatt erschien wöchentlich in vier Nummern, jedes 2 Quartblätter enthaltend. Am Schluß der Zeitung, nachdem der politische Teil beendet war, fügte Claudius seine „gelehrten Artikel“, gewöhnlich Rezensionen, Gedichte und kleine Aufsätze, hinzu; und so klein und unbedeutend auch jene Zeitung war, so hatte M. Claudius zu Mitarbeitern keine geringeren als Göthe, Herder, Stolberg, Voß, Cramer ꝛc. In Wandsbeck fühlte sich Cl. sehr wohl. Hier trat er auch mit Rebecka, der zweiten Tochter des Zimmermeisters Joachim Friedrich Behn, in den Stand der heil. Ehe, und zwar am 15. März 1772.

Sein Weib war eine Perle, welche Claudius nicht müde wird zu preisen. So singt er im „Feierlied zur silbernen Hochzeit 1797“:

„Ich will nicht von dir sagen, will nicht von dir singen;
Was soll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut der Wahrheit Zeugnis bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich dich fand;
Doch ich fand nicht, Gott hat dich mir gegeben,
So segnet keine andre Hand.“ —

Nach der Beschreibung gleichzeitiger Freunde war sie einfach, arm, aber ungemein schön, mit sehr guten Geistes- und Herzensgaben ausgestattet, allezeit fröhlich und liebenswürdig, lauter in ihrer Frömmigkeit, reich in ihrer Liebe zu dem teuren Manne und ihren Kindern. — Aber in die schöne Ehe drangen die Sorgen bald ein, zumal Claudius das ängstliche Sparen nicht kannte, auch in drückenden Lagen seine Heiterkeit und Hoffnung nicht aufgab, umsomehr aber der guten Rebecka zu tragen überließ.

Von Claudius lieblicher Persönlichkeit angezogen siedelte J. H. Voß auch nach Wandsbeck über, und beide Männer, obgleich in religiöser Beziehung nicht zusammen passend, verlebten in gegenseitigem, täglichem Umgange die schönsten Stunden. Aber der Wandsbecker Bote mußte im Mai 1775 aufgegeben werden. Verschiedene Versuche, eine andere feste Stelle und mit derselben Lebensunterhalt zu erlangen, schlugen fehl. Endlich hatte dem guten Claudius Herder, sein Freund und Gönner, eine Stelle in Darmstadt als Ober-Landeskommissarius verschafft und zwar auf Verwendung bei dem Präsidenten Friedrich Karl von Moser hin. Bezüglich dieser Stellung hatte sich nun Claudius getäuscht. Er

sollte nämlich mit zwei Kollegen zur Hebung der Industrie und des Ackerbaus im ganzen Lande thätig sein. Aber hierzu fehlte ihm praktischer Blick ebenso als Geschäftsgewandtheit. Claudius wurde sodann die Herausgabe der hessendarmstädtischen privilegirten Landzeitung übertragen. Darin war Claudius glücklicher. Das Blatt wurde eine zweite Auflage des Wandsbecker Boten, und um des Humors und des volkstümlichen Tones willen weit verbreitet und gern gelesen. Aber doch konnte sich Claudius nicht behaglich fühlen. Er litt viel unter dem Mißtrauen seines nächsten Vorgesetzten, den Zwischenträgereien ihm übelwollender Beamten und auch sonst unter der ganz veränderten Lebensweise, dem Klima; schon nach einem Jahre mußte er seine Stellung wieder aufgeben und kehrte, eben erst von einer schweren Krankheit genesen, nach Wandsbeck im Mai 1777 zurück, wo er fortan ein schönes Stilleben lebte, seine Werke unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten“ nach und nach erscheinen ließ, und gute fremdländische Werke übersetzte. Jetzt ist des Claudius innere Umkehr eine völlige geworden. Er geht, im Gegensatz zu den großen Geistern unserer zweiten Litteraturepoche, einen ganz einsamen, aber doch seligen Weg, immer mehr in das Leben des kindlichen Glaubens, in die Erfahrung der weltbewegenden und herzenerneuenden Kraft des Christentums hineinwachsend. So ward er zwar den früheren großen Freunden zumeist entfremdet, aber er hatte in seinem Hause und an seinem Gotte Freunde und Freude genug. In einem eigenen Hause, welches er seit 1781 besaß, verlebte er die glücklichsten Jahre mit seiner immer größer werdenden Kinderschar. Als aber doch seine Einnahme sich nicht in ein Verhältnis zur notwendigen Ausgabe bringen ließ, da half auf seine Vorstellung hin der Kronprinz Friedrich von Dänemark, indem er ihm die Stelle eines Revisors der Schleswig-Holsteinischen Bank zu Altona mit einem Jahrgehalt von 800 Tlr. (etwa 960 Tlr. preuß.) verschaffte. Die Stelle war ebenso einträglich als bequem. Nur wenige Wochen im Herbste verbrachte Claudius zur Ausübung seines Amtes in Altona. — Sein häusliches Leben war nicht ohne schwere Prüfungen. Der Tod seines $1^1/_2$jährigen Sohnes Matthias that dem Dichter sehr wehe, noch mehr der seiner zweiten Tochter, der 20jährigen Christiane. Doch es fehlte ihm auch der Balsam nicht, welcher solche Wunden heilt. An seinen übrigen Kindern erlebte er viel Freude. Drei seiner 4 Söhne sind Geistliche geworden, seine älteste Tochter ward die glückliche Frau des Buchhändlers Friedrich Perthes, die Tochter Anna vermählte sich mit Max Jakobi, einem Arzte und Sohne des Phlosopihen Jakobi.

Obgleich der Greis sich einen stillen Feierabend gewünscht hatte und ihn auch wohl erwarten konnte, so brachte doch der große Franzosenkrieg und besonders der Marschall Davoust dem teuren Manne noch eine schwere Zeit. Perthes mußte als besonders eifriger Patriot vor dem

elenden Henker Davoust fliehen, ebenso seine Frau und Kinder, welche in Wandsbeck umsonst Schutz suchten. Claudius, der alte Vater, folgte ins Innere Holsteins nach. Noch einmal kam eine bittere leibliche Not über ihn, aber auch die Hilfe in der Not blieb nicht aus. Ein frommer Mennonit vermittelte ihm eine bedeutende Geldsumme, mit welcher ihn unbekannte Freunde beschenkten. Im Jan. 1814 zog er von Kiel nach Lübeck, im Mai nach Wandsbeck, wo bislang der Sohn Fritz Haus zu halten gesucht hatte, so gut es gehn wollte. Seine Wohnung war ausgeplündert und demoliert. Diese schreckliche, an Angst und Entbehrungen so reiche Fluchtreise hatte des Alten Gesundheit völlig zerstört. Noch einmal feierte er im Kreise vieler Kinder und Enkel am 15. Aug. 1814 seinen Geburtstag. Dann aber nahmen die Kräfte sichtlich ab, und er mußte den Bitten seiner Tochter Karoline nachgeben und nach Hamburg übersiedeln. Nach langem Kampfe, in welchem sich des Christen Glaube erprobte, und während dessen er fast unaufhörlich leise betete, entschlief er am 21. Jan. 1815. Seine letzten Worte waren: „gute Nacht! gute Nacht!“ Sein letzter Blick segnete seine teure Rebecka. — Er wurde am 25. Jan. in Wandsbeck von seinen Kindern begraben, welche ihm auch ein einfaches, gußeisernes Kreuz mit der Inschrift: „Also hat Gott die Welt geliebt“ rc. (Joh. 3, 16.) errichteten.

Graf Friedr. Leopold Stolberg feiert sein Andenken mit folgenden Worten:*)

Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.

Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die andern, auch fromm zu sein,
Und sahn sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.

Doch wußten nur wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab,
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.

Nun ruhet er selbst in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und sammelt die Ernten des Säemanns ein!

Er säte das Wort, und sein Leben war Frucht,
Er führte lächelnd zu heiliger Zucht;
O, spendet ihm Blumen aufs einsame Grab
Und schauet getrost in die Ruhstätt hinab!

Und begrüßet mit Wünschen sein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib;
Die, mit ihm in heiliger Liebe gepaart,
In Thränen der großen Vereinigung harrt.

---

*) Ges. Werke der Gebrüder Christian und Fr. Leopold Stolberg Hamburg 1821. Bd. 2. S. 326.

Claudius hat außer seiner unreifen Jugendschrift (Tändeleien und Erzählungen) selbst im Laufe der Jahre seine gesammelten Werke herausgegeben. Diese sind, sogar illustriert, vom J. 1774 an (Teil 1. 2.) bis zum Jahre 1812 erschienen. Ein Register zu diesen 8 Teilen hat J. D. Runge, der Freund des Wandsbecker Boten, angefertigt. Eine Nachlese zu den 8 Teilen hat Redlich in demselben Verlage (Gotha, F. A. Perthes) veröffentlicht.

Die gesammelten Werke, welche auch den Titel führen: Asmus omnia sua secum portans (Asmus, alles das Seine mit sich tragend) enthalten in buntem Gemisch Gedichte, kurze Betrachtungen, Rezensionen, Abhandlungen.

In Prosa wie Poesie zeigt der Dichter ein gesundes Urteil und einen feinen Sinn; die naive, originelle Sprache, in welcher Ernst und Humor wunderlich wechseln, die Tiefe, Wahrheit und Keuschheit seiner Empfindungen erwarben ihm einen großen Kreis von Freunden, ja von Nachahmern, und noch heute verlockt sein origineller, übrigens später mehr und mehr manierierter und verkünstelter Stil manche zur Nachahmung. Seine Liebe zur Natur, sein tiefes Verständnis des Volkstümlichen und des Volksbedürfnisses hat ihn dem Volke wie den Gelehrten wert gemacht. Unendlich viel trug dazu die Liebenswürdigkeit des Charakters, die Reinheit und Unschuld, die Geradheit und Selbständigkeit, die Klarheit und Gemütfülle, die Bedürfnislosigkeit und Heiterkeit, die Schalkhaftigkeit und Gutmütigkeit seines Wesens bei. Für diejenigen, welche seinen vollen Wert zu würdigen vermochten, — und deren waren allerdings in jener Zeit wenige und wurden zu seiner Zeit immer weniger — wog seine Frömmigkeit am meisten und die Art und Weise, wie dieser zum Pfarrer verdorbene Mann immer mehr ein Prediger der Gerechtigkeit wurde in der Wüste der Aufklärung jener Zeit, und unbekümmert um die ihm früher so nahe stehenden, jetzt aber sich verstimmt abkehrenden Freunde (Voß, Göthe) und unbeirrt durch den Tadel der urteilsloseren Menge auf dem schmalen, vielgeschmähten Wege weiter schritt, ein Freund und Sänger des häuslichen Glückes, der reinen Naturfreude, des Bauernglückes, ein Bote voll Liebe zum Vaterlande, ein Bote Gottes an das deutsche Volk. —

## Schriften des Wandsbecker Boten.

1. Tändeleien und Erzählungen. Jena 1863.
2. Der Wandsbecker Bote. 1770—1775 Okt. Unter dem Namen Asmus mit J. J. Ch. Bode herausgegeben.
3. Asmus omnia sua secum portans, oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten. 8 Teile. 1774—1812. (9 Teil [ed. Redlich] Gotha, Fr. A. Perthes. 1871.) 2. Auflage. 1819. 9. Aufl. 1871. 5 ℳ. Außerdem Ausg. in Stuttgart, z. B. 4. Aufl. 1834—35. 4 Teile. — Breslau 3 Teile mit Kupfern von Chodowiecki. Um 1810.

### Schriften über Matthias Claudius.

L. Kunze, Professor in Weimar. Über Matthias Claudius. Rede (24. Juni 1854). Weimar.
W. Herbst, Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Gotha 1863.
Paldamus, deutsche Dichter und Prosaisten. 2. Abt. I. Leipz. 1858.
F. H. Kahle, Claudius und Hebel, Berlin 1864.
J. H. Deinhardt, Leben und Charakter des Wandsbecker Boten Matthias Claudius. Gotha 1864.
A. Meyer, Matthias Claudius, ein christliches Lebensbild. 1876. (Christlicher Verein im nördl. Deutschland. Enthält auch in einem Anhange eine Auswahl des Schönsten und Besten aus Claudius' Schriften.)
C. Mönckeberg, Matthias Claudius, ein Beitrag zur Kirchen- und Litteraturgeschichte seiner Zeit. Hamburg 1869.
W. Röseler, Matthias Claudius und sein Humor. 1873.
K. Gerok, Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Darmstadt 1881.
— Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Auswahl aus seinen Werken. Gotha 1882. 2 ℳ.
K. Trompetter, Auswahl aus den Werken des Wandsbecker Boten, Matth. Claudius. Mit Biographie. Gütersloh, Bertelsmann 1882. 3 ℳ.

## Franz Dingelstedt.

### 29. Althessische Sage.

[Gedichte. Cotta. 1845. S. 70.]

1. Im Scharfenstein gen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Wie Hufschlag und wie Schwerterklang tief innen hörst du's beben;
Das rauscht so dumpf, das klirrt so schwer und rüttelt an den Pforten,
Bis daß der Berg sich kreisend hebt und aufthut aller Orten.

2. Dann stürzen aus der Kluft heraus viel reisige Gesellen,
Die sich bei bleichem Mondenlicht in lange Reihen stellen.
Die Tuba klingt, es blitzt der Helm, die Mäntel wehn im Winde,
Und um den Führer sammelt sich das dunkle Heer geschwinde.

3. Fort brausen sie ins bange Thal, daß helle Funken springen,
Sie tummeln sich, sie hetzen sich, auf Sturm- und Wolkenschwingen:
„Ins Vaterland! Zum Tiberstrand! Die Stunde hat geschlagen!
Und wenn's uns heute nicht gelingt, wir wollen's nimmer wagen!"

4. Der Scharfenstein, der kennt die Mär aus alten Römertagen:
Da ward an seinem steilen Fuß die große Schlacht geschlagen,
Da that die Scholle purpurrot an heißem Blut sich trinken.
Und Romas Adler sieggewohnt in deutschem Staub versinken.

5. Barbaren hier, Barbaren dort, wie Pilze aufgeschossen,
Von Feind und Felsen allerseits die Römer eingeschlossen,
Hei! flogen da die Hiebe nicht, wie stürzten die Kohorten
Gleich Ähren unter Sichelschnitt, gesenkten und verdorrten!

6. Da warf sich in der höchsten Not mit flehender Geberde
Der Imperator, stolz zu Roß, hernieder auf die Erde:
„So rette du, du bester Gott, du größter, uns vor Schande;
Berg, nimm uns auf, ein freies Grab in diesem Sklavenlande!“

7. Und ihm zur Rechten donnert's laut; es blitzt aus Jovis Brauen,
Im Nu zerspaltet sich der Berg, entsetzlich anzuschauen,
Verschlungen ist so Freund wie Feind in dunklen Felsenrissen,
Und drüben sieht man starr und stumm den Scharfenstein sich schließen.

8. Doch unten gegen Mitternacht erwacht ein heimlich Leben,
Dann müssen aus der deutschen Gruft die Welschen sich erheben.
Den Weg gen Süden ziehen sie, ein langes Heer von Leichen,
Sie ziehn und ziehn und können nie des Zuges Ziel erreichen.

9. Beim ersten Hahnenschrei im Dorf da eilt von allen Enden
Der Zug zurück zum Scharfenstein und rüttelt an den Wänden;
Der Berg geht auf wie dazumal in Feuer und in Flammen
Und thut sich ob dem letzten Mann ganz totenstill zusammen.

**1. Erläuterungen: Str. 1.** „Im Scharfenstein“: Zwischen den Kreisen Kassel und Fritzlar zieht sich die schöne, beinahe zwei Stunden lange Kette des Langenbergs hin. Unter den darauf folgenden einzelnen Bergen ist besonders der Odenberg (von Odin oder Wodan abgeleitet) hervorragend. Er erhebt sich nahe dem Städtchen Gudensberg, welches von ihm den Namen hat. In seiner Form ist er einem Grabhügel ähnlich, wie der Meißner (der höchste Berg des hessischen Berg- und Hügellandes = 2424'), und die Milseburg in der Vorderrhön (von den Bewohnern der Umgegend nur das Grab, die Totenlade oder auch das Heufuder genannt). Dieser Odenberg, von welchem aus man über 50 Ortschaften übersieht, an den sich eine Menge Sagen knüpfen, schaut — ein zweiter Kyffhäuser — in die goldenen Edderniederungen. Die Ostseite des Odenbergs heißt der Scharfenstein, ein hoher, ganz zerklüfteter Basaltfelsen. Durch die ihn auszeichnende, in unserem Gedichte behandelte Römersage erinnert er an die Kämpfe der Römer und Chatten um Mattium. Schade ists, daß der Scharfenstein durch einen Steinbruch bald vernichtet ist.

gen Mitternacht: Es ist nicht klar ausgedrückt, ob dieser Geister-

spuk allnächtlich stattfinden soll oder — was ich entschieden vorziehen möchte — nur am Jahrestage der Schlacht.

**Str. 2.** Das bleiche Mondenlicht ist für Gespensterspuk unentbehrlich. Die Gestalten erscheinen dann zwar sichtbar, aber nicht mit der vollen Deutlichkeit. (Vgl. Bürgers Lenore Str. 25, 3. Erl. I[3], S. 81.). Der Vokal ei in bleiche und Reihen malt das Geisterhafte.

Tuba = die römische Kriegstrompete.

**Str. 3.** Es sind Römer, am Strande des Tiber geboren, welche ihrer Heimat zueilen.

**Str. 4.** „sieggewohnt" ist zu „Adler" gehörig und ist zugleich ein „früher" oder „sonst" zu ergänzen.

**Str. 6.** „Imperator": Hier wohl nur der Feldherr der Römer.

Der römische Gott Jupiter (Genetiv: Jovis) führte bei den Römern den Beinamen Optimus Maximus d. h. der beste, größte Gott. Daher das Gebet: So rette du, du bester Gott, du größter ꝛc.

Sklaven nannte das stolze Römervolk alle Völker, welche von der Kultur, mit der sie alle Welt beglücken wollten, bislang noch nicht beleckt waren, hier die freien Deutschen des chattischen Stammes.

**Str. 7.** Zur Rechten donnerts = ein günstiges Vorzeichen der Gebetserhörung.

Jovis = S. Str. 6.

starr und stumm = Allitteration.

**2. Schriftliche Aufgabe:** Der Scharfenstein. (Der Dichter führt uns in der Nacht dem Felsen zu. Von einer Dorfturmuhr schlägt es 12 Uhr. Der Spuk hebt an. Wir sehen und hören den Abmarsch. Dann erklärt uns der Dichter diesen Vorgang, erzählt die Schlacht — bis zum ersten Hahnenschrei, die Zeit ausfüllend bis zur Rückkehr der hoffnungslosen Römer.)

---

## 30. Am Grabe Chamisso's.

[Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1845. S. 122. — 2. Aufl. 1858.]

Wo habt ihr mir den Alten hingebettet?
Kommt, führt mich an den engbeschränkten Port,
Darein der Weltumsegler sich gerettet!

Ihr zeigt auf jene dürre Scholle dort,
Wo heut' das erste Herbstlaub niederregnet;
Dort ruht er! sagt mir euer Trauerwort.

O sei, du heilig Dichtergrab, gesegnet!
Du birgst ihn, dem mein Geist viel tausend Mal,
Mein sterblich Auge nimmermehr begegnet.

Ich sah ihn nie: an seiner Blicke Strahl

Hat meine Kraft sich nicht entzünden sollen;
Er stand zu hoch; ich ging zu tief im Thal.

Doch in der Brust, in der begeist'rungsvollen,
Trag ich sein Bild wohl tiefer und getreuer,
Als sie's in Wort und Farbe malen wollen.

Ich seh' ihn ganz: der Augen dunkles Feuer,
Die lichte Stirn, die Brauen stolz geschweift,
Und streng der Mund, als seien Worte teuer. —

So steht er da, die Locken weiß bereift,
Und in den Flocken, die die Jahre senden,
Den Lorbeerkranz zu vollem Grün gereift,

Er selbst ein Fels mit scheitelrechten Wänden,
„Salas y Gomez" ragt er aus der Flut,
Von Wellendrang umbraust an allen Enden.

Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
Dran wie an Vaterbrust die Menschheit ruht.

Wer hat ihr Leid so laut, wie Du, gesungen,
Und wer, wie Du, gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?

Ein Fremdling warst Du unserm deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als Du ihm worden?

Nun schläfst Du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn.

Drauf soll gekreuzt sein Pilgerstecken liegen
Und unser Banner, das dem Sängerheer
Voran er trug, zu kämpfen und zu siegen.

Wir aber stehen klagend rings umher,
Denn gönnen wir ihm die verdiente Rast,
So gönnten wir den Führer uns noch mehr.

O Zeit der Not! Es stürzen Stamm und Ast,
Rechts klingt und links die Axt im grünen Wald,
Gefallnes Laub wird wirbelnd aufgefaßt.

Die Wolken haben dräuend sich geballt,
Von Sturmesfurchen ist die See gekräuselt; —
Bald hörst Du nur den Herbstwind, welcher kalt

Durch kahle Forsten über Stoppeln säuselt.

1. **Zum Verständnisse und zur Würdigung:** Ueber den Lebensgang des Dichters Chamisso, dessen Grab Dingelstedt im J. 1838 und zwar im Früh-Herbste, also erst wenige Wochen nach dem am 21. August erfolgten Tode des Dichters besucht hat, wurde schon früher einiges mitgeteilt. (Vgl. Erl. I, S. 143 ff.) Chamisso war erst 57 Jahre alt, als er starb, und dennoch war er ein Greis schon mehrere Jahre hindurch gewesen. Seit 1831 kränkelte er, und sein Brustleiden hat ihn früh zum Greisen gemacht. Es singt ja Chamisso von sich schon 1827 in seinem Gedichte: Das Schloß Boncourt:

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schütt'le mein greises Haupt; 2c,

So hat denn Dingelstedt wohl recht, wenn er den Entschlafenen einen Alten nennt. Sein Grab ist ihm ein engbeschränkter Port. Oft vergleichen Dichter das Grab einem Hafen, wo das Schifflein geborgen ist gegen Sturm und Wellen, und die Seele das Land der seligen Ruhe begrüßt. Zwiefach treffend ist hier der Vergleich bei dem Weltumsegler Chamisso, welcher von 1815—1818 den russischen Kapitän Otto von Kotzebue als Naturforscher auf der großen Entdeckungsreise durch die Südsee und um die Welt begleitete. Die Bedeutung Chamissos stieg mit den Jahren und namentlich seit dem Tode Göthes. So kann Dingelstedt jene Worte, voll von Lob und Dank gegen den Dichter, aussprechen, und wenn er, in dem Bedauern, daß er nie den liebenswürdigen Chamisso persönlich habe kennen lernen können, die Worte gebraucht: „Er stand zu hoch, ich ging zu tief im Thal", (Str. 4. 3.) so sollen diese Worte eben nur auf die räumliche Entfernung der beiden Dichter, auf die große Altersverschiedenheit und auf die unbesiegliche Schwierigkeit, welche einer Reise des jugendlichen Dichters nach dem weiten Berlin entgegenstand, hinweisen. Persönliche Unnahbarkeit war des alten Chamisso Schwäche nicht. Schweres hat der Alte erlebt, sein Vermögen, seiner Väter Schloß, seinen Adel, seine Aussichten auf eine glänzende Berufsstellung, seine Heimat, sein Vaterland — hat ihm die Revolution geraubt; die schweren Jahre des Kriegs zwischen Frankreich und Deutschland, der alten und der neuen Heimat, haben sein Herz fast gebrochen; denn er liebte sein Vaterland und war unglücklich in seiner Liebe; er verließ Deutschland und bot dem Vaterlande seine Kräfte an; man gebrauchte sie nicht. Die Reise um die Welt hat seinen Geist gestählt und sein Herz beruhigt, so daß er seit der Heimkehr denen ganz angehören konnte, welche ihn aufgenommen und ihm ein neues Daheim geschenkt hatten. Alle diese Erlebnisse haben seine Begeisterung nicht auslöschen können, wohl aber seinen Charakter festigen müssen; und so kann Dingelstedt den Chamisso einen zweiten Salas y Gomez, d. h. einen Felsen nennen. Salas y Gomez war jener Fels im indischen Ocean, welchen Chamisso in einem seiner bedeutendsten Gedichte besingt, und auf dessen Beschrei-

bung Dingelstedt hier anspielt. Chamissos Gedicht beginnt nämlich mit den Worten:

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und blos,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos, etc.
(Vgl. Erl. I, S. 104—121.)

Nun preist der jüngere den älteren Dichter ob seines warmen, für die ganze Menschheit schlagenden und alle echte Menschlichkeit befördernden Herzens. (Str. 9—10.) Chamisso selbst hatte diesem seinem Streben, das Edle, wo er es finde, zu besingen, in den Worten Ausdruck verliehen:

Ich aber will auf mich raffen.
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land. (Vgl. Erl. I, S. 148.)

So kann er denn auch singen und thuts mit gewissem Stolze:

Und der das Lied euch gesungen,
Hat auch die Welt sich beschaut:
Er hat bei den Wilden gehauset
Und sich mit ihnen erbaut.
(Chamisso, Josua, Schlußstrophe.)

Die zahmen Horden, welche Dingelstedt in Str. 10 erwähnt, sind die Menschen, welche trotz der äußeren Civilisation die furchtbarsten Greuel verüben. Denn Civilisation schützt nicht vor Bestialität, wie wir in der Revolutionszeit in Paris und ganz Frankreich, in allen Revolutionszeiten, während der Schreckenstage der Pariser Kommune reichlich zu erkennen Gelegenheit haben. Aber wie Christus der Schönste unter den Menschenkindern heißt, so ist auch im Christentum die Humanität zur höchsten Vollendung emporgehoben. — Der Fremdling, der Franzose, er dichtete und fühlte zuletzt, wie ein Sohn des deutschen Vaterlandes. Dieses bietet dem Fremden ein Grab mit Lorbeer, dem Symbole des Ruhmes, und mit Mohn, dem Sinnbild des Schlafes. Er ruht. Der Stab des müden Erdenpilgers und das Banner der Dichter, welches der Führer einige Jahre den dichtenden Zeitgenossen vorantrug, ruhen, ins Kreuz gelegt, auf seinem Grabe. (Vgl. das Sternbild des Kreuzes am Schlusse von Salas y Gomez.)

Ein Seufzer, daß der Dichter den Zurückbleibenden zu frühe geschieden sei, da jetzt die Zeit der Not*) starke Männer, treue Führer fordere und es an solchen mangele, schließt das Gedicht, die Elegie, das Klage- und Ehrenlied am Grabe Chamissos.

Auch die Form ist eine Anerkennung Chamissos, des Meisterschaft in der Handhabung der italienischen Terzinen dadurch von Dingelstedt anerkannt wird, daß er dies zu Ehren des Entschlafenen gedichtete Lied in jene Form eingegossen hat. (Vgl. über die Terzine Erl. I, S. 89 ff.)

**2. Die Dichtgattung.** Die Elegie ist eine Mischgattung, sie gehört

*) Vgl. Chamissos Seufzer: „Das ist die Zeit der schweren Not etc."

ebensowohl der epischen als der lyrischen Dichtgattung an. Die Betrachtung der außer dem Dichter liegenden Wirklichkeit ist die Grundlage und zugleich das epische Element in der Elegie. Aber der Dichter schaut nicht nur den Gegenstand an und stellt denselben dar, sondern er begleitet ihn zugleich mit den eigenen Empfindungen; er verweilt bei einem schönen und großen, meist vergangenen Gegenstande, und sein Verweilen ist ein sinniges, gefühlvolles. Doch sind die Gefühle nicht leidenschaftlicher Art, sondern milder, zarter; und zwar ist es die Stimmung der Wehmut, welche den meisten Elegieen neuerer Dichter eigen ist. Mit der sanften Klage hat die Elegie gemein, daß sich das Herz beider, des Dichters und des Klagenden, nicht beengt fühlen darf. Deshalb ist die Sprache der Elegie nicht eine kurze, schlagende, prägnante, sondern eine solche, welche gern bei allem, das sie schaut und fühlt, länger verweilt, alle Bilder und Gedanken ausmalt und ausführt, alle Seiten betrachtet und alle Saiten ausklingen läßt.*)

## Biographie des Dichters.

Am 30. Juni 1814 wurde Franz Dingelstedt zu Halsdorf in Oberhessen (unweit Rauschenberg) geboren. Er studierte in Marburg Theologie und Philologie, war nach vollendeten Studien Lehrer an einem Privatinstitute des Hauptmanns von Trott in Ricklingen bei Hannover, wurde 1836 Gymnasiallehrer in Kassel, aber schon 1839 wegen Veröffentlichung mißliebiger Gedichte in gleicher Eigenschaft nach Fulda versetzt. Kaum dort angekommen, veröffentlichte er einen zweiten Band Gedichte: „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ (1840.) Obwohl trotz der in diesen Gedichten enthaltenen Rücksichtslosigkeit gegen die Regierung die letztere den jungen Dichter unbehelligt ließ, so legte dieser doch seine Stelle 1841 nieder und wanderte von Stadt zu Stadt, Augsburg, Paris, London, Wien und Stuttgart zum vorübergehenden Aufenthaltsorte erwählend, und erwarb sich sein Brot als Litterat, besonders durch Beiträge für Zeitungen, namentlich für die Augsb. Allg. Zeitung. 1843 machte ihn der König von Württemberg zum Hofrat und Handbibliothekar und 1846 sogar zum Legationsrat und Hoftheaterdramaturgen. Im Jahre 1844 heiratete er die berühmte Wiener Sängerin Jenny Lutzer (geboren 4. März 1816 zu Prag) und fand seitdem häufig Gelegenheit, sein eheliches Glück in den glühendsten oder zartesten Tönen zu besingen. In dieser ehrenvollen Stellung verblieb er bis zum Jahre 1850, um dann die Intendantur des Hof- und Nationaltheaters in München zu übernehmen. Veranlaßt war dieser Ruf durch das Drama des Dichters: „Das Haus Barneveldt“. Auch dieses Amt bekleidete er mit Geschick

*) Die gewöhnliche Form der Elegie ist das Distichon (das elegische Versmaß). Vgl. Schillers: Pompeji und Herkulanum, Spaziergang; Göthes: Römische Elegieen. Über das Distichon wird später gehandelt werden.

bis zum Jahre 1857, wo er von Gegnern zur Seite geschoben wurde. Nunmehr berief ihn aber der Großherzog von Sachsen-Weimar nach Weimar und übertrug ihm die Generalintendantur des dortigen Theaters. Gleichzeitig hob ihn der König von Baiern in den persönlichen Adelstand. Auch in dieser Stellung erwarb er sich ebenso wie in München großen Beifall und mancherlei Auszeichnungen. Hatte er sich in München durch die im Jahre 1854 veranstalteten berühmten „Mustervorstellungen klassischer Dramen", in welchen die größten deutschen Schauspieler mitwirkten, ein bleibendes Denkmal gesetzt, so veranstaltete er unter großem Beifall in Weimar 1864 den Cyklus der Shakspeare-Historien in neuer Bearbeitung zur Säkularfeier des englischen Dramatikers. Auch hat er zuerst Wagners Opern: „Tannhäuser" und „Lohengrin" im Verein mit Franz Liszt auf die Bühne gebracht und dadurch ihnen den Weg auf die deutschen Bühnen gebahnt. Mit der Übernahme der Direktion des Wiener Hofoperntheaters (am 1. Okt. 1867) erfolgte durch den König von Baiern Dingelstedts Erhebung in den erblichen Adelstand. Bald folgte die Ernennung zum k. k. Hofrat und zum Direktor des Hofburgtheaters. (1870.)

In der Nacht vom 2. zum 3. Oktober 1877 verlor er in Wien seine Frau durch den Tod. Am 15. Mai 1881 folgte er selbst ihr im Tode nach.

Dingelstedt hat eine reiche, allerdings in folge der bedeutenden amtlichen Thätigkeit nicht vollständig zur Entfaltung gekommene dichterische Begabung. Wir besitzen von ihm drei Sammlungen lyrischer Gedichte (Gedichte 1838. Neue Aufl. 1843. 1845. — Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters 1840. Neue Aufl. 1842. — Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte. 1851.), welche in der Gesamtausgabe den 7. und 8. Bd. füllen. Die beiden letztgenannten Sammlungen enthalten vorwiegend politische Zeitgedichte. In den Liedern des kosmopolitischen Nachtwächters zeigt der Dichter sich als glücklichen Nachahmer der Grünschen Spaziergänge eines Wiener Poeten im äußeren Gewande, während er sonst seine selbständige dichterische Begabung in einer eleganten, graziösen Form, in einem witzigen, oft sarkastischen Tone und vor allem in der Originalität seiner Gedanken zeigt. Die Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters sind wesentlich die Lieder eines hessischen Revolutionärs, und sie haben an ihrem Teile auch die Ereignisse des Jahres 1848 vorbereiten helfen, obgleich Dingelstedt weit weniger leidenschaftlich als Hoffmann, Freiligrath, Heine und vor allem Herwegh war und das Aristokratische seines Wesens sich nie verleugnete. Dafür hat den „titel- und ehrensüchtigen" Abgefallenen natürlich der Spott der Parteigänger empfindlich getroffen, am stärksten in Herweghs „neuen Gedichten eines Lebendigen (1877)". Seinem politischen Gesinnungswechsel, welcher aus dem ehemaligen Demokraten einen konservativen Beamten, aus dem Gegner schier aller deutschen Fürstenhöfe einen Hofrat machte, sind damit — ob mit

Recht oder Unrecht, bleibe unentschieden — von seinen ehemaligen Parteigenossen unedle Beweggründe untergelegt worden.

Sehr wirkungsvoll sind die nicht politischen Lieder; zum Teil sind es lyrische Blüten ersten Ranges, obgleich sich auch hier der Ton Heinescher Blasiertheit nicht selten einschleicht, den Leser in seinen Genusse störend, und alle sind wegen der Originalität der Gedanken beachtenswert und anziehend. „Dingelstedt als Lyriker wird seine Stelle auf dem deutschen Parnasse behaupten: Anmut und Schwung, gelegentlich Schärfe und Witz und eine originelle, zum Teil blasiert geniale Physiognomie sichern ihm eine aparte Nische in unserm lyrischen Pantheon.“ (R. v. Gottschall, a. a. O. S. 730.)

Seine geistvollen Novellen sind zum großen Teil frisch und fesselnd; Humor, Ironie und Sarkasmus sind eine pikante Zugabe zu der an sich schmackhaften Kost; besonders glücklich bewegt der Dichter sich auf dem Salonboden. Sein einziges selbständiges Drama „das Haus Barneveld“ zeigte ein sehr schönes Talent, und ist es sehr zu bedauern, daß der spätere Intendant nicht Zeit gefunden hat, außer Bearbeitungen anerkannter fremdländischer Werke und kleineren Festspielen selbständige dramatische Werke von noch größerer Reife zu schaffen und uns darzubieten.

## Schriften Dingelstedts.

Gedichte. Kassel 1838. Neue Aufl. 1843.
Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Hamburg 1840. Neue Aufl. 1842.
Licht und Schatten in der Liebe. Novellen. Kassel, 1838.
Frauenspiegel. Mit 6 Kupfern. Nürnberg, 1838.
Hessisches Album. Kassel, 1838.
Die neuen Argonauten. Ein komischer Roman. Fulda, 1839.
Unter der Erde. Ein Denkmal für die Lebendigen. Roman. 2 Teile. Leipzig, 1840.
Heptameron. Gesammelte Novellen. 2 Bde. Magdeburg, 1841.
Sieben friedliche Erzählungen. Stuttgart, 1844. 2 Bde.
Gedichte. Neue Sammlung. Stuttgart 1845.
Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte 1851. Stuttgart.
Wanderbuch. Leipzig 1639—43.
Jusqu'à la mer. Erinnerungen an Holland. Leipzig 1847.
Das Haus Barneveldt. Trauerspiel in 5 Akten. (Ungedruckt. Aufgeführt in Dresden (am 30. Sept. 1850; etwas später und mit glänzendem Erfolge in München.)
Gesammelte Werke. 1876. 1877 12 Bde. Berlin.

## Über den Dichter.

Schlesinger, Dingelstedt. Gegenwart, herausg. von Paul Lindau. 1876. (S. 69. 107.)
Gottschall, Dingelstedt in der Zeitschr. Unsere Zeit. 1878. S. 721.
Ad. Strodtmann, Dingelstedt. (Deutsche Revue II. Bd.)

## Lebrecht Dreves.

### 31. Der Bäume Wettstreit.

1837.

(Gedichte. 1849. S. 263.)

1. Jüngst in eines Freundes Garten
Mußt' ich mit Verwund'rung sehen
Bäume gar verschied'ner Arten
Friedlich bei einander stehen.

2. Tanne, die das ewig gleiche
Dunkle Grün gewählt zum Kleide,
Ihr zur Rechten eine Eiche,
Ihr zur Linken eine Weide.

3. Wunder, daß an einem Orte
Diese drei zusammenkommen,
Größ'res Wunder noch die Worte,
Die ich horchend so vernommen.

4. Sprach die Weide: „Nicht verschweigen
Kann ich's, wie doch meinen schlanken,
Leichtgebog'nen, glatten Zweigen
Hat der Mensch so viel zu danken.

5. Für den Säugling muß ich sorgen,
Ihm besorgend*) eine Wiege;
Drin er, seinen Lebensmorgen
Still verträumend, schlummernd liege.

6. Sprach die Tanne: „Nur geringe
Ist dein Dienst, du allzu Stolze,
Gegen jenen, den ich bringe
Ihm mit meinem leichten Holze.

7. Die zwei Brettchen und vier Bretter
Giebt man ihm von meinem Stamme,
Wenn der Tod, der Ruhebetter,
Ihm gelöscht des Lebens Flamme."

8. Sprach die Eiche: „Euer keine
Dient als ich dem Menschen besser,
Zur Bewahrung seiner Weine
Macht aus meinem Holz er Fässer.

9. Nimmer wird er anerkennen
Eure Mühen, nie sie schätzen,
Meine wird er dankend nennen,
Wenn ihn Weinesflammen letzen."

10. Als ich so dem Wortgefechte
Zugelauscht, dem schönen, leisen,
Mußt' ich da mit vollem Rechte
Meinen Freund nicht glücklich preisen,

11. Dessen Bäume also sorgen
Treulich für sein ganzes Leben,
Ruh' am Abend, Ruh' am Morgen
Und am Mittag Wein zu geben?

**1. Grundgedanke.** Der Dichter wandelt im Garten seines Freundes und sieht die verschiedenartigsten Bäume nebeneinander: Weide, Tanne, Eiche. Noch verwunderlicher ist ihm, dem das Ohr für die Sprache der Bäume geöffnet ist**), der Inhalt ihrer Unterredung. Alle Bäume bestimmen ihren Wert nach dem Grade des Nutzens, welchen sie den Menschen erweisen. Die Weide, welche ihm die Wiege, die Tanne, welche ihm den Sarg darbietet, die Eiche, aus welcher er Fässer

*) Die Wiederholung des Stammes sorgen in zwei Reihen ist störend.

**) Vgl. Rückerts: Die Straßburger Tanne: Hat Einer wohl vernommen, was, als die Wurzel brach, im Herzen tiefbeklommen, zuletzt die Tanne sprach? Ein Widerhall vernahm es, der trug von Ziel zu Ziel es weiter, und so kam es hier in mein Saitenspiel.

bereitet — eine jede glaubt dem Menschen den höchsten Dienst zu leisten. Nach der Darstellung des Dichters trägt in diesem Wettstreite die Eiche den Sieg davon. Denn die Dienste der Weide und der Tanne wird der Mensch niemals erkennen und anerkennen können, während er für die am Mittage des Lebens durch Hilfe der Eiche genossenen Freuden dankbar ist. Darin mag nun die Eiche oder der Dichter recht haben. Uebrigens will der Dichter den Streit nicht endgiltig entschieden haben. Ihm ist schließlich wichtiger, als die Frage, wem der Vorrang gebühre, die Erwägung, daß es für den Menschen ein ungemein wohlthuender Gedanke sei, zu wissen, daß die ganze Natur von Gott zum Dienst und zur Freude des Menschen geschaffen ist.

2. **Der Wettstreit** der Bäume hat auch andere Dichter, aber auf anderm Standpunkte stehende zu Dichtungen angeregt. Ich ziehe zur Vergleichung zwei heran:

### Preis der Tanne.

(Von Justinus Andr. Kerner.)

[Geb. 18. Sept. 1876 zu Ludwigsburg, † als Oberamtsarzt zu Weinsberg 21. Februar 1862.]

[Gedichte. Stuttgart 1844. S. 6.]

1. Jüngsthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne sprach und schalt:
„Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibst du starr und kalt.

2. Spend' auch ich nur kurzen Schatten
Wegemüden gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten —
O wie leicht! der Heimat zu.

3. Und im Herbste, welche Wonne
Bring' ich in des Menschen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wenn die alte löschet aus.“

4. So, sich brüstend, sprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

5. Eines doch ist mir beschieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!“

6. Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

### Der Bäume Gedanken.

(Von Ludwig Adolf Stöber.)

[Geb. 7. Juli 1810 zu Straßburg, seit 1840 Pfarrer und seit 1860 Oberschulrat und Konsistorialpräsident zu Mühlhausen i. E.]

[Gedichte. Hannover 1856.]

1. Im Walde da regt sich ein Plaudern und Flüstern,
Wenn kühlende Dämmerung ladet zur Ruh';
Da stehen sie traulich beisammen im Düstern,
Die Buchen und Eichen, die Tannen und Rüstern,
Und schicken viel heimliche Reden sich zu.

2. „Ihr Schwestern, ich will's im Vertrauen euch sagen",
Nimmt rauschend die Eiche, die stolze, das Wort,
„Mich treibt es hinauf in den Himmel zu ragen,
Bis über die Wolken die Krone zu tragen,
Stets höher zu tragen, Jahrhunderte fort! —

3. „So hoch sich erheben! Mir bangte vor Blitzen!"
Entgegnet die Buche, die tüchtige, drauf.
Mir genügt es, bescheiden und wacker zu nützen,
Die Müden zu schirmen, die Armen zu schützen;
Wie zehrt' ich im Eifer so gerne mich auf!"

4. „Nein", schüttelt die Birke die zierlichen Locken,
„Mir fließt in den Adern ein leichtes Geblüt;
So lange die Freuden mir leuchten und locken,
So will ich mich freun, eh' die Säfte mir stocken,
Das Leben ist flüchtig, die Jugend verblüht."

5. „Das ewige Grünen! das ewige Freuen!"
Erwidert die Tanne, die strengere, nun;
„Der Lust bin ich müde; mich sollt' es nicht reuen,
Die grünenden Nadeln zur Erde zu streuen,
Auf immer zu schlummern, auf immer zu ruhn."

6. Salweide dagegen: „O fröhliches Leben,
Die Zweige zu wiegen im sonnigen Blau,
Die Falter zu schauen, ihr Schillern und Schweben,
Zu trinken wie würzige Säfte der Reben
Mit durstigen Zügen erquickenden Tau!"

7. „Vor allem ergetzt mich der Vögelein Singen,"
So läßt sich vernehmen der Ahorn darauf;
„Wenn schlagende Drosseln vorüber sich schwingen,
Und schmetternde, helle Jagdhörner erklingen,
Durchzittert mich Lust von der Wurzel zum Knauf."

7. So hört man im Walde das Flüstern und Plaudern
Von tausend redseligen Zungen umher,
Doch nun, wie sie plötzlich erschrecken und zaudern!
Wie bange die Gipfel sich sträuben und schaudern!
Es naht sich ein Wetter, so dunkel und schwer.

9. Schon fallen des Donners gewichtige Keile
Mit hohem Gepolter ins knarrende Holz;
Hier fahren der Blitze vielschneidige Beile
Und schlagen mit mächtigen Hieben in Eile
Zu Boden der Eiche hochfahrenden Stolz.

10. Die Buche, daß nun ihren Segen thue,
Sie fiel einem Armen zum freundlichen Los.
Bald kam auch die Tanne, die ernste, zur Ruhe;
Sie bot ihre Bretter dem Müden zur Truhe
Und sank in der Grüfte verschwiegenen Schoß.

11. Die lustige Weide gab ihr Gewinde
Der weinvollen Tonne zum schürzenden Reif.
Die Birke, die leichte, bot Reiser und Rinde
Zur strafenden Rute dem fehlenden Kinde,
Der Mutter zum Fliegen abwehrenden Schweif.

12. Nach Wunsche muß alles dem Ahorn gelingen;
Er dienet, gewölbt, einer Laute zur Brust;
Und wenn die metallenen Saiten sich schwingen
Und helle melodische Weisen erklingen,
Da zittert der liederentzückte vor Lust.

In dem erstgenannten Gedichte streiten Rebe und Tanne um den Vorrang, und der Dichter giebt der letzteren den Sieg. Lebensfrohe labt der Rebensaft, Lebensmüde labt der Tanne enger Schrein. Wir erkennen unschwer, daß der alte Weinsberger Dichter, dessen Geistesaugen sich immer mehr der Ewigkeitswelt, der Betrachtung des Lebens nach dem Tode zuwandten, jemehr die leiblichen Augen unfähig wurden, die irdische Welt zu betrachten, auf solche ernsten Gedanken kommen mußte, während der jugendliche Dichter Dreves, welcher noch des irdischen Lebens sich freut und dafür dankbar ist, daß er in des Lebens Mittage steht, die Eiche preist und noch mehr die Rebe preisen müßte.

Stöber geht in seinem Gedichte von ganz anderen Gedanken aus: Er will den Nutzen der Bäume als das Ziel ihres Strebens oder als ihrem Charakter entsprechend nachweisen. Es geht einzelnen unter den Bäumen nach dem Götheschen Worte: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Die Buche, das Bild der Unterordnung und Hilfbeflissenheit, wünscht, zu dienen den Müden und Armen. Ihres Herzens Wunsch wird erfüllt, da sie bestimmt ist, einem Armen zu nützen. Die ernste Tanne hatte eine Zeit der Ruhe und des Schlummers sich gewünscht nach lange andauernder ruheloser Thätigkeit; — als Sarg wird ihr die Ruhe, während sie selbst wieder einem Müden zur Ruhekammer dient. Die Salweide ist das Bild der unschuldigen Lebensfreude; wie Rebensaft schlürfte sie durstig den erquickenden Tau ein: jetzt dient sie mit zur Aufbewahrung des Rebensaftes. Der Ahorn hatte seine Lust am Gesang der Vögel und Klang der Jagdhörner; nun wird ihm nach seinem Ende der musikalischen Freuden eine unendliche Fülle zu teil, und er darf nicht blos hören, sondern im Reiche der süßen Töne helfen. — Anders ergeht es der Eiche, hier dem Symbole des Hochmutes. Der Blitzstrahl zerschellt sie und mit ihr die

himmelstürmenden Pläne. Auch die leichtfertige Birke empfängt die Strafe ihres Leichtsinns. Sie wird das Mittel zur Strafe des Leichtsinns und zur Abwehr der verbotenen Sinnenlust. — Immer entspricht das Los dem Leben, der Lohn dem Streben.

3. **Eine Vergleichung** der drei Gedichte wird ergeben, daß alle drei Dichter in ihrem Gedichte die Gedanken der Bäume über sich selbst aussprechen, welche der Dichter Ohr den Bäumen abgelauscht hat, daß alle das Verhältnis der Bäume zu den Menschen darlegen, den Wert der verschiedenen Bäume nach ihrem Nutzen für die Menschheit abschätzend, daß in den beiden letzten die Bäume als allegorische Figuren aufgefaßt werden und Menschen bezeichnen können; und zwar wird im Preise der Tanne nicht nur die Sterbenssehnsucht des frommen Greisenalters angedeutet, sondern auch das ernste Gefühl, welche jede edle Seele, auch wenn sie noch nicht lebenssatt ist, dann ergreift, wenn der Gedanke an den Tod ihr nahe gelegt wird. Im letzten Gedichte sind die Bäume gradezu Symbole der verschiedenen Menschen, der bösen und der guten; beide empfangen den Lohn ihrer Thaten, die einen werden gestraft, ihrer Sünde entsprechend, die andern erquickt nach Maßgabe ihres Strebens und ihrer Wünsche.

4. **Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Wettstreit der Bäume. (Material aus allen 3 Gedichten zu schöpfen.). — 2. Vergleichung der beiden ersten Gedichte. —

---

## 32. Zwei Poeten.

1839.

[Gedichte 1849. S. 280. — 3. Aufl. S. 143.]

1. Als ich jüngst der Heimat zu
Schritt, ein trauriger Wand'rer,
Kam entgegen ohne Schuh'
Mir ein lustiger and'rer.

2. Und obzwar des Baches Well'
Starrte, vom Froste bezwungen,
Hat mir doch der lust'ge Gesell
Also entgegengesungen:

3. „Weil uns lockt der Frühling nun
Und die Welt, die schöne,
Greifen zu den Reiseschuh'n
All' wir Handwerkssöhne."

4. Hab' ich den Mann zur Rede gestellt,
Wie er könne singen
Jetzt vom Lenze, da doch die Welt
Starre in eisigen Schlingen;

5. Wie er singen könne „wir",
Da er doch ganz alleine,
Und von Schuhen reden hier,
Wo er doch habe keine.

6. Hat gesprochen drauf der Mann:
„Hätt' ich von all' den Dingen,
Wär's von Nöten wohl alsdann,
Erst mir's zu ersingen?

7. Denn gerad' nur, wo's gebricht,
Tritt ein Lied in die Stelle;
Aber ihr versteht das wohl nicht,
Seid ja kein Handwerksgeselle."

8. Und ich sagte: Ihr seid ein Poet,
Tragt ihr in eurem Ranzen
Auch nicht das allerkleinste Paquet
Mit Sonetten und Stanzen.

**Grundgedanke:** Poesie ist eine Gottesgabe, nicht eine Kunst; sie ist nicht an die höheren Stände gebunden, sondern findet sich auch bei den Geringen, z. B. bei dem Handwerksburschen. Denn das ist wirkliche Poesie, welche uns über die Gebrechen und Entbehrungen unseres Lebens hinaushebt, der ist ein wahrer Poet, welcher im Reich der Dichtung das empfängt und dessen sich freut, was das Leben ihm versagt. Der Dichter aber fühlt sich in diesem Augenblick von dem Handwerksgesellen und seiner poetischen Auffassung nicht nur überwunden, sondern beschämt. Denn er reiste der Heimat zu, und doch ist er traurig, freudlos und stumm; Lieder hat er nicht, um sich selbst zu heilen. Der andre aber geht in die Fremde, unbeschuht in kalter Winterszeit, und ist doch fröhlich und dichtet sich Schuhe an, den Lenz herbei und verwandelt das öde Winterkleid der Welt in das schöne, in tausend Blumenfarben gewirkte Lenzgewand.

Den Dichter vom Beruf drückt die Einsamkeit nieder, der Handwerksgeselle dichtet sich Freunde herbei, ja die ganze Zunft der reisenden Handwerker. Wer ist klüger, wer glücklicher? Wer hat in dieser Stunde den Sieg davon getragen?

---

## 33. Ein Christabend.

1835.

[Gedichte S. 277.]

1. Es scheint der Mond der klare,
Die Mutter sitzt allein;
Was spricht für tiefe Pein
Aus ihrem Augenpaare?

2. Am Markt und vor den Thoren
Da singen sie mit Schall:
„Zu Bethlehem im Stall
Ward uns ein Kind geboren.“

3. Aus ihrem Augenpaare
Ein Strom von Thränen bricht,
Sie kann es hören nicht
Das Lied, das wunderbare.

4. „Ward uns ein Kind geboren?“
Fragt sie und rufet: „Nein!
Mein Kind, so hold, so rein,
Ich hab es heut' verloren.“

5. Das Lied, das wunderbare,
Weckt ihren tiefsten Schmerz,
Sie preßt an's wunde Herz
Ihr Kind mit blondem Haare.

6. „Ich hab' dich heut verloren,“
Ruft sie, „dich, meine Lust;
An meiner warmen Brust
Bist du erstarrt, erfroren.“

7. Dein Kind mit blondem Haare,
(O Mutter, jauchze doch!)
Blick her, es regt sich noch,
Es hebt sein Aug' das klare.

8. Bist du erstarrt, erfroren
Nun selber, Mutterherz?
O blicke himmelwärts
Zu dem, der heut' geboren.

9. Es sah' sein Aug', das klare
Auf dich und deinen Harm —
Ihr lebend Kind im Arm,
So kniet sie an der Bahre.

1. **Erläuterungen: Str. 9.** Der Gedanke der ersten Hälfte dieser Str. ist in der Mitte abgebrochen: Christi helles Auge schaute auf deinen Harm und deine gramverschleierten Augen und schenkte dir dein Kind auf's neue, damit auch du heute singen könntest: Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute. — Und als die Mutter dieses Geschenkes inne wird, da kniet sie nieder an der Bahre, ihr neugeschenktes Kind auf dem Arme, jubelnd und dankend aus tiefstem Herzen und aufschauend zu Christo, welcher heut am Christabende nur Freude bringen will und der Mutter ruft: Weine nicht, und dem Kinde: Ich sage dir, stehe auf!

2. **Die Form des Gedichtes:** Es sind V. 1 und 4 jeder Strophe dreifüßige jambische Verse mit überzähliger Kürze (Trimeter jambicus hypercatalectus), die beiden inneren Verse (V. 2. 3) drei vollständige Jamben (Trimeter jambicus acatalectus, ⏑ — ⏑ — ⏑ — ). Die Reime sind umarmend: abba. Eine besondere Kunst, welche vielleicht mehr Künstlichkeit zu nennen wäre, zeigt außerdem der Außenreim. Hier wechseln die Reime are und oren regelmäßig ab; jener findet sich in den fünf ungeraden, dieser in den vier geraden Strophen. Ferner wird die Schlußzeile jeder Strophe die Anfangszeile der zweitfolgenden, nur hie und da mit leisen Veränderungen. „Aus ihrem Augenpaare" steht als Schlußvers in Str. 1, als Anfangsvers in Str. 3., der Schlußvers dieser Strophe kehrt als Anfangsvers der fünften wieder, u. s. f. Ebenso Str. 2, V. 4 kehrt wieder Str. 4, V. 1. Nur bekennt jenes die gläubige, fröhliche Gemeinde, während hier ein trauriges Herz die Wahrheit der Worte unter dem Eindruck persönlicher Erfahrungen anzweifelt und fast verzweifelnd die Frage: Ward uns ein Kind geboren? mit Nein! beantwortet.

3. **Grundgedanke:** Wollten wir diese persönliche Erfahrung einer Mutter, welche an einem Christabende den größten Mutterschmerz durchlebte, um dann die größte Mutterfreude der Maria nachzuempfinden, verallgemeinern, so würde es der Gedanke sein: Oft ist am Christabend unsere Stimmung die des Charfreitags, aber Gott ist es auch noch möglich, uns aus tiefstem Leid zur höchsten Freude emporzuheben. —

4. **Schriftliche Aufgaben:** Ein Christabend. Erzählung. —

## Biographie des Dichters.

Lebrecht Blücher Dreves wurde am 12. Sept. 1816*) zu Hamburg geboren. Hier empfing er auch seine Schulbildung bis zum Jahre 1836, wo er, die Rechte zu studieren, die Universität Jena bezog. Dort

*) Der Feldmarschall Blücher führte auch den Namen Lebrecht; er starb übrigens am 12. Sept. 1819, also genau drei Jahre nach der Geburt des Knaben, welchem seine Namen beigelegt worden waren.

und in Heidelberg weilte er bis 1838 und ließ sich dann als Advokat in Hamburg nieder. Hier gab er auch ein Journal: „Neue Hamburger Blätter" heraus. Im Jahre 1846 trat er zur katholischen Kirche über, verließ Hamburg und lebte vom Jahre 1860 an in Feldkirch in Vorarlberg, wo er am 19. Dec. 1870 verstorben ist.

Der Dichter lehnt sich in seinen Jugendprodukten an ältere Dichter an, besonders an die Romantiker und namentlich an den Freiherrn Jos. v. Eichendorff, welcher auch die erste Auflage der „Gedichte" herausgab und bevorwortete. Durch diese Geistesverwandtschaft erklärt sich m. E. auch vollkommen der Übertritt des Dichters von der evangelischen zur katholischen Kirche. Sind schon mehrere hervorragende Häupter der romantischen Schule, ihrer Hinneigung zu den schönen Fernen folgend, zu der römischen Kirche übergetreten, in dem Wahne, Poesie und Kunst, Glaubenseinheit und Kraft seien nur dort zu finden und nur dort vereint, so wirkte auf Dreves wohl vorab der Einfluß und die Stellung Eichendorffs, den er zum Vorbilde sich erkoren, dessen inneren Entwicklungsgang er nacherlebt hat.

Besonders hervorragend zeigt sich des Dichters lyrische Begabung; und eben in seinen Liedern zeigt er außer einem tiefreligiösen Gemüte sinnige Naturbetrachtung, frische Natürlichkeit. Auch in dem Lustspiele hat er sich mit Erfolg versucht. Von seinem zweiaktigen Lustspiel: „Der Lebensretter" sagt Kurz: „Der Dialog ist rasch, die Charaktere sind gut gehalten, die Verwirrung ist um so wirksamer, als sie es nicht für den Zuschauer ist. Die Lösung ist zwar willkürlich, jedoch nicht störend. Das Lustspiel macht im Ganzen einen heiteren Eindruck."

## Schriften des Dichters.

Lyrische Anklänge. Altenburg 1837. 312 SS. 4,50 *M.*
Vigilien, Nächtliche Lieder. Bonn 1839. 3,50 *M.*
Der Lebensretter*). Lustspiel in 2 Aufzügen. Manuskript. Mit einer Musikbeilage. Hamburg 1841. — 2. Aufl. 1868. 1 *M.* (Halle, G. E. Barthel).
Schlichte Lieder. Hamburg 1843. 4 *M.*
Lieder eines Hanseaten. Wesel 1843.
Das heutige Recht der Erbgüter in seiner Beziehung zur testamentifactio. Eine Abhandlung aus dem Hamburgischen Erbrechte. Hamburg. 3,50 *M.*
Lieder der Kirche. Deutsche Nachbildungen altlateinischer Originale 1. Aufl. Schaffhausen, Hurter. (Anonym) 3 *M.* — 2. Aufl. 6 *M.* 1868.
Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Hamburg 1848. (Anonym) 30 *₰.*
Gedichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff. [Mit dem Portrait des Dichters.] Berlin, 1849. A. Dunker, jetzt Halle, G. E. Barthel. 4 *M.* — 2. Aufl. Auswahl letzter Hand. Halle 1869, 3 *M.* — 3. Aufl. Halle 1870. 3 *M.*

---

*) Gedichtet 1839

Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona. 1850 Schaffhausen. 4,50 M. (Anonym). — 2. Aufl. (stark vermehrt.) 6 M. 1866.
Carmen discessuri valedictorium. Hamburg 1862. Als Manuskript gedruckt. Mit drei Vignetten.
Leben des heiligen Ansgar, zu dessen tausendjähriger Todesfeier am 3. Febr. 1865 aus dem Lat. des heil. Rembert übersetzt und mit erläut. Anmerk. und einem hymnolog. Anhange begleitet. Paderborn 1864. 1,50 M.
Das heil. Bonaventura Nachtigallenlied, In deutscher, dem lat. Originaltexte zur Seite gestellter Nachbildung. Einsiedeln 1864. 1,80 M.
Annuae missionis Hamburgensis a 1589 ad 1781. Freiburg 1867. Mit Titelkupfer. 4,40 M.

# Karl Egon Ebert.

## 34. Frau Hitt.

[Gedichte. 3. Aufl. Stuttgart und Tübingen 1845. S. 269.]

Der **Text** des Gedichtes ist bereits S. 69 mitgeteilt.

**1. Die Grundlage:** Die Br. Grimm erzählen uns:

„In uralten Zeiten lebte im Tyrolerlande eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hitt genannt, und wohnte auf den Gebirgen über Inspruck*), die jetzt grau und kahl sind, aber damals voll Wälder, reicher Aecker und grüner Wiesen waren. Auf eine Zeit kam ihr kleiner Sohn heim, weinte und jammerte; Schlamm bedeckte ihm Gesicht und Hände, dazu sah sein Kleid schwarz aus, wie ein Köhlerkittel. Er hatte sich eine Tanne zum Steckenpferde abknicken wollen; weil der Baum aber am Ende eines Morastes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum Haupt in den Moder gesunken; doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hitt tröstete ihn, versprach ihm ein neues schönes Rößlein und rief einen Diener, der sollte weiche Brosamen nehmen und ihm damit Gesicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieser angefangen, mit der heiligen Gottesgabe also sündlich umzugehen, so zog ein schweres, schwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte, und ein entsetzlicher Donner schlug ein. Als es wieder sich aufgehellt, da waren die reichen Kornäcker, grünen Wiesen und Wälder und die Wohnung der Frau Hitt verschwunden, und überall war nur eine Wüste mit zerstreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachsen konnte; in der Mitte aber stand Frau Hitt, die Riesenkönigin, versteinert und wird so stehen bis zum jüngsten Tage".**) (Deutsche Sagen Nr. 233.)

---

*) Ein gekrümmtes Felshorn am Ufer des Inn nordwärts von Innsbruck führt den Namen „Frau Hütt."

**) In vielen Gegenden Tirols, besonders in der Nähe von Innsbruck wird bösen und mutwilligen Kindern die Sage zur Warnung erzählt, wenn sie sich mit Brot werfen, oder sonst Uebermut damit treiben. „Spart eure Brosamen", heißt es, „für die Armen, damit es euch nicht ergehe, wie der Frau Hitt." —

Vgl. hiermit Grimm deutsche Mythologie S. 489: „Man dachte sich die Riesen auf Felsen und Bergen hausend; ihre ganze Natur hängt mit dem Steinreich zusammen, sie sind entweder belebte Steinmassen, oder versteinerte, früher lebendige Geschöpfe. Hrûngnir hatte ein dreieckiges, steinernes Herz, sein Haupt und Schild waren von Stein. Ein andrer Riese hieß Vagnhöfdi = Wagenhaupt.“ Fast überall galten die Riesen als jeglichen edlen Gefühles bar, grob und roh, die Zwerge, deren geistige Überlegenheit sie anerkennen und fühlen mußten, und noch mehr die Menschen hassend, welche die glücklichste Harmonie in der körperlichen Entwicklung und in der geistigen Kraft in sich darstellten. Nur die Sage vom Riesenfräulein auf der Burg Nideck im Elsaß, welche auch Chamisso bearbeitet hat, macht von dieser Regel eine wohlthuende Ausnahme. Übrigens kommt eben diese Sage vom Riesenfräulein nicht nur im Elsaß, sondern auch im Harze, Odenwald, in Oberhessen (auf den Hippersberg zwischen Kölbe, Wehrda und Goßfelden bei Marburg verlegt) vor.

2. **Erläuterungen: Str. 7.** falb = blaßgelb, wenn es vom Pferde gebraucht wird; sonst bedeutet es so viel als blaß, bleich, z. B. ein falbes Grün. — **Str. 9.** spähen = scharf sehen. — **Str. 11.** Vasall = derjenige, welcher von einem andern etwas zu Lehen trägt, Lehnsmann.

3. **Das Gedicht und die Sage.** Während die Sage die Versteinerung der Riesin als eine Strafe für den von der Riesin an der edlen Gottesgabe des Brotes verübten Frevel bezeichnet, hat Ebert in sofern die Sage glücklich verändert, als er die Hartherzigkeit der Frau Hitt als die Ursache ihrer Versteinerung darstellt. Sie hat ein Herz wie Stein, sie reicht statt Brotes einen Stein, sie wird zum Stein, — das ist der Faden der Sage nach Eberts Darstellung. Der Dichter konnte nunmehr durch die Kontraste der Armut und des Reichtums, der höchsten Not und des größten Überflusses den Stoff noch wesentlich heben und besonders die Grausamkeit und Gefühllosigkeit dieses Herzens deutlich werden lassen. — Bemerkenswert ist übrigens auch, daß Ebert, was wir durchaus billigen müssen, Frau Hitt der Riesennatur völlig entkleidet und vor uns eben nur Menschen reden und handeln läßt. Dadurch wird Frau Hitt uns nicht nur näher gerückt, sondern die ganze Handlung wird aus dem Gebiete der Mythologie herausgehoben und gewinnt soviel an ethischem Werte, als sie an mythologischem Gewande einbüßt.

4. **Frau Hitt und der wilde Jäger.** Kunstvoller und planmäßiger im ganzen und im einzelnen ist jedenfalls der wilde Jäger von Bürger, und, wenn man die beiden Gedichte auf Kunst im Vers, im Wort und Plan ansehen wollte, so wird ohne alle Frage das Gedicht Bürgers den Sieg behalten. Doch ist keineswegs Eberts Frau Hitt unpoetisch zu nennen. Es ist auch nicht ohne Vorzüge vor dem Gedichte Bürgers; seine Einfachheit und Volkstümlichkeit sind zweifellos wirksamer als die

Kunstmäßigkeit des Gegenstückes. Interessant ist übrigens, die Vergleichung beider Gedichte ohne Beziehung auf ihren poetischen Wert fortzusetzen. Dort wie hier ist ein Strafgericht Gottes geschildert, welches die Hartherzigkeit eines hochgestellten Menschen trifft; während aber im „wilden Jäger" der Graf eine dreigliedrige Reihe von Unthaten an den Tieren, an Menschen und Gott begeht, und diese Verbrechen sich steigern bis zum höchsten Gipfel der Gotteslästerung, findet sich hier nur eine Steigerung des Frevels gegen die Armut in einem Falle, aber allerdings in drei Gliedern als Sünde des Herzens (stolz, aber arm an Tugend und Sitte Str. 8.), des Mundes, welcher die Armut zurückweist, der Geberden und der That, welche die Armut verhöhnen.

Im wilden Jäger spricht der Klausner zwar das kommende Verderben aus, aber doch nicht als Fluch, sondern als Prophezeiung; in Frau Hitt flucht die verachtete, verhöhnte Mutter in ihrem wütenden Schmerze, und der Fluch erfüllt sich alsobald. Das Strafgericht Gottes ist in beiden Gedichten mehrfach ähnlich geschildert. Dort wie hier ist der Reiter festgebannt und vermag weder durch Wort noch Stoß das Roß zum Fortgehen zu bewegen, dort wie hier versagen dem Frevelnden die Kräfte, die Zunge, in beiden Fällen werden die Frevler verwandelt,*) jener Graf wird nur schließlich zu rastloser Flucht vor der höllischen Jagd verurteilt, während Frau Hitt zu Stein wird. In beiden Fällen werden die unschuldigen Gefolgsleute der Strafe entrückt, welche nur der eine Sünder verwirkt hat.

---

## 35. Schwerting der Sachsenherzog.

[Gedichte 3. Aufl. Stuttgart und Tübingen 1845. S. 265.]

1. Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmal,
Da schäumten Weine perlend im eisernen Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

2. Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

3. „Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum ihr mich geladen zu solcher Tafelrund'?

---

*) Str. 22. schildert die Umwandlung des menschlichen Leibes in einen Stein durch die polysyndetische Verbindung sehr schön: das strahlende Antlitz wird finster und bleich, das Auge wird starr und leblos, der einst so glatte und zarte und weiche Leib wird rauh und grau und hart. Grau ist hier Bezeichnung des Unschönen, durch Wind und Wetter Entstellten, Verwitterten im Gegensatz zu der früheren weißen Farbe des jungen, lebendigen, weiblichen („zarten") Leibes.

Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich euch zu finden in güldenem Gewand'."

4. „„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt:
Wär' eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

5. „„Doch, mein' ich, giebt's noch Mittel, zu lösen solches Erz:
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und mutig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur lösen und tilgen niedre Schmach!""

6. Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal;
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

7. Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln wie Feuersglut empor;
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'s ist die Stund gekommen!" sprach dumpf der ganze Kreis.

8. Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„„Halt, steh, und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand,
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!""

9. Und heißer, immer heißer wirds in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rote Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

10. Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf,
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wütend auf.

11. „„Schau hin, du stolzer Sieger! erzittre, feiges Herz!
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!""
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen alle, und nieder stürzt das Haus.

**1. Die geschichtliche Grundlage.** „Frotho IV. hatte ums Jahr 435 den Herzog Schwerting in Holstein und einen anderen sächsischen Fürsten überwunden, sie Gehorsam schwören lassen und seitdem stark besteuert. Wiewohl der Sohn Frotho's die Tochter Schwerting's zur Gemahlin erkor, nagte der Schmerz der Unterdrückung so sehr am Herzen des freiheitliebenden Herzogs, daß er wie Simson mit dem eigenen Leben die Rache erkaufte". (Hub, II, S. 576.)

**2. Zur Würdigung.** So lösen Helden ihre Sklavenketten, dieser Grundgedanke ist in kräftiger, zum Teil kunstvoller Weise hier dargestellt worden. Die unheimlich ernste Feierlichkeit, zu welcher Frotho erschienen ist, kann nicht wirkungsvoller geschildert werden: eiserne Pokale, eiserne Schüsseln, Eisenpanzer, Eisenketten, Eisenspangen. Auf einen solchen Anblick war Frotho nicht vorbereitet. Er hoffte, sein Waffenbruder werde allen Goldesglanz entfalten, und Freude werde das Mal des Verschwägerten würzen. Doch die köstlichen Speisen und Weine munden nicht bei solchem Anblick, aus eisernen Bechern und Schüsseln, in solcher ernsten, lautlosen Tafelrunde. Der König spricht sein Erstaunen aus über das Rätselhafte des Anblicks; noch unheimlicher aber sollte es ihm zu Mute werden, als er die ernste Antwort seines Vasalen empfängt, welche ebensoviel grausige Rätsel hinzufügt, als sie aufzuklären vermag. Und wieder ist der Mund aller Tafelgenossen stumm. Ein neuer, schrecklicher Anblick nur sind die zwölf schwarzen Sachsenritter, welche mit Fackeln in den Saal treten und auf Schwertings leises Wort, die Brände schwingend, davoneilen. Und nun wächst die Spannung des Lesers und Hörers von Zeile zu Zeile; — denn jede Zeile bringt ein neues Bild vor unser Auge. Furchtbar ist die Katastrophe dieses Dramas, reich ist sie an Scenen, von welchen die folgende die vorausgehende überragt, großartig ist die Kraft des eisenfesten Herzogs, die Kraft der Arme, des Herzens, des Hasses, des Freiheitsdranges, aber fast noch preiswürdiger die Macht der Treue dieser nordischen Helden, welche mit ihrem Herzoge zu sterben und sterbend sich selbst zu befreien entschlossen sind. — Die Anaphora, der Kontrast, welche Mittel Ebert hie und da, z. B. in Str. 1 (Da), Str. 2 und 3. (Eisenketten — güldenes Gewand), Str. 4, V. 3. 4., Str. 5 (Das muß — das muß), Str. 7. (Nicht lang, da — nicht lang, da — ), Str. 9. (Und heißer, immer heißer — und lauter, immer lauter, — und heller, immer heller), der Wechsel in der Stimmung des Herzogs in Str. 10, 7 und 4 (ruhig — wütend): alles das muß den Wert der wirklich schönen Ballade noch erhöhen.

**3. Form:** Neuere Nibelungenstrophe. (S. 2. Aufl. II. Bd. S. 271.)

[Litterarisches: *Hub a. a. O. — *Kurz, III. S. 454].

---

## 36. Der Sänger im Palast.

[Gedichte 3. Aufl. Stuttgart und Tübingen. 1845. S. 324.]

1. Ein Sänger tritt, die Harf' im Arme,
Durch das Gewühl des Volks hervor,
Und drängt sich aus dem lauten Schwarme
Zu des Palastes Säulenthor.

2. Gehöhlt und bleich sind seine Wangen,
Sein Haar durchschlingt ein grüner Kranz,

Sein grau Gewand mit schwarzen Spangen
Paßt seltsam zu des Hauses Glanz.

3. Der Höfling, wie der Edelknabe,
Mißt schnell die klägliche Gestalt,
Die, wie ein Geist, entrückt dem Grabe,
Durch die geschmückten Gänge wallt.

4. Der Schalksnarr ruft mit kind'scher Posse:
„Ei seht! da kommt Gevatter Tod!
Kein Herz schlägt morgen mehr im Schlosse,
Und keine Wang' ist morgen rot".

5. Den Sänger macht der Spott nicht wirre,
Er lächelt nur ein einzig Mal,
Und schreitet fort, und wird nicht irre,
Die Treppen aufwärts in den Saal.

6. Dort sitzt der König ernst im Throne,
In dunkel-purpurnem Gewand,
Auf stolzem Haupt die goldne Krone,
Das blanke Schlachtschwert in der Hand.

7. Vor ihm, gebückt, in schweren Banden,
Ein Mann, dem Qual im Antlitz liegt,
Einst Herrscher von gewalt'gen Landen,
Jetzt von des Königs Arm besiegt.

8. Und ringsumher in weitem Kreise
Der Rät' und Richter hohe Schar,
Der Hofmann, Ritter und der Weise,
In Goldwams, Panzer und Talar.

9. Da tritt mit sich'rem, ruh'gem Gange
Der schlichte Sänger vor den Thron:
„Herr, wollest horchen meinem Sange
Und meiner guten Harfe Ton!"

10. Der König drauf mit finstrem Blicke,
Der flammend schießt nach seinem Feind:
„„Ja, singe mir von Falsch und Tücke,
Von allem, was das Herz versteint.

11. Denn eben will ich schwer mich rächen,
An dem, der mir mein Land zerstört;
Ein hartes Urteil will ich sprechen,
So hart, wie's nie die Welt gehört!""

12. Der Sänger zu dem König wieder:
„Herr, gern erräng' ich deine Gunst,
Doch kenn' ich keine harten Lieder,
Der Sang ist eine milde Kunst.

13. Auch sing' ich nicht vor dieser Menge,
Mein Lied gehört für dich allein,
Entfliehen laß uns dem Gedränge,
Dann mag ich gern dir willig sein."

14. Da hebt der König sich vom Throne,
Er öffnet leis ein still Gemach,
Er winkt dem schlichten Liedersohne,
Der folgt ihm rasch und freudig nach.

15. „„Was gönnt der Herr so hohe Rechte
Dem überkecken Liedermann,
Der nie das Schwert hob im Gefechte,
Der nie im ernsten Rate sann?

16. Gilt mehr ein Lied, als ein Gerichte,
Der Harfner mehr ihm als der Rat,
Nun denn, so wähl' er solche Wichte,
Und bleibe ohne Rat und That.""

17. So murrt's die Reihen auf und nieder,
Der Saal erdröhnt von dem Gebraus,
Da öffnet sich die Thüre wieder,
Der König tritt bewegt heraus.

18. Zu seinem Feind mit nassen Blicken
Tritt er in stiller Heiterkeit,
Und löst' die Hände ihm vom Rücken,
Die von den Fesseln er befreit.

19. „„Zieh heim!““ so ruft er,
„„zieh in Frieden,
Und denk' an dieses Mannes Sang,
Und geht's dir einst noch wohl hie-
nieden,
So dank' es dieser Harfe Klang!““

20. Dann bricht er aus der gold'nen
Krone
Die größte Perle flugs heraus:
„„Nimm hin, o Sänger, dies zum Lohne,
Und kehr' einst wieder in mein Haus!

21. Die Perle sei ein Bild der
Thräne,
Der Thräne, die mir heute floß,
Als sich der Wohllaut deiner Töne
So lindernd mir ins Herz ergoß.““

22. Und zu des milden Königs
Füßen
Stürzt dankbar der befreite Feind,
Der Sänger neigt mit freud'gem
Grüßen
Sich vor dem König, geht und weint.

23. Und staunend seh'n ihn alle
scheiden
Und blicken ihm voll Ehrfurcht nach,
Der Höfling selbst muß ihn beneiden.
Der so den Sinn des Königs brach,

24. Der Schalksnarr kann nun nim-
mer scherzen,
Er beugt sich vor der Gramgestalt,
Er steht mit reuerfülltem Herzen
Und ehrt des Liedes Hochgewalt.

25. Der Sänger aber eilt von hinnen,
Schon steht er wieder vor dem Haus,
Mit seiner Perl' und frohen Sinnen
Zieht er in's weite Land hinaus.

1. **Erläuterungen. Str. 4.** Gevatter Tod. (Vgl. Kindermärchen der Gebr. Grimm Nr. 44.) — Im Althochdeutschen heißt der Gevatter (Pate) toto (mhd. tote), der Tod tôt. Da die Quantität beider Wörter verschieden ist, so glaubt Grimm nicht, daß ein Wortspiel das Märchen veranlaßt habe; ich halte das zwar doch für möglich, immerhin wollte ich auf diesen auffallenden Gleichklang aufmerksam gemacht haben, ehe ich an das Märchen erinnere, in welchem der Tod einem armen Manne zu Gevatter steht und seinen Paten mit der Gabe beschenkt, ihn, wenn er sich Kranken nahe, leiblich zu erblicken und aus seiner Stellung zu entnehmen, ob der Sieche genese oder nicht. Der Pate wird Arzt und gelangt zu Ehren und Reichtum: wenn der Tod an des Kranken Haupt steht, so ist er ihm verfallen, steht er zu seinen Füßen, so kommt der Kranke davon. Einigemal dreht der Arzt den Kranken um und überlistet den Tod, zuletzt aber rächt sich der Tod und läßt seines Paten Licht*) unversehens umfallen.

*) Das „Lichtauslöschen“ hinwiederum ist wie das „Stüllein rucken“ (Hans Sachs) soviel wie den Garaus machen. „Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus.“ (Bürgers Lenore, Str. 11). Noch jetzt kommt scherzhaft gebraucht der Ausdruck vor: „Wart, dir will ich schon das Stühlchen rücken“. Das Lebenslicht (vgl. die Geburtstagslichter) ist eine altheidnische Vorstellung. Dem Neugebornen zündet die Norne das Licht an, dem Sterbenden senkt der Genius die Fackel und löscht sie aus. Die Norne (besonders häufig auch die Feen) wird in Märchen zur Gevatterin gebeten, — darin liegt übrigens deutlich ausgesprochen, wie in obigem Märchen vom Gevatter Tod, daß diese überirdischen Wesen freundlich und nachsichtig mit dem Menschen verfahren. Ein Schreckensbild ist der Tod hier noch nicht, kein Gerippe mit Stundenglas und Hippe, kein Bleckezahn und Streckebein, kein Dürr- und Klapperbein, wie ihn das Mittelalter nannte, das Volk vielleicht noch nennt.

Ohne allen Zweifel ist der Tod in diesem Märchen als ein freundliches Wesen gedacht, wie dies ähnlich in der Bezeichnung Freund Hain oder Hein ausgedrückt liegt. Freund Hain ist übrigens eine sehr junge Bezeichnung des Todes. Musäus, Claudius, Gotter gebrauchen ihn zuerst, Claudius widmet ihm sogar seine Schriften, ja Asmus soll nach Schellenberg (Freund Heins Erscheinungen, Winterthur 1785) diesen Namen erst erfunden haben; vielleicht hat er ihn zuerst in die Litteratur eingeführt.

2. **Der Grundgedanke** des Gedichtes ist sehr leicht zu erkennen. Der Sänger überwindet auch die Mächtigsten dieser Erde, unter der Voraussetzung freilich, daß in dem Menschenherzen noch der Sinn für das Edle und Hohe, das Schöne und Wahre vorhanden ist. Die Macht des Gesanges tritt auch in einer Reihe von Gedichten anderer Dichter hervor (vgl. Schillers Künstler, Kraniche des Ibykus, Macht des Gesanges; Conz' Gesanges Macht), die hohe Bedeutung des Sängers erkennen wir aus Uhlands „des Sängers Fluch", Schillers „Graf von Habsburg", Göthes „Der Sänger", während Schlegels und Tieks „Arion", Apels „Simonides" uns darstellen, daß der Sänger in einer heiligen Hut stehe, daß die Götter seine Rettung unternehmen, wie sie sonst seine Rache ausführen (Kraniche des Ibykus) und seinen Fluch vollziehen (des Sängers Fluch).

3. **Eberts: „Sänger im Palaste" und Uhlands: „Des Sängers Fluch".**

Während man Conzens: Gesanges Macht, in welcher Ballade ein Sänger aus Räuberhänden, in die er gefallen, sich durch einen die Herzen der Räuber ergreifenden Gesang befreit, als ein — allerdings nur schwaches — Seitenstück zu Schillers Kranichen des Ibykus ansehen kann, ist Eberts: Sänger im Palaste ein Gegenstück zu Uhlands: Des Sängers Fluch. Allerdings ist Uhlands Gedicht großartiger, farbenprächtiger, aber wirkungslos ist auch das etwas zu langsam, zu gemütlich fortschreitende Gedicht Eberts nicht. Man darf es nur eben nicht mit fremdem Maßstabe messen wollen. Ohne Zweifel hat die unerwartete Erscheinung des alten, ernsten, abgehärmten Antlitzes den König, welchen der Gedanke an den abzuurteilenden Feind in eine gewisse Aufregung gebracht hatte, in einer Weise ergriffen, daß er für des Sängers Worte und Weise besonders gestimmt war, und diese Stimmung mußte in dem edlen Könige im voraus hervorgerufen werden, wenn das Lied des Sängers auf einen fruchtbaren Boden fallen sollte. Sehr geschickt aber war es, daß der Dichter den Gesang uns nicht mitteilt, auch nicht einmal andeutungsweise den Inhalt desselben verrät. Die Stimmung der Zuhörer war eben nicht die des Königs, in dem Antlitz des Hofnarren und des feinsten Hofmannes war Verachtung des Sängers zu lesen, für die Hofleute war der Eintritt des Sängers ein unangenehm störender Zwischenfall. In diesem Momente fesseln auch die Lieder nicht, mit welchen Göthes Sänger die Ritter zum mu-

tigen Dreinschauen, die Schönen zu holdem Erröten bringt, in dieser Stimmung kann man nicht von Lenz und Liebe, Freiheit und Männerwürde singen, sondern nur ein ganz besonderes Lied, ein Privatissimum, welches des Königs Herz fassen und zum Vergeben, zur Gnade, geneigt machen soll. Wir kennen ihn nicht, es ist für uns, wie für die Hofleute, dieser Gesang ein Geheimnis geblieben, aber gerade dies äußerlich Geheimnisvolle entspricht hier so sehr der innerlich wirkenden und auch geheimnisvollen Macht des Gesanges*); und da wir die schönen Früchte dieses Gesanges vor uns sehen, so schauen wir mit derselben Ehrfurcht auf den greisen Fremdling, wie Hofleute und Hofnarren, und freuen uns über den alten Sänger, der des Königs Herz besiegt, in des Königs Augen Thränen gelockt, in sein Herz Milde, Huld, Gnade gegossen hat, ja wir fühlen mit dem gerührten Könige, dem Dankes- und Freudethränen weinenden Sänger, dem zu des Königs Füßen knieenden, Dank stammelnden Gefangenen und nun Begnadigten die Macht des Gesanges, die auch Fürstenherzen besiegen kann. — Im Uebrigen vgl. Uhlands: Des Sängers Fluch. —

[Litterarisches: *Hub, a. a. O. 566. — *Kurz, III. S. 415.]

## Biographie des Dichters.

Karl Egon Ebert, der Sohn eines Dr. jur., Landesadvokaten und Fürstlich Fürstenbergischen Hofrates, ward am 5. Juni 1801 zu Prag geboren, von dem Vater zunächst und dann von den Piaristen zu Wien erzogen, studierte seit 1818 Philosophie und Jurisprudenz zu Prag, ward schon 1825 von dem Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, welcher mit dem Vater des jungen Dichters innig befreundet war, zum Archivar und Bibliothekar, 1829 sogar schon zum fürstlichen Rate und später zum Archivdirektor ernannt. Der Fürst, welcher seine praktische Begabung immer mehr erkannte und seine Treue erprobt hatte, übertrug ihm späterhin die Sorge für andere wichtige Angelegenheiten, so auch für die Administration der in Böhmen gelegenen Fürstenbergischen Güter, ernannte ihn zum Hofrat im Jahre 1848 und übergab ihm die Oberverwaltung seiner sämtlichen Güter in Böhmen im Jahre 1854. Aber schon in demselben Jahre starb sein edler Gönner und Freund, und dieser Verlust beugte den treuen Freund und Diener so tief, daß er um seine Emeritierung einkam. Seitdem lebt Ebert in Prag den Musen.

Der Dichter hat ein schönes, auch von Göthe, Rückert, Tiedge, Baggesen, Varnhagen von Ense, sofort nach Erscheinen seiner lyrischen

---

*) Vgl. Schillers: Macht des Gesanges:

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt
Geheimnisvoll, nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt;
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt.

Gedichte bereitwillig anerkanntes, aber kein so hervorragendes Talent, um ein großer selbständige Bahnen gehender Dichter werden zu können. Dazu wirkte sein Beruf vielfach lähmend und ablenkend.

Am meisten Anerkennung fanden seine lyrischen Gedichte, unter den Balladen haben nur wenige hervorragenden Wert; oft hat er sich im Stoffe zu sehr vergriffen, hauptsächlich aus Neigung zum Allzuschaurigen. Die Dramen seiner Jugend — er hat in zwei Jünglingsjahren nicht weniger als 24 Dramen verfaßt — sind unreife Produkte, später hat er mit mehr Verständnis und Erfolg seine dramatischen Arbeiten fortgesetzt.

In hohem Grade ansprechend ist sein echter, biederer, gemütvoller Sinn, und so kann der wackere Dichter, an dem jeder Zoll ein Mann ist, der Liebe seiner Zeit- und Fachgenossen, namentlich in Österreich, noch immer in hohem Grade sich erfreuen.

### Schriften Eberts.

Dichtungen, 2 Bdch. Prag 1825. 2. Aufl. 1828.
Wlasta, böhmisch-nationales Heldengedicht in 3 Büchern 1829. Prag.
Das Kloster, idyllische Erzählung in 5 Gesängen. Stuttgart 1833.
Bretislav und Jutta, dramatisches Gedicht. Prag 1835.
Gedichte. 3. Aufl. in 3 Büchern. Stuttgart 1845.
Trauerspiele: Czestmir, Stir, Udalrich und Bozena.
Oper: Lidwinna ꝛc.
Ein Denkmal für Karl Egon Fürsten zu Fürstenberg. Sonette. Prag. 1855.

## Joseph Karl Benedikt Freiherr von Eichendorff.

### 37. Die stille Gemeine.

[Gedichte, Berlin. Dunker und Humblot. 1837. S. 454.]

1. Von Bretagne's Hügeln, die das Meer
Blühend hell umsäumen,
Schaute ein Kirchlein troſtreich her
Zwischen uralten Bäumen.

2. Das Kornfeld und die Felder weit
Rauschten im Sonntagsglanze,
Doch keine Glocken klangen heut
Vom grünen Felsenkranze.

3. Denn auf des Kirchhof's schatt'gem Grund
Die Jakobiner saßen,
Ihre Pferde alle Blumen bunt
Von den Grabeshügeln fraßen.

4. Am Kreuze auf der stillen Höh'
Feldflasch' und Säbel hingen,
Derweil sie, statt des Kyrie,
Die Marseillaise singen.

5. Ihr Hauptmann aber lehnt' am Baum,
Todmüde von schweren Wunden,
Und schaute wie im Fiebertraum
Nach dem tiefschwülen Grunde.

6. Er sprach verwirrt: „Da drüben stand
Des Vaters Schloß am Weiher.
Ich selbst steckt's an; das war ein Brand,
Der Freiheit Freudenfeuer!"

7. „Ich seh' ihn noch: wie durch den Sturm
Zwischen den feur'gen Zungen
Mein stolzer Vater da vom Turm
Sein Banner hat geschwungen."

8. „Und als es war entlaubt vom Brand,
Die Fahn' im Wind zerflogen:
Den Schaft als Kreuz nun in der Hand
Teilt' er die Flammenwogen."

9. „Er sah so wunderbar auf mich,
Ich konnt' ihn nicht ermorden —
Da sank die Burg, er wandte sich
Und ist ein Pfaff geworden."

10. „Seitdem hör' ich in Träumen schwer
Von ferne Glocken gehen
Und seh' in rotem Feuermeer
Ein Kreuz allnächtlich stehen."

11. „Es sollen keine Glocken geh'n,
Die Nächte zu verstören,
Kein Kreuz soll mehr auf Erden steh'n,
Um Narren zu bethören."

12. „Und dieses Kirchlein hier bewacht,
Sie sollen nicht Messe singen,
Wir reißen's nieder über Nacht,
Licht sei, wohin wir dringen!" —

13. Und als die Nacht schritt leis daher,
Der Hauptmann stand am Strande,
So still im Wald, so still das Meer,
Nur die Wachen riefen im Lande.

14. Im Wind die Glock' von selbst anschlug,
Da wollt' ein Hauch sich heben,
Wie unsichtbarer Engel Flug,
Die über's Wasser schweben.

15. Nun sieht er auch im Meere fern
Ein Lichtlein hell entglommen.
Er dacht', wie ist der schöne Stern
Dort in die Flut gekommen.

16, Am Ufer aber durch die Nacht
In allen Felsenspalten
Regt sich's und schlüpft es leis und sacht,
Viel dunkle, schwanke Gestalten.

17. Nur manchmal von den Buchten her
Schallt, Ruderschlag von weiten,
Auf Barken lautlos in das Meer
Sie nach dem Stern hin gleiten.

18. Der wächst und breitet sich im Nahn
Und streift mit Glanz die Wellen,
Es ist ein kleiner Fischerkahn,
Den Fackeln mild erhellen.

19. Und einsam auf des Schiffleins Rand
Ein Greis kommt hergezogen
In wunderbarem Meßgewand,
Als wie der Hirt der Wogen.

20. Die Barken eine weite Rund'
Dort um den Hirten machen,
Der laut nun über'm Meeresgrund
Den Segen spricht im Nachen.

21. Da schwieg der Wind und rauscht' das Meer
So wunderbare Weise,
Und auf den Knieen lag ringsher
Die stille Gemeine im Kreise.

22. Und als er das Kreuz hob in die Luft,
Hoch zwischen die Fackeln trat er —
Den Hauptmann schauert in Herzensgrund,
Es war sein alter Vater.

23. Da taumelt er und sank ins Gras,
Betend im stillen Grunde,
Und wie Felsenquellen im Frühling brach
Sein Herzblut aus allen Wunden.

24. Und als die Gesellen kommen zum Strand,
Einen toten Mann sie finden —
Voll Graun sie sprengten fort durch's Land,
Als jagt' sie der Tod in den Winden.

25. Die stürzten sich in den Krieg so weit,
Sie sind verweht und zerstoben,
Das Kirchlein aber steht noch heut
Unter den Linden droben.

**1. Erläuterungen: Str. 3.** Die Jakobiner = die von dem Schreckensregiment (vgl. Erl. I. S. 138) ausgesandten Soldaten. Den Namen leiten sie her von dem Jakobinerkloster in der Straße St. Honoré in Paris, wo sich — zunächst aus den Abgeordneten der Bretagne — ein täglich wachsender Klub von Volksvertretern zusammenfand, welcher später die Regierung an sich riß, im Mai 1792 die blutroten Mützen als Partei- und Siegeszeichen annahm und später seinen Namen mit Schmach und Fluch bedeckte.

**Str. 4.** Kyrie = Kyrie eleyson oder Herr erbarme dich. So heißt das Sündenbekenntnis in der Liturgie.

Die Marseillaise: V. 1. dieses Liedes heißt:

Allons, enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé;
Contre nous de la tyrannie :,:
L'étandard sanglant est levé, :,:
Entendez-vous dans les campagnes
Mugir ces féroces soldats?
Ils viennent jusque dans vos bras
Egorger vos fils, vos compagnes.
Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!
Marchons, marchons! qu'un sang impur abreuve nos sillons.

Die Marseillaise hat Josef Rouget de Lisle (geb. 1760, gest. 1835), damals Ingenieur-Offizier zu Straßburg, vor dem Abmarsche der Freiwilligen zur Rheinarmee während der Revolutionszeit gedichtet. Obwohl das Lied das Schiboleth der Revolutionäre (in deutscher Nachbildung ist es neuerdings der Kampfgesang der Socialdemokraten geworden bei Wahlkämpfen, Volksversammlungen und Klopffechtereien à la Tölke) und in Frankreich ungemein rasch berühmt wurde, so vergaß man doch des Liedes in der Zeit des Kaiserreiches und der Bourbons wieder. Erst die Juli-Revolution 1830

konnte das Lied neu verwerten, und in jener Zeit erinnerte man sich auch des bisher vergessenen, übrigens charakterlosen Dichters, welcher noch lebte, und schenkte ihm eine Jahrespension von 6000 Franken, welche der Dichter großmütig der Schule seines Dörfchens schenkte. Komponiert ist die Marseillaise nicht, wie man früher annahm, vom Dichter de Lisle, sondern von dem kurpfälzischen Kapellmeister Holtzmann. Die Melodie war ursprünglich ein Credo aus einer Messe. Das Manuskript trägt die Jahreszahl 1776.

Es liegt übrigens in dem letztgenannten Liede, wie auch in der Melodie, eine außerordentliche Gewalt, und die Bedeutung eines solchen Gesanges kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

2. **Vergleichung** mit Chamissos: „Die stille Gemeinde". Der Schauplatz und die Zeitumstände sind durchaus dieselben; diese Erzählungen sind in die Zeit der grausamen Kämpfe der Jakobiner mit den Einwohnern der Vendée und Bretagne verlegt. Dort und hier ist die Schilderung der Sammlung und des Gottesdienstes der „stillen Gemeinde" auf dem Meere dieselbe. Der Kahn des Priesters ist in der Mitte, von einem hellen Lichte erleuchtet, und ein alter, treuer Hirte, welcher bei seiner Gemeinde ausgeharrt, erquickt dieselbe durch Trost aus Gottes Wort und durch Gebet. So bleibt die Gemeinde auch in den schwersten Anfechtungen und unter den höchsten Gefahren und Schwierigkeiten dem Gotte ihrer Väter treu, ein leuchtendes Vorbild dafür, was unsere Gemeinden thun sollen, wenn moderne Jakobiner ihnen die Kirchen zerstören, den Glauben nehmen und, Freiheit und Gleichheit rufend, alle ihre zeitlichen und ewigen Güter zu entreißen trachten.

Eichendorffs Gedicht ist das ältere, dasjenige Chamissos stammt aus dem Todesjahre des Dichters (1838), während das erstgenannte schon 1837 erschienen war. Dennoch hat Eichendorff in seinem Gedicht nicht den Schwerpunkt auf das eben dargelegte, beiden Gedichten Gemeinsame legen, sondern offenbar die stille Gemeinde zum Hintergrunde nehmen und die beiden Personen, den alten Priester und den jungen Hauptmann der Jakobiner, den Vater und den Sohn, besonders herausheben wollen. Dadurch bekommt das ganze Bild ohne Frage mehr Leben, diese beiden Porträts müssen den Hörer und Leser anziehen, ja ergreifen. Es ist so von dem Dichter in die Spezial-Geschichte des Dorfes noch die speziellste Geschichte zweier Männer hineingewoben, und das ist m. E. ein Vorzug des Eichendorffschen Gedichtes. Chamisso hat auch einen Jakobinerhauptmann und einen Alten, den Mund des felsenfesten Glaubens der Gemeine, aber diese beiden sind sich fremd, kennen und achten sie sich nicht, während hier grade der Eindruck, welchen Eichendorff hervorbringt, dadurch entsteht, daß die beiden Personen, welche sich hier wiederfinden, der eine auf den Bahnen des Verderbens, der andere auf den Wegen des Segens, Sohn und Vater sind.

Chamisso läßt die Kirchen zerstört, verbrannt werden, und das mag auch häufig genug geschehen, das mag die Regel gewesen sein; Eichen-

dorffs Jakobinerhauptmann hat auch die Zerstörung des trostreichen Kirchleins, dessen Kirchhof die Jakobiner schon entweiht und verwüstet haben, beschlossen und als Nachtarbeit angeordnet. Sein Tod aber verhindert die Genossen an der Zerstörung, und so „steht es noch heut unter den Linden droben". Und grade diese Schlußstrophe in Eichendorffs Gedichte spricht die tröstliche Wahrheit aus, daß die Kirche mit ihrem Troste stehen bleibe trotz allen Hasses der Verfolger, und während diese zerstieben und verweht werden in alle Winde, wie Spreu, so bleiben die Frommen in ihrem Lande, das ihnen Gott gegeben hat.

3. **Gedankengang.** Auf einem der schönen Hügel, welche das Meer an Bretagnes Küste begränzen, steht ein weither vom Meere aus sichtbares Kirchlein, seinerseits von alten Bäumen umrahmt. (Str. 1.) Es ist Sonntag heut, und die Natur prangt im Sonntagskleide und sieht so schön aus in ihrem Sabbathsfrieden. (Str. 1.) Die Kirche allein ist heute nicht ein Bild des Friedens. Denn auf dem Kirchhofe haben die Jakobiner sich gelagert; ihre Pferde weiden die Grabhügel ab (Str. 3.), sie selbst haben an das Christusbild roher Weise ihre Feldflasche und Säbel gehängt, und ohne jegliche Scheu vor dem Heiligen singen sie die Marseillaise statt frommer Lieder (Str. 4.). Ihr Hauptmann lehnt schwer verwundet am Baume; kaum vermag er sich aufrecht zu erhalten, Fieber durchrast seine Glieder, und er sieht sein Ende nahe. Darum schaut sein Blick unverwandt und doch fieberhaft hinunter in die Ebene. (Str. 5.). Er kennt diese Gegend; es ist sein Heimatland; dort stand seines Vaters Schloß, welches er selbst, der wahnsinnige Sohn, im Freiheitstaumel angezündet hat. Noch rühmt er sich seiner That, aber es ist die unwahre Freude eines Fieberkranken. (Str. 6.) Und aus der Erinnerung an den Brand hebt sich dann ein besonderes Bild heraus. Sein Vater schwingt sein Banner stolz vom Turme, als das Schloß in Flammen aufgeht; er kämpft bis zum letzten Augenblick, als ein echter Edelmann, — und sein Sohn ist ein Aufrührer, ein Brandstifter, ein Mordbrenner geworden! (Str. 7.) Die Fahne verbrennt, nur der Schaft bleibt in der Hand des alten Helden, und dieser Schaft, nunmehr wie ein Kreuz aussehend, teilt die Flammenwogen, so daß der Edelmann dem Tode des Feuers entgeht (Str. 8.). Auch der zweiten Gefahr, den Mörderhänden seines Sohnes, entkommt er. Des Vaters Blick trifft den Sohn so eigentümlich, daß der auf der Bahn des Verbrechens schon weit fortgeschrittene Sohn vor dem äußersten Grade der Sünde zurückbebt. Und der Vater wendet den rauchenden Trümmern und dem Antlitz seines gottvergessenen Sohnes den Rücken und, da seine irdischen Freuden und Hoffnungen zerstört sind, so wird er ein Geistlicher, in dem Blick auf die Ewigkeit Trost suchend für die Schmerzen dieses Erdenlebens, und gewiß auch betend für das Seelenheil seines armen Sohnes. (Str. 9.) Diesem aber läßt sein Gewissen seitdem keine Ruhe mehr. In der Nacht foltern ihn die Träume. Da hört er die Glocken — wohl die Sturm-

glocken, — da sieht er das Kreuz — zunächst das feuerversengte Fahnenkreuz, welches sein Vater geschwungen. Der Träumende verbindet dann jenes Sturmgeläute — unter dem vermittelnden Gedanken, daß der Vater jetzt seinen Beruf geändert und ein Priester geworden ist — mit dem Kirchengeläute, das Fahnenkreuz wird zum Kruzifix (Str. 10.) Und am Tage droht er aufs neue Untergang allen Kirchenglocken und Christusbildern (Str. 11.). So auch heute. Selbst das Kirchlein seiner Heimat will er vernichten, seines Vaters letzten Trost, und damit glaubt er noch der Menschheit einen Dienst zu leisten. Die nächste Nacht ist für das schmähliche Werk ausersehen. (Str. 12.) Als aber die Nacht gekommen war, steht der Hauptmann am Strande, allein mit seinen Gedanken, und die alten Bilder der Vergangenheit treten wieder vor seine Seele und zeigen ihm den Weg des Verderbens, den er gewandelt ist. (Str. 13.) Und jetzt hört sein Ohr wieder Glockenklang, nicht durch Menschenhände, sondern durch den Wind hervorgerufen, und zugleich ists ihm, als ob er einen himmlischen Hauch vernehme, welcher das Wasser sanft bewege. (Str. 14.) Dann aber sieht sein Auge deutlich in der Ferne mitten im Meere ein helles Licht, und aus größerer oder geringerer Entfernung nähern sich leise und heimlich viele Gestalten dem Strande und besteigen die Boote und ziehen dem Sterne im Meere zu, welcher näherkommend als ein von Fackeln erhellter Kahn erkennbar wird. (Str. 15—18.) Auf diesem Kahne ist nur eine Gestalt zu sehen, die eines greisen Priesters. (Str. 19.) Die anderen Boote schließen einen großen Kreis um dasjenige, in welchem der Priester laut betet und segnet. (Str. 20.) Und nun schweigt des Windes Tosen, und die Klänge des frommen Gesanges kommen in das Ohr des Hauptmanns, und seine Augen schauen eine betende Gemeine. Alle liegen auf ihren Knieen. Nur dort steht noch einer, der Priester, und hier am Strande ein andrer, der Feind aller Priester. Ist er es noch? Er weiß es nicht. Sein Auge schaut unverwandt auf die Beter und den Greis im Kreise der Beter. Jetzt hebt dieser das Kreuz in die Luft, und das Licht der Fackeln beleuchtet voll und klar die Gestalt des Priesters. Der eine Augenblick läßt den Sohn seinen Vater erkennen (Str. 22.). Und was thut der Sohn? Ueberwältigt von diesem Anblick sinkt er nieder, ein Glied jener betenden Gemeinde, — der Sohn betet wieder, und einen Betenden ruft der Tod ab. Das Ende jenes Schächers am Kreuze ist das Ende dieses Hauptmanns. Der zweite Blick des Vaters hat den Sohn zurückgebracht, nicht mehr in die Arme des Vaters, in das Schloß der Väter, aber in die Arme des himmlischen Vaters, welcher auch in der zwölften Stunde noch verlorene Söhne wiederfindet und annimmt. (Str. 23.) Inzwischen suchen die Soldaten ihren Führer hin und her, kommen zum Strande, sie finden ihn, aber tot — die Hände zum Gebete gefaltet. Betend war der gestorben, der ihnen im Lästern und im Verfolgen der Kirche bisher ein schreckliches Vorbild gewesen war. Dieser Anblick

des auf solche Weise Gestorbenen erschüttert sie mehr, als der Tod von Hunderten, die neben ihnen niedergesunken waren oder mit deren Blut sie ihr Gewissen belastet haben. Sie eilen fort aus der Gegend, welche sogar ihnen ein Grauen einzuflößen vermocht hatte. (Str. 24.) Sie haben sich nicht bekehrt, sie sind im Kriege der folgenden Jahre zerstreut worden und untergegangen. Aber die von ihnen verfolgte christliche Wahrheit ist nicht untergegangen, und das Kirchlein steht noch dort oben und ist ein redender Zeuge dafür, daß Gott sein Wort und seine Gnadenmittel auch aus sieben Nöten erretten kann. (Str. 25.)

---

## 38. Das zerbrochene Ringlein.

(Gedichte. 1837. S. 432.) 1812.

1. In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

2. Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

3. Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und geh'n von Haus zu Haus.

4. Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

5. Hör' ich das Mühlrad gehen;
Ich weiß nicht, was ich will. —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

**1. Zur Würdigung.** Unter allen den vielen Liedern Eichendorffs ist ohne Zweifel dieses neben dem andern: „Wer hat dich, du schöner Wald ꝛc. das bekannteste, und daran hat ein sehr erhebliches Teil die sehr schöne Melodie von Fr. Glück, aber ebenso viel hat wohl auch die Einfachheit des Liedes selbst das Lob so vieler hervorgerufen, welche dies Lied sogar für dem echten Volksliede nahe, ja gleichstehend angesehen haben oder ansehen. Nun ist allerdings das Lied in einzelnen Strophen dem Volksmäßigen nahestehend, besonders in Str. 1 und 2. Aber sehr wenig motiviert ist das Reisen als Spielmann, das Fliegen als Reiter, und vor allem das Sterbenwollen des verlassenen Bräutigams. Es erscheint das dreimalige: ich möcht' nicht als völliger Ernst, am aufrichtigsten klingt noch immer das: „ich weiß nicht, was ich will“.

Mit Recht bezeichnet Vilmar grade diesen letztgenannten Zug als ein Zeichen „der nervösen Kränklichkeit der modernen Welt“ gegenüber der Gesundheit der alten Zeit. Um die Wahrheit dieser Behauptung zu erkennen, will ich hier einige der bedeutendsten Volkslieder der Deutschen mitteilen, welche die Untreue zum Gegenstande haben.

**2. Die Untreue** im deutschen Volksliede.

### 1. Die Untreue des Jünglings.

1. Ach Gott, ich klag dir meine Not!
Ich bin verwundt bis in den Tod,
Und mir ist misselungen:
Ich hätt mir ein feins Lieb auserkorn,
Von ihm bin ich verdrungen.

2. Er hatt mich lieb, er hatt mich wert,
Ich thät alls was sein Herz begehrt
In Züchten und in Ehren;
Er hat eine andre viel lieber denn mich,
Er hat mich übergeben.

3. Was hilft dich, Knab, dein falsche List,
Daß Du so gar der Untreu bist,
Magst nit auf mich gewarten?
Dein Untreu hab ich längst gewist,
Kränkt mir mein Herz, Mut und Sinne.

4. Hätt ich dein Untreu vor gewist,
Deiner Liebe hätt mich nit gelüst,
Du hast mir oft gelogen.
Fahr hin! Fahr hin!
Du mußt mir aus dem Herzen.

5. Der sich auf einen Distelbaum setzt,
Und sich auf junge Knaben verläßt,
Der läßt sich ein Blinden leiten,
Art die läßt von Arte nit,
Unkraut will aus dem Garten nit.

6. Ich hätt' mir ein Apfel, war hübsch und rot,
Hat mich verwundt bis in den Tod,
Noch war ein Wurm darinne;
Fahr hin, fahr hin, mein Apfel rot!
Du mußt mir aus dem Sinne.

Dies Lied ist einfach und wahr; während das Mädchen in den ersten Strophen seinen Schmerz ausspricht über die erfahrene Untreue — tröstet es sich wieder in den letzten, und, was hier das Zeichen einer wirklich gesunden, starken Seele ist, die Verlassene versenkt sich nicht immer tiefer ins Klagen, Jammern und Weinen, sondern sie richtet sich an dem Gedanken auf, daß sie ja ihre Liebe einem Lügner geschenkt, an einen Leichtfuß hingegeben, an einen Unwürdigen verschwendet hat. Und wenn der Apfel noch so schön und rot war, so war er doch wurmig — Grunds genug, den Verlust zu verschmerzen, den Untreuen zu vergessen. Noch kann sie es nicht, die Wunde blutet ja noch, aber die Verlassene bemüht sich doch, sie kämpft gegen die Erinnerung, und er wird auch aus dem Sinne müssen, und ihr Herz muß genesen von dieser Wunde, ob sie gleich erst tödlich (Str. 1.) schien. So kämpft ein Mädchen, ein schwaches Mädchen, — aber Eichendorffs Bräutigam giebt den Kampf auf, möchte spielen und spielt nicht, möchte reiten und reitet nicht, sterben und wird auch gewiß nicht gestorben sein. Da steht sich Wahrheit der Empfindung und Sentimentalität gegenüber, Mädchenkraft und Männerschwäche!

## 2. Die Untreue des Mädchens.

1. Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aest,
Da bin ich schon viel tausendmal
Bei meinem Lieb gewest.

2. Da sitzt ein schöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderschön;
Ich und mein Schätzchen lauern auf,
Wenn wir miteinander gehn.

3. Der Vogel sitzt in seiner Ruh,
Wohl auf dem höchsten Zweig,
Und schauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er allsogleich.

4. Der Vogel sitzt in seinem Nest,
Wohl auf dem grünen Baum;
Ach Schätzel, bin ich bei Dir gewest,
Oder ist es nur ein Traum?

5. Und als ich wiedrum kam zu Dir,
Gehauen war der Baum;
Ein andrer Liebster steht bei ihr —
O du verfluchter Traum!

6. Der Baum, der steht im Odenwald,
Und ich bin in der Schweiz;
Da liegt der Schnee, und ist so kalt,
Mein Herz es mir zerreißt.

Dies Lied, übrigens eines der neuesten wirklichen Volkslieder (Wunderhorn 3, 116—117), stellt im grünen Baume mit seinem Vogel ein

Bild der Treue dar. Das Brautpaar war mit beiden verwachsen. Dorthin lenkten sie oft ihre Schritte, dort lauschten sie dem Vogelsang, und der Vogel freute sich dieses Liebesbundes und sang, wenn die Liebenden erschienen und nach ihm aufschauten. Und als der Treue nach einiger Trennung wieder kam — der Vogel saß nicht mehr droben, der Baum grünte nicht mehr, sondern war abgehauen, und der Schatz — fehlt nicht blos, sondern hat seine Liebe einem andern geschenkt. Das ganze, süße Zusammensein der Liebenden ist jäh zerrissen, wie ein schöner Traum! Der Verlassene verflucht diesen Traum, die Vergangenheit, von welcher die Gegenwart nur die schmerzliche Erinnerung gerettet hat, er zieht weit weg von dem Ort seiner Liebe, aber je weiter er fortzieht, desto kälter ists um ihn, und diese Kälte ist es eben, welche sein Herz nicht genesen läßt.

Von den neueren Dichtern besitzen wir übrigens auch einige Lieder von volksmäßigem Gepräge, welche eben durch den Grad dieser Volksmäßigkeit Eichendorffs Lied in Schatten stellen:

### 1. Das verlassene Mägdlein.

(Von Eduard Möricke.)

[Geb. 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, † 4. Juni 1875 zu Stuttgart.]

1. Früh, wenn die Hähne krähn,
Eh die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

2. Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so darein
In Leid versunken.

3. Plötzlich dann kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von Dir
Geträumet habe.

4. Thränen auf Thränen dann
Stürzen hernieder;
Dann kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Das Gedicht Eichendorffs ist glücklicher in der Form, seine jambischen Verse fließen so weich und wehmütig dahin, daß das Gedicht, gesprochen und gesungen, die elegische Stimmung sehr gut erkennen läßt, in welcher es entstand und welche es hervorrufen soll. Möricke hat Daktylen eingeschoben (wenigstens in V. 1 und 2 jeder Strophe), welche mehr einen springenden Rhythmus hervorrufen und mit dem Springen der Funken in Harmonie stehen, aber die Singbarkeit des Liedes verringern. Sonst aber steht dies Lied sehr hoch. Einfach und volksgemäß ist es von Anfang bis zu Ende, und recht glücklich ist der Gedanke ausgeführt, daß sich die Gedanken an den Untreuen entwickeln während des Hineinschauens in die Flamme. In früher Morgenstunde, wenn die übrigen Hausbewohner noch schlafen, steht das Mägdlein schon am Herde und zündet Feuer an. Die Einsamkeit macht ja an sich melancholisch, und dieser Stimmung läßt sich ganz besonders nachhängen, wenn man unverwandten Blickes in die Flamme schaut. Ohne irgend welche Gedanken schaut das Mädchen in die Flammen. Plötzlich springt, wie der Funke vom Herde,

ein Gedanke an die in Leid Versunkene, der Gedanke an den Traum der letzten Nacht, in dem sie sich mit ihrem Geliebten beschäftigte. Ob der Traum ein liebliches Bild ihr vorführte, welches mit der Wirklichkeit zu grell kontrastierte, oder ob derselbe den Untreuen in aller seiner Treulosigkeit zeigte? Der Dichter deutet nur an, daß, aber nicht, was das Mädchen geträumt hat. Für die Arme ist diese Erinnerung eine reiche Quelle der Schmerzen, sie fürchtet sich vor dem Tag, der ihr nun verleidet ist, sie sehnt sich den Abend herbei, wo sie ihr Herz besser durch Thränen erleichtern kann, als am Tage, wo Hausbewohner sie beobachten können.

### 2. Wenn sich zwei Herzen scheiden*).

(Von Emanuel Geibel.)
[Geb. 18. Okt. 1815 zu Lübeck.]
(Gedichte. 77. Aufl. S. 275.)

1. Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wies größres nimmer giebt.
Es klingt das Wort so traurig gar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar!
Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt.

2. Als ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag,
Mir war's, als sei verschwunden
Die Sonn' am hellen Tag.
Mir klang's im Ohre wunderbar:
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar,
Da ich zuerst empfunden,
Daß Liebe brechen mag.

3. Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl warum;
Die Lippe, die mich küßte,
Ist worden kühl und stumm.
Das Eine Wort nur sprach sie klar;
Fahrwohl, fahrwohl auf immerdar!
Mein Frühling ging zur Rüste,
Ich weiß es wohl warum.

Dies Gedicht spricht nicht von einer Liebe, welche der Tod trennt, sondern von dem Bande eines Jünglings und einer Jungfrau, welches letztere einseitig und ohne zureichenden Grund löst. Sie spricht so ruhig, so entschieden, so kühl und so definitiv — als hätte sie nie geliebt, und ihre Liebe kann keine tiefe gewesen sein. „Auf immerdar!" Ja die Liebe kann brechen — und des Lebens Frühling ein jähes Ende nehmen. —

[Litterarisches: *Barthel, deutsche Nationallitteratur der Neuzeit 4. Aufl. S. 121. — *Kurz III. S. 432.]

---

## 39. Das kranke Kind.

[Gedichte. Berlin 1837. S. 378. — 3. Aufl. 1850. S. 453. — 8. Aufl. 1873. S. 456.]

1. Die Gegend lag so helle,
Die Sonne schien so warm,
Es sonnt' sich auf der Schwelle
Ein Kindlein krank und arm.

2. Geputzt zum Sonntag heute
Ziehn sie das Thal entlang;
Das Kind grüßt alle Leute,
Doch niemand sagt ihm Dank.

---

*) Ueber dies Lied und seine Beziehung zu dem Lebensgange des Dichters vergleiche man meine Schrift: Emanuel Geibel, des Dichters Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk. Wolfenbüttel, Zwißler. 1877.

3. Viel Kinder jauchzen ferne,
So schön ist's auf Welt!
Ging' auch spazieren gerne,
Doch müde stürzt's im Feld.

4. „Ach Vater, liebe Mutter,
Helft mir in meiner Not!“
Du armes Kind! die ruhen
Ja unterm Grase tot.

5. Und so im Gras alleine
Das kranke Kindlein blieb,
Frug keiner, was es weine,
Hat jeder seins nur lieb.

6. Die Abendglocken klangen
Schon durch die stille Welt,
Die Engel Gottes sangen
Und gingen über's Feld.

7. Und als die Nacht gekommen,
Und alles das Kind verließ,
Sie haben's mitgenommen,
Nun spielt's im Paradies.

Der Grundgedanke dieses so überaus einfachen und ebenso ergreifenden Gedichtes ist ähnlich demjenigen, dem wir in dem schönen Gedichte Rückerts: „Des fremden Kindes heilger Christ“ begegnen werden. Ein krankes, armes, verwaistes Kind, um welches sich niemand kümmert von den zahllosen Wanderern, welche an diesem schönen Sonntage ihr Vergnügen suchen, rafft seine letzten Kräfte zusammen und geht auf das Feld, wo es aber bald ermattet zusammen bricht. Fern von Menschen, völlig von menschlicher Hilfe verlassen — stirbt es an Entkräftung. Vater und Mutter haben es verlassen müssen, die Menschen haben seiner nicht geachtet, aber die Engel führen die Seele ins Paradies, und der Herr nimmt es auf, denn Er ist der Waisen Vater.

[Litterarisches: *Reuter, S. 405.]

## Biographie des Dichters.

Am 10. März 1788 ward Joseph Karl Benedikt Freiherr von Eichendorff auf dem Gute seines Vaters Lubowitz bei Ratibor geboren. Nachdem er den ersten Unterricht durch Hauslehrer erhalten hatte, ward er in dem katholischen Gymnasium zu Breslau bis 1805 vorgebildet. Von da ab studierte er bis 1808 in Halle und Heidelberg die Rechte. An letzterem Orte trat er mit den nachmaligen Führern der romantischen Schule, mit Arnim, Brentano und Görres in nähere Verbindung. Nach vollendeten Studien ging E. auf Reisen, lernte ganz Deutschland, auch Paris und besonders Wien kennen, trat aber, als der große Kampf gegen den französischen Unterdrücker begann, freiwillig in die Reihen der Streiter. Im Lützowschen Jägercorps hielt er, bald zum Offizier befördert, wacker bis zum Friedensschlusse aus und ging dann in den preußischen Staatsdienst über. Von 1816 ab war er an der Kgl. Regierung zu Breslau als Referendar thätig; das Jahr 1821 brachte ihm seine Ernennung zum Regierungsrat, und von 1821 bis 1825 wirkte er erst in Danzig, sodann in Königsberg. Im Jahre 1831 ward er als Geh. Regierungsrat in das Kultusministerium nach Berlin berufen und widmete seine Kraft der Bearbeitung der katholischen Schulangelegenheiten des Königreichs. Im Jahre 1845 gab er jedoch den

Staatsdienst auf und lebte zuletzt mißmutig, ja schwermütig auf Lubowitz, seinem Stammsitze, oder zu Berlin bis 1857, in welchem Jahre er am 26. November zu Neiße verstorben ist.

Eichendorff ist eine hervorragende Erscheinung in der romantischen Schule, und unstreitig eine der wohlthuendsten. Das Krankhafte und Outrierte in dem Wesen andrer Romantiker, das Ueberschlagen aus der unreligiösen Leichtfertigkeit in die strenge Form des Katholizismus blieb ihm, der von Haus aus Katholik war, erspart. Es ist an ihm nichts Ungesundes. Mit wahrer, lebenskräftiger Frömmigkeit verbindet sich ein frischer, ungekünstelter Humor; tiefempfunden ist seine Lyrik, mag er die Schmerzen des Patrioten zur Zeit der Knechtschaft in den Zeitgedichten aushauchen, oder mit den Sängern des Waldes und Feldes wetteifern in seinen Waldliedern, oder in den Wanderliedern der sangeskundigen fahrenden Schüler einer geworden zu sein scheinen, mag er über den Verlust der Geliebten trauern oder in noch viel herzbewegenderer Weise über den Tod seines Kindes, immer ist Wahrheit in seiner Lyrik, und wenn dieselbe auch nur die subjektivste Stimmung austönen läßt. Allerdings fehlt ihm ein großer Horizont; die Zeitlage berührt ihn kaum; über die großen Zeitereignisse will er — namentlich in späteren Jahren — sich nicht aussprechen, am wenigsten auf dieselbe Einfluß gewinnen. Die große Welt stößt ihn ab, aus ihr flieht er in seine kleine Welt, wo er nichts schaut als seine Wälder, nichts hört, als seine Nachtigallen. Es ist ein beschränktes Gebiet, — aber in demselben leistet er Großes, freilich nur, wenn er, der nur als Lyriker Begabte, singt, nicht wenn er Romanzen oder gar Dramen verfaßt, für welche dem Dichter die Gabe fehlt. Unter den Novellen, welche im allgemeinen auch große Fehler in der Form aufweisen, sind am gelungensten, bekanntesten und gepriesensten: „Aus dem Leben eines Taugenichts" und „Dichter und ihre Gesellen".

## Schriften Eichendorffs.

Ahndung und Gegenwart. Ein Roman. Mit einem Vorwort herausgegeben von Fouqué. Nürnberg 1815.

Krieg den Philistern. Dramatisches Märchen in 4 Abenteuern. Berl. 1824.

Aus dem Leben eines Taugenichts, und: das Marmorbild. Zwei Novellen. Nebst einem Anhang von Liedern und Romanzen. Berlin (3. Aufl. 1851.)

Meierbeth's Glück und Ende. Tragödie. (Satire.) Berlin 1828.

Ezelin von Romano. Trauerspiel. Königsberg 1828.

Der letzte Held von Marienburg. Trauerspiel. Ebd. 1830.

Die Freier. Lustspiel. Stuttgart 1833.

Viel Lärmen um Nichts. Novelle. Berlin 1833.

Dichter und ihre Gesellen. Novelle. Berlin 1834.

Gedichte. Berlin 1837. 3. Aufl. 1850. 8. Aufl. 1873.

Der Graf Lucanor von Don Juan Manuel, übersetzt. Berlin 1840, 2. Aufl. 1843.
Werke. 4 Bände (1841—1843.) [Enthalten alles Vorauserschienene.] Berl.
Geistliche Schauspiele des Don Petro Calderon de la Barca; übersetzt. Stuttgart und Tübingen 1846.
Über die epische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland. Leipzig 1848.
Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältnis zum Christentum. Berlin 1852.
Julian. Leipzig 1853.

Ueber Eichendorff.

K. Gutzkow, Beiträge zur Gesch. der neuesten Litteratur I. S. 314—22.
Kühne, F. G., Berliner Jahrbücher f. wissensch. Kritik. März 1838. Blätter für litterarische Unterhaltung. 1837. Nr. 262. (Sehr abfällig und abgeschmackt.)
Nodnagel, deutsche Dichter d. Gegenwart erläutert. 1. Heft. Darmstadt 1842.
Pfizer, G., Blätter f. lit. Unterhaltung. 1843. Nr. 274 ff.

## Ferdinand Freiligrath.

### 40. Löwenritt.

[Gedichte. 37. Aufl. 1877. S. 168.]

1. Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.

2. Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

3. Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

4. Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabraken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?

5. In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne;
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

6. Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.

7. Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

8. Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte,
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

9. Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen;
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen,
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

10. Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise;
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Über Madagaskar fern im Osten sieht man Frühlicht glänzen; —
So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

**1. Form:** Achtfüßige, durch einen Einschnitt (Diärese) geteilte trochäische Verse:

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ || — ◡ — ◡ — ◡ — ◡

Meist sind die Verse akatalektische (und dann die Reime klingend); zweimal sind sie katalektisch (und der Reim stumpf. Vgl. Str. 2b und 7b). Die Reime sind gepaart.

**2. Erläuterungen:**

**Str. 1.** D e r L ö w e. Der K a p l ö w e ist eine besonders große Spielart mit dunklerer Mähne, als sie der Senegallöwe und der bekannteste Löwe, der Berberlöwe, besitzt. L a g u n e: Vertiefungen an der Meeresküste, welche mit Schlamm und Meerwasser gefüllt sind, führen diesen Namen. (Vgl. die Lagunen bei Venedig.) — S y k o m o r e (Ficus Sycomorus L.) = Maulbeerfeigenbaum. Er wächst in Egypten und im Orient (auch im Kapland?)

und erreicht die Höhe von 40—50 Fuß. Sein Holz ist fast unverweslich und darum von den Egyptern zu den Särgen der Mumien verwendet worden.

**Str. 2.** Kraal ist das Dorf der südafrikanischen Negerstämme. Die Hütten haben die Gestalt eines Bienenkorbes.

Tafelberg, ein hoher Berg (1000 Meter hoch) unweit der Kapstadt, der seinen Namen von der 1/2 Stunde langen und 3000 Fuß breiten Platte führt, welche seinen Gipfel bildet; der Berg hat durch seine prachtvollen Pflanzen und verschiedenartige Beleuchtung ein buntes nnd zugleich wechselndes Aussehen (Signale). —

Hottentotten und Kaffern sind Gesamtnamen für verschiedene Negerstämme in Südafrika, welche nördlich vom Kaplande ihren Wohnsitz haben. — Der Kaffer ist einer der höchststehenden Negertypen, intelligenter und stärker als viele seiner schwarzen Brüder aus anderen Stämmen. — Karoo (spr. Karu) ist das unfruchtbare Hochland nördlich vom Kaplande. — Gnu ist eine sehr eigentümliche Antilopenart von der Größe eines kleinen Pferdes, mit einer starken Mähne im Nacken und sonderbar gebogenen Hörnern. Es lebt in Herden nördlich vom Kaplande und ist das schnellste Tier der südafrikanischen Ebene.

**Str. 3.** Die Giraffe ist jenes riesiggroße, alle Wüstenbewohner weit überragende Tier der südafrikanischen Ebene. — Das Wild, welches abends seine Trinkstelle aufsucht, gebraucht in der Regel die Vorsicht, unter dem Winde derselben zu nahen, weil es in dem Schilfe einen solchen Feind vermuten darf, und in solchem Falle gelingt es den meisten, der zierlichen Antilope wie der mildäugigen Giraffe, dem Zebra und dem Kapbüffel, dem gewitterten Gegner zu entkommen. Geht ein Tier dieser Art unvorsichtiger Weise mit dem Winde zum Wasser, so ists verloren.

**St. 4.** Schabracken sind die Pferdedecken für edle Rosse, etwa die in einem königlichen Marstall. Marstall heißt, wie Marschall, eigentlich marschalk, ursprünglich Pferdediener hieß, eigentl. Pferdestall schlechthin. Jetzt hat sich das mhd. Wort march (engl. mare) = Streitroß in seiner Bedeutung verschlechtert (Märe ist nun ein altes, abgetriebenes Pferd), dasselbe Wort aber in den Kompositen Marschall und Marstall sich verbessert.

**Str. 5.** Bug ist das Vorderteil der Brust, zugleich das Schulterblatt; die Giraffe hat allerdings mit dem Kameel auch in der Gestalt, mit dem Pardel (Panther) in der Farbe große Ähnlichkeit; daher nannten es die Alten Camelopardalis. — In der von Ule und Müller herausgegebenen Ztschr.: „Natur" (Jahrg. 1855, Nr. 13) ist diese Scene bildlich dargestellt.

**Str. 6.** „hört die stille Wüste klopfen". Eine sehr schöne und darum dem Dichter willig verziehene Übertreibung (Hyperbel).

**Str. 7.** „Yemen" (oder Jemen) ist der am roten Meere gelegene Küstenstrich Arabiens. Hier wird allerdings Yemen in anderem Sinne, näm=

lich von der Halbinsel Sinai, gebraucht, da auf dieser die Kinder Israels durch die Wolkensäule geführt wurden, während sie in den vierzigjährigen Wüstenzügen das Land Yemen schwerlich betreten haben.

Schemen ist ein niederdeutsches Wort (am Mittelrhein sagt man Schiem) und bedeutet: „das durch mattes Licht geworfene dunklere Abzeichen eines Dinges", dann Schattenbild, Schattenwesen. Die Geister, Elfen nennt Freiligrath in „der Blumen Rache" Schemen:

Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!
Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach, die Schemen weichen. —
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

fahl ist die gelblich-graue Farbe (Nüancen sind: erdfahl und aschfahl). Trombe (la trombe französ.) = Wasserhose; eine „sandgeformte Trombe" = Sandhose. — „Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer wirbelt eine gelbe Säule Sandes" ꝛc. Man beachte diese nicht nur statthafte, sondern offenbar beabsichtigte Annomination!

Freiligrath ringt ohne Zweifel nach einem ihm völlig zusagenden Bilde. Jedes der vorgebrachten hat ein verschiedenes tertium comparationis, die Feuersäule ist mit der gelben Sandsäule vergleichbar, da beide in der Nachtzeit leuchteten, jene im eigenen Lichte, diese vom Monde beleuchtet. (Das Bild ist nicht geschickt. Denn jene Säule ging voran, diese folgte nach; jene leuchtete und führte, diese war nur in mondbestrahlter Fläche sichtbar. [Vgl. 4. Mos. 9.]; wie ein Geist der Wüste ist diese schwebende Wüstenerscheinung, wie ein Schemen, so „luftig" so schattenhaft („Schemen"), so unheimlich („fahl"), wie eine Wasserhose auf dem Meere oder eine Sandhose auf dem Sandmeer (Metapher) der Wüste in Bezug auf die Gestalt und die Bewegung als die trichter-kreiselförmige, sich verändernde Gestalt.—

**Str. 8.** Geier. Hier irrt der Dichter. Die Naturforschung hat festgestellt, daß der Geier nie Nachts, sondern nur am Tage dem Löwen folgt, und mit dem Teile der Mahlzeit vorlieb nimmt, welchen der König der Tiere ihm übrig läßt. — Die Hyäne wird auch Grabtier und Leichenwolf genannt.

**Str. 9.** Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen. Sonderbarer Weise bezieht Kriebitzsch das Wort zagend (als Akkusativ) auf den Löwen und erklärt: „Die Giraffe wird immer matter, ihr Gang immer schwanker, unsicherer, daher sein zagendes Sitzen". Ohne alle Frage nimmt sich ein Gebieter dann am lächerlichsten aus, wenn er zagt. Weshalb soll er zagen? Fürchtet er abgeworfen zu werden? Richtig ist nur zagend als Nominativ zu fassen; selbst die größeren Raubtiere folgen ihrem „Gebieter" nur mit einer gewissen Angst; der Löwe weiß es dem Schmarotzergefolge durchaus nicht Dank, daß es ihm das Geleit giebt, und hat schon manchem allzu naseweisen Schakal mit einem Tatzenschlage nicht blos den Appetit verdorben. Solches hat Livingstone oft selbst erlebt.

**Str. 10.** Von manchen Autoritäten, wie z. B. von dem großen Afrikareisenden und Missionar Livingstone, wird freilich dem Löwen ausdrücklich die Fähigkeit abgestritten, auf den Rücken der Giraffe zu springen; auch sei ein solcher Fall noch niemals beobachtet, am wenigsten ein solcher langandauernder Wüstenritt. Doch hält Brehm (Tierleben, 2. Aufl. I., S. 364.) an der Möglichkeit des Aufspringens noch fest, giebt aber zu, daß das Vorkommnis ein sehr seltenes sein möge. Der Aufsprung ist um so leichter möglich, da die Giraffe knieend trank. Der Wüstenritt aber sei um deswillen nicht glaubhaft, weil die Giraffe wegen des Mißverhältnisses ihrer Vorderbeine zur hinteren Höhe sich nicht so außerordentlich rasch fortzubewegen vermag, als hier angedeutet zu sein scheint. Diese letztere Beobachtung hat schon Strabo gemacht. Neuere Forscher sagen, daß ein tüchtiges Pferd die Giraffe sehr wohl einholen könne.

**3. Disposition:**

1. Der Löwe begibt sich in sein abendliches Versteck und harrt der Beute: Str. 1.
2. Die Beute kommt — spät am Abend — durstig nach der Lagune: Str. 2. 3.
3. Der Löwenritt: Str. 4—10, 2.
   a. Der Sprung des Löwen auf sein Reitpferd. Str. 4, 1. 2.
   b. Die Schilderung des Löwen als Reiters und der Giraffe als Reitpferdes. Str. 4, 2—4. St. 5, 1—2.
   c. Der Ritt selbst. Str. 5, 3. 4. — Str. 6, 4.
   d. Ihre Spur in der Wüste. Str. 7.
   e. Des Königs gieriges Gefolge. Str. 8—9, 1. 2.
   f. Das Roß sinkt zusammen — eine Speise des Reiters. Str. 9—10, 2.
4. Schluß. Der Tag dämmert über Madagaskar. Die ganze Nacht hat der Wüstenkönig gebraucht, sein Reich zu durchreiten: Str. 10, 3. 4.

**4.** Einen **Grundgedanken** ethischer Art darf man in einer poetischen Naturschilderung*) nicht suchen. Minkwitz findet zwar die „Idee allegorisiert, daß die Gewalt über den Schwachen schonungslos dahinzufahren pflegt;" allein daß dieses nicht der Gedanke war, welcher den Dichter leitete, ergibt sich klar aus der ersten und der letzten Strophe. Der Löwe ist ein König der Wüste**) — er regiert über ein

---

*) Kurz (und nach ihm Gude und andere) nennt das Gedicht eine „Ballade aus der Tierwelt."

**) Daran, daß der Löwe als Wüstenkönig bezeichnet wird, hat Kriebitzsch unnötigen Anstoß genommen unter Bezugnahme auf Pütz, Geogr. (1859. S. 137.): „Reißende Tiere halten sich von der Wüste fern, die ihnen weder Beute noch Wasser giebt." So ernsthaft hat Freiligrath trotz der Worte: „durch der Wüste nackte Strecken" das Wort Wüste schwerlich genommen. Es ist wohl die Wildnis im Gegensatze zu der bewohnten und bebauten Fläche hier Wüste genannt. Die Hottentottenkraale liegen ja auch in der Nähe und schwerlich in der baum-, gras- und wasserlosen Wüste. Übrigens hat

weites Reich; doch durcheilt er es, die Giraffe als Reitpferd benutzend, in einer Nacht.*) „So durcheilt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen", d, h., wenn er sein Gebiet einmal durchfliegen will. (Vgl. Str. 1, 1.) Das ist der Gedanke, den Freiligrath uns veranschaulicht in dieser farbenreichen Schilderung. So kehrt der Dichter am Schlusse zum Ausgangspunkte zurück.

5. **Die Darstellungsweise** ist überraschend. Daß das Gedicht ein Lieblingsgedicht der Jugend geworden ist, ist Thatsache und durchaus nicht zu verwundern. Die Jugend mit ihrer lebhaften, auch dem Furchtbaren und Schrecklichen zugeneigten. Phantasie, findet hier volle Beschäftigung, reiche Anregung, dauernde Spannung. Über dem ganzen Gedichte liegt es wie Majestät; die langen, weitwallenden Verse, die mächtigen, neuen Wort- und Reimformen, die ungewohnte Zone des Schauplatzes, — und nun auf majestätischem Rosse des Löwen Majestät! Es durchschauert uns, wir zittern mit, wir fühlen Angst, Gefahr, Schmerz, Todespein mit, wie Augenzeugen, ja, wie wenn wir es ähnlich von diesem großen Gegner zu erleben hätten; — es faßt uns alles an, und nichts stößt uns ab; denn das eigentlich Gräßliche, das Zerfleischen des unglücklichen Schlachtopfers durch den Löwen, hat der Dichter weise zugedeckt. — So ist dieses Gedicht ein wohlgelungenes Nachtstück aus dem Tierleben. Einer Schilderung des Inhaltes der einzelnen Strophen darf ich mich überhoben halten. Ähnliche Darstellungen sind früher von mir gegeben worden und sind nicht allzuschwer. Vgl. die sehr schöne von Gude (II., 2. Aufl. S. 216—218.).

6. **Ähnliche Schilderungen,** welche dem Dichter zum Vorbilde gedient haben könnten, aber nachweislich ihm unbekannt geblieben sind, finden sich übrigens auch in der deutschen wie in der englischen Litteratur. In Dr. Rud. Meyers charakteristischen Tierzeichnungen**) (zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt. Zürich 1833) findet sich folgende Stelle:

„Der Löwe ruht unter dem Baldachin der Gebüsche, auf dem Purpur und Gold der Blumen, aber ihn erlaben Duft und Schimmer der Lilien nicht, nicht der Palmen Fächeln, nicht der Gesang der Vögel, wie den Tyrannen wohl ein rohes Schlachtlied erschüttert, doch kein heller Harfenton erquickt. Er lauert im Gebüsche, sein breites Gesicht starrt aus brauner Mähne, wie das Haupt der Meduse; da regt es sich im Laube, das Auge des Löwen erschaut die Gazelle; er drückt den platten, dicken Leib zu Boden, schleicht heran und hat blitzschnell, in gewaltigen Sprüngen, sie geworfen. Er zerbeißt den Nacken des zuckenden Tiers, legt sich neben seine Beute,

der „Wüstenkönig" hier nicht sein Reich von Westen nach Osten, also von der Küste Westafrikas bis zu derjenigen Ostafrikas durchritten, sondern nur einen Ritt in seinem viel kleineren Reiche in der Nähe der Hottentotten- und Kaffernkraale gemacht, welche im Osten Afrikas liegen. Die Dauer des Rittes ist auf alle Fälle auf mindestens 6 Stunden anzuschlagen und darum durchaus unwahrscheinlich.

*) Ob dieser Vorgang möglich sei (und er ist's nicht), vergessen wir ganz zu fragen; so reißt uns der Dichter mit sich fort, so überwältigt uns seine Darstellung.

**) Diese Tiere haben satirischen Charakter, sind also verkleidete Menschen.

leckt mit stachlichter Zunge das Fleisch, und sein stählerner Zahn zermalmt die Knochen, während er in Gier und Wollust das Auge zerdrückt. Dann schreitet er ins hohe Gras dem Strome zu, unter den bleichen Schädeln und Gerippen der Tiere, welche er gemordet, während auf die verlassene Beute der Geier wie ein Pfeil hernieder schwirrt.“ — „Er schwingt sich auf die Giraffe, sie rennt mit ihm in die Wüste, er hakt sich fest und drückt sie zu Boden“.

Noch merkwürdiger ist das Gedicht des englischen Dichters Pringle, eines Zeitgenossen Freiligraths, welches unter Ueberschrift: the lion and the giraffe in den Gems from british poets living authors p. 209 veröffentlicht und von Nordnagel übersetzt worden ist (Vgl. Erwinia 1839. Nr. 25. — Deutsche Dichter der Gegenwart I. S. 56.) Es lautet, wie folgt:

Willst du des Löwen Höhle sehn,
Mußt fern von Menschenlagern gehn,
Dort wo der riedbekränzte Quell
Herab vom Felsen sickert hell,
Des Grün man ferne schon erspäht
In nackter Wüste braun und öd!
Dicht an dem schilfumwachsenen Rand
Lauscht, kauernd sich, der Leu entbrannt,
Bis ihm des späten Tages Schluß
Bestimmte Beute bringen muß.
Die schlanke Giraffe kniet am Rand
Zum Trunke sorglos in den Sand.
Auf sie der Räuber springt; er brüllt
Grausam in Lust! Ihr Ächzen füllt,
Ihr banger Ton die Wüste heiß, —
Ihr Leben ist des Kampfes Preis! —
Sich beugend sucht mit wildem Rütteln
Vom Nacken sie den Feind zu schütteln,
Dann tobt ein Wirbelwind sie hin
Und denkt durch Hast ihm zu entfliehn,
Indeß nur Blut der Mörder heischt,
Stolz auf ihr reitend sie zerfleischt.
Das Opfer in der Stund' der Not
Für's Leben alle Kraft aufbot.
Für's Leben, ach! in Angst und Graus
Kämpft's, flieht und haucht das Leben aus,
Und schwer von Schreck, Durst, Pein bewegt,
Mit wildem Huf es die Fläche schlägt.
Umsonst der durstige Boden trinkt
Sein rieselnd Blut, die Kraft ihm sinkt,
Des Siegers scharfe Kralle greift
Die Seiten, die mit Blut bestreift,
Die Brust im Todeskampfe keicht,
Es wankt, es hat sein Ziel erreicht.
Hinsinkt es, zuckend und erschlafft
Beugt es sich vor des Gegners Kraft,
Der nun beim Todesröcheln schmaust,
Indeß der Geier, der hier haust,
Fliegt kreischend, mager von dem Nest,
Bis satt der Leu die Beut' ihm läßt.

Aber, so auffallend diese Ähnlichkeit auch sein mag, so daß das eine der beiden Gedichte die Vorlage des andern gewesen zu sein scheinen kann, so hat doch Freiligrath dem gewandten Uebersetzer des englischen Gedichtes Nodnagel versichert, daß er Pringle nicht gekannt habe, sondern nur durch eine kurze Bemerkung eines Reisenden angeregt worden sei. Da übrigens auch Pringle Südafrika mehrere Jahre bereist hat, so mag doch wohl der Löwenritt auf der Giraffe, den somit drei Quellen bezeugen (Meyer, Freiligraths unbekannter Reisender und Pringle) nicht so ganz in das Reich der Fabeln gehören, in welches ihn Livingstone verweisen möchte.

**7. Schriftliche Aufgaben:** 1. Der Löwenritt. (Schildernde Erzählung.) — 2. Innerer Gedankengang des Gedichtes: Löwenritt. — 3.

Was macht den Löwen zum König der Tiere? — 4. Vergleichung dieses Gedichtes mit Freiligraths: Unter den Palmen. — 5. Würdigung des Gedichtes.

8. **Zur Vergleichung** stehe hier noch ein Gedicht von Adolf Bube:

## Der Rossebändiger.

(Von Adolf Bube.)

[Geb. 23. Sept. 1802 zu Gotha, † als Archivrat und Vorstand des Herzoglichen Kunstkabinets daselbst am 17. Okt. 1873.]

1. Weiden dort in grüner Pampa[1]) am Paraguaygestade[2])
Wilde, mähnenreiche Rosse, bildend eine schöne Gruppe,
Dann, geweckt von ihrem Wiehern, naht auf schilfverdecktem Pfade,
Leise schleichend, wie die Schlangen, oft ein Bänd'ger ihrem Truppe.

2. Wählet sichren Blicks das schönste sich zur Beute, wie ein Kenner,
Schwingt in abgemessnem Sprunge sich auf seinen glatten Rücken,
Schlingt sich fest um seinen Nacken, drückt die Lenden an den Renner,
Haut und reißt mit scharfen Sporen beide Flanken ihm in Stücken.

3. Wütend schlägt das Roß die Lüfte, schüttelt sich und sträubt sich bäumend,
Doch es hält sich ohne Sattel, ohne Bügel fest der Reiter,
Spornt es rastlos wild und wilder, treibt es blutbefleckt und schäumend,
Durch die ungeheure Fläche, durch die hohen Halme weiter.

4. Wem sich naht der Rossezwinger, den befällt ein Todesschrecken,
Pfeilschnell flüchten Hirsch und Stiere Matacanis[3]) durchs Gefilde.
Schwimmen brüllend durch die Fluten, sich im Urwald zu verstecken,
Selbst die Terekey[4]) am Strande birgt ihr Haupt im bunten Schilde.

4. Bis zum dunklen Waldesdickicht dauert aus die Kraft der Stute,
Dann erschöpft stürzt sie zu Boden, röchelt, sucht sich zu erheben,
Sinkt auf neu' und streckt sich zuckend aus in ihrem hellen Blute:
Also, über sich den Bänd'ger, haucht sie aus ihr edles Leben!

6. Wenn nun nach so kurzer Stunde der gewalt'ge Ritt zu Ende,
Dann zerlegt das Roß der Reiter, schlürft des Blutes frische Welle,
Streift die Haut mit raschem Griffe von dem Bug und speist die Lende,
Läßt zuletzt nur das Gerippe an des Mahles blut'ger Stelle.

7. Langsam schleicht er weg und lagert sich im Schilf, im Waldesdunkel,
Doch nicht lang', so späht er wieder, ob er nicht ein Roß gewahre,
Die Begier zu neuem Ritte glüht in seines Blicks Gefunkel —
Hütet euch, ihr edlen Rosse, flieht, entflieht dem Jaguare!

---

[1]) Die Steppen Südamerikas, nach den Regenzeiten mit üppiger Vegetation geschmückt, führen diesen Namen. Ähnliches bedeuten die Bezeichnungen Prärien, Savannen, Llanos. — [2]) Paraguay ist ein Fluß Südamerikas, rechter Nebenfluß des Rio de la Plata oder Silberstromes, zwischen jenem und dem Parana oder Rio de la Plata liegt die Republick Paraguay. — [3]) Matacanis vermochte ich in der ersten Auflage nicht zu erklären. Vielleicht bin ich auf der richtigen Spur, wenn ich jetzt sage: Hirsch und Stiere flüchten durch das Gefilde des Matakanflusses. Denn Matakan ist der Name eines Flusses in dortiger Gegend. So scheint das Komma nach Stiere zu tilgen zu sein. [4]) Emys Terekay ist der Name einer besonders am Orinoko vorkommenden Schildkröte, welche die Eingebornen Terekay nennen. Ihre Eier liefern ein gutes, zum Brennen und zur Bereitung von Speisen benutztes Oel.

Den Dichter Bube hatte der Ruhm, welchen Freiligrath durch seine Bilder aus fremden Ländern sich rasch und reich errungen hatte, nicht schlafen lassen, und er hat flugs Freiligraths Dichtungen „dieser Manier“, wie Bube es nennt, nachgeahmt; manchmal mit nicht geringem Erfolge. In unserm Falle bleibt die Nachahmung sehr weit hinter dem Originale zurück. Das Versmaß ist zwar dasselbe, aber schon der gekreuzte Reim in so langen Versen ist ein entschiedener Mißgriff. Und nichts ist in der Schilderung störender, als das flickende Dann in Str. 1, 4, welches verrät, daß die beiden ersten Verse als ein Nebensatz der Zeit oder der Bedingung anzusehen sind, das oft ein Bänd'ger“ (Str. 1, 4.), welcher Ausdruck durch seine Allgemeinheit das ganze Leben aus der Schilderung nimmt. Auch Str. 4, V. 1 ist ein sehr matter Anfang, durch welchen der Dichter aus der Schilderung in die Beschreibung herabsinkt; ähnlich tadelnswert ist das: „Wenn nun nach so kurzer Stunde — — dann“ (Str. 5, 1. 2.) Und wenn wirklich jemand noch im Zweifel war, wer der kühne und geschickte Renner war, so muß ihm die widerliche Ausweidung der Stute und die rohe Beschreibung des rohen Mahles einerseits klar machen, daß das kein Mensch, sondern nur ein Raubtier sein könne, und andererseits den Appetit an dieser Strophe gänzlich verderben. Unter solchen Umständen ist das Aufsparen des Wortes „Jaguar“ bis zum Schlusse unnötig; denn das Rätsel — und das soll doch eigentlich dies Gedicht sein — muß sich eher lösen, als die Auflösung gegeben wird. Freiligraths Anfang: „Wüstenkönig ist der Löwe“ steht weit höher, als Bubes Schlußmahnung: „Flieht, entflieht dem — Jaguare!„

[Litterarisches: *Viehoff, Archiv I, 102—107. —*Nodnagel I, 53—62. — *Kriebitzsch, Musterstücke, 204. — *Gude II, S. 215.].

---

## 41. Der Liebe Dauer.

[Freiligraths gesamm. Werke, II. S. 157. Stuttgart. 1871. Stereotyp-Ausgabe. 2. Abdruck.]

1. O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

2. Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

3. Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb;
Und mach ihm jede Stunde froh
Und mach ihm keine Stunde trüb'.

4. Und hüte deine Zunge wohl!
Bald ist ein herbes Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Der andre aber geht und klagt.

5. O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

6. Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen trüb und naß —
Sie sehn den andern nimmermehr! —
In's lange, feuchte Kirchhofgras!

7. Und sprichst: „O sieh auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab' —
O Gott, es war nicht bös gemeint!"

8. Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: Ich vergab dir längst.

9. Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

10. O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

1. **Erläuterungen:** **Str. 1.** magst = kannst, vermagst.

**Str. 6.** „Sie seh'n den andern nimmermehr" = „nämlich nicht auf Erden; keineswegs soll hier die Hoffnung eines Wiedersehens jenseit der Gräber vernichtet werden". (Nodnagel.)

**Str. 9.** „Doch still!" Da der Entschlafene jetzt zu der letzten Ruhe eingegangen ist, so sollen ihn nicht unsere Klagen und unsere gegen uns selbst gerichteten Vorwürfe in seiner Ruhe stören. —

2. **Der Grundgedanke** dieses Liedes, welches so einfach und kunstlos dahinfließt, wie wir es bei Freiligrath eigentlich nicht gewohnt sind, ist in den vier Zeilen ausgesprochen, welche als Str. 1 des Liedes Thema bilden, das der Dichter, nachdem er es eine Zeit lang variiert, (in Str. 5.) nochmals aufgreift, aufs neue behandelt, um dann auch mit dieser Strophe das ganze Lied zu beschließen. Auf diese Weise erklingt der Inhalt des ganzen Gedichtes noch einmal in der letzten Strophe, und nachher klingt derselbe noch eine gute Weile nach:

O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Es ist übrigens keine leere Wiederholung (Tautologie) in V. 1 und 2 dieser Strophe. Jene erste Zeile verstehe ich von der Fähigkeit unseres Herzens zu lieben, von welcher die Wirklichkeit der Liebe noch verschieden ist, da letztere davon abhängig ist, ob wir auch einen Gegenstand der Liebe haben. Wie mancher, fähig, ein Herz voll Liebe zu haben, liebt nicht, weil ihm der Gegenstand der Liebe fehlt. — Übrigens scheint Freiligrath unter dem „Lieben" etwas anderes zu verstehen, als wir thun. Die wahre Liebe dauert ja über das Grab hinaus; der am Grabe klagend steht, liebt auch noch. — Freiligrath versteht unter Lieben: Liebe beweisen und Liebesbeweise annehmen.

3. **Gedankengang:** Übe Liebe, so lange du Gelegenheit und Kraft hast. Leider kommt die Stunde früh*) genug, wo du gern manchem Liebe erzeigtest, aber es nicht mehr kannst. (Str. 1.) Trägt dir ein Herz Liebe entgegen, so sorge, daß auch du Liebe für dasselbe em-

*) Das drückt das zweifache: „Die Stunde kommt" aus.

pfindest, hegst und nährst. (Str. 2.) — Wer dir sein Herz aufschließt, dem erweise gleiche Herzlichkeit; suche ihm jede Stunde eures Zusammenseins angenehm zu machen, verbittere ihm keine (Str. 3.). — Wie leicht kann ein bitteres Wort ein Liebesband zerschneiden; es ist vielleicht nicht so bös gemeint, als es lautete, aber es hat verletzt, und verletzte Liebe ist zerstörte Liebe. Darum hüte jeder seine Zunge! (Str. 4.) — Nun wiederholt sich Str. 1 als Str. 5; dieselbe hat aber jetzt einen andern Ton, als am Anfang. Jetzt liegt der Schwerpunkt auf den beiden letzten Zeilen. Die Nähe des Todes soll dich immer daran erinnern, deiner Liebespflichten keine zu versäumen. Wie bald stirbt der vielleicht, den du heute hart anließest und verletztest; möglicherweise siehst du ihn nicht mehr lebend. (Str. 5.) Und wirst du dann ans Grab geführt, statt in sein Haus, dann kniest du vielleicht an der Gruft und verbirgst deine nassen Augen in dem Grase des Friedhofs. Zu spät! Du siehst sein Antlitz nicht mehr. (Str. 6.) Du rufst in Verzweiflung: O siehe meine Thränen, sie sind aufrichtig und heiß, o vergieb mir, der du in dem Himmel droben wohnst, indeß ich deinen Staub mit meinen Thränen netze! So wars ja nicht gemeint, als es lautete, als du es aufgefaßt haben magst! O daß ich dich noch einmal sehen und sprechen könnte! (Str. 7.) Doch das ist alles vergebens. Sein Auge sieht, sein Ohr hört, sein Arm umfängt dich nicht, der Mund spricht nicht mehr zu dir: Ich habe dir längst vergeben. (Str. 8.) Gleichwohl hat er es gethan, nachdem er die Schmerzen, welche dein Wort geschaffen hatte, durchgekostet und überwunden hatte. Gönne ihm jetzt die ewige Ruhe — um die zeitliche hast du ihn lange Zeit hindurch gebracht. Jetzt hat er auch alles das irdische Leid hinter sich. Er ist am Ziele. (Str. 9.) Darum — daß du nicht am Grabe des Gekränkten dir Vergebung suchen mußt, liebe, übe Liebe im Geben und Empfangen, so lange du auf Erden wallest, die Stunden später Reue sind gar schwer und bitter, wenn du die Liebe andrer zurückgestoßen und vernichtet hast. (Str. 10.)

4. **Die Verwendung dieser Gedanken im Unterrichte** wird dann eine sehr leichte und wirksame sein, wenn man den Kindern ihre Pflichten gegen die Eltern, gegen die Lehrer, gegen die Geschwister und Mitschüler vor die Seele führt und die Fälle vorzeigt, wo sie nicht nur ihre Liebe nicht genug gepflegt, sondern auch die der andern zurückgestoßen haben und später von den Qualen des Gewissens gefoltert werden. Mancher Schüler macht den Lehrer, der ihn aufrichtig liebte, durch sein Betragen bitter; ja mancher hat sich später vorzuwerfen gehabt, daß er an seines Lehrers Tod durch sein Betragen mitschuldig gewesen sei. Der Schüler Undank und Ungehorsam war oft schon ein Nagel zum Sarge des Lehrers. O lasse es mit dir nicht dahin kommen, daß die Stunde für dich anbreche, wo du reuevoll an Gräbern stehst und klagst.

[Litterarisches: *Nodnagel. S. 75. —]

## 42. Die Auswanderer.

[Freiligraths Gedichte 37. Aufl. S. 10. Stuttgart 1877.]

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden:
Ich muß euch anschaun immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwald-Mädchen, braun und schlank;
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt;
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild;

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt;
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

6. Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt! Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

**1. Gedankengang:** Nach Beendigung seiner Lehrzeit war Freiligrath längere Zeit in Amsterdam als Kommis thätig. Dort ward ihm auch sonst mancherlei Anregung durch die vielen, allen Zonen und Landen angehörenden Schiffe und Schiffer geboten, aber sein Auge ward doch am meisten gefesselt durch den Anblick deutscher Auswanderer, welche aus dem Schwarzwald und Spessart stammen und nun im Begriffe stehen, ihre Habe den Schiffern in das große Boot (Schaluppe) zu reichen, damit dieselbe auf das Schiff gebracht werde, das sie selbst dann über das Weltmeer nach dem Missouri tragen soll. Es geht eilig zu, die Zeit der Abfahrt ist nahe. Dort tragen Männer auf dem Nacken schwere

mit Brot beladene Körbe; wohl ist es Schiffsbrot, aber aus deutschem Korne noch gebacken und auf dem heimatlichen Herde kurz vor der Abreise geröstet. Hier stellen die schönen, schlanken Schwarzwaldmädchen ihre Krüge und Töpfe sorgfältig ins Boot. Diese zerbrechlichen Gefäße sollen die weite Reise mitmachen — sie werden dereinst auch am Missouri das Bild der Heimat vor die Seelen der Mädchen rufen. Mit diesen Krügen zogen sie ja alle Tage zum Brunnen im Heimatsdorfe, und welche schönen Stunden haben sie in traulichem Wechselgespräch an diesem Brunnen verlebt! und wenn sie dann nach Hause gebracht und geleert waren, wie glänzten dann diese Krüge neben dem Herde auf dem Wandgesimse! Dort in der Heimat, o ihr Mädchen, kanntet ihr jedes Haus und Gesicht, aber am liebsten war euch das eigne Haus, das Haus der Väter! Jetzt werdet ihr ein bretternes, rohgearbeitetes Blockhaus euch erst in der Einöde, fernab von Bekannten, errichten müssen, und wenn ein Besuch eurer Hütte naht, dann ists vielleicht ein Tscherokese, ein brauner Indianer, der von der Jagd ermattet durch fremde Sprachen und Zeichen — euch um einem Trunk Wassers bittet. — Wassers! denn Wein habt ihr dort nicht mehr — die Freuden der Rebenlese kennt man dort nicht. Und noch mehr entbehrt ihr. Das liebliche, fruchtbare Neckarthal bot reichlich Speise und Trank, kräftiges Getreide, lieblichen Wein. Die Gauen des Schwarzwaldes hätten ausgereicht, euch Holz für eure Wohnungen zu bieten und gegen den Winterfrost Brennholz. Welche treffliche Weiden hat der Spessart, und wie klingen dort die Reigen des Hirtenbuben, so lieblich schier, als auf einer Alp in der Schweiz! Das alles werdet ihr dort nicht finden, nicht Weizen und Wein; auch Weiden und Wälder werden ganz anders in der neuen Heimat euch vorkommen! O und wie oft wird sich eure Seele rückwärts sehnen in die alte Heimat und an dem Bilde, das die Erinnerung bewahrt, sich weiden, und wenn ihr am Tage es vergäßet, im Drang der Arbeit, die Träume werden es euch vorführen. Gott gebe nur, daß Heimweh euch dann nicht das Herz verzehrt, Gram darüber, daß ihr zu leicht die schöne Heimat verließet, preisgabet. — Doch jetzt will ich euch keine Vorwürfe mehr machen, es ist zu spät. Der Bootsmann winkt, die Reise beginnt. So gebe euch Gott Frieden in die Seele und bewahre euch vor Heimweh, er schütze euch auf eurer langen, gefahrvollen Reise, er gebe euch ein neues Heimatland, zwar nicht ähnlich dem ersten in den Erzeugnissen, aber doch fruchtbar, und an Reis und Mais reich, und ein Leben, zwar nicht traulich, wie am Spessart und im Schwarzwald und am Neckar, aber doch reich an andern Freuden. Lebt wohl! Gott mit Euch!

Sie scheiden — aber der Dichter steht noch am Strande und sieht den Scheidenden nach, und tiefe Wehmut durchzieht sein Herz, sein Auge füllt sich mit Thränen. Es sind ja Deutsche, herrliche, kernige Gestalten, treu wie Gold, — und doch ist ihnen ihr Heimatland verleidet, das

schöne Baden und Schwaben! Werden sie ihre Zukunftsträume verwirklicht sehen? Werden ihrer viele nicht untergehen im fremden Lande, da man kein Herz für Fremde, sondern nur für sich hat? Könnte denn unser schönes deutsches Vaterland nicht derart sein, daß es den so gemütreichen Deutschen auch mit tausend Armen hielte, zu bleiben ihn liebreich lockte oder ihn heiß umfassend zum Bleiben zwänge?

Das sind die Gedanken, welche der Anblick der Auswanderer bei dem Dichter wecken und welche das Lesen dieses an Kontrasten so reichen, so tiefempfundenen Gedichtes in uns hervorrufen.

**2. Zur Vergleichung:** Der Auswanderer am Orinoko.

Der Auswanderer am Orinoko.

(Von Adolf Bube.)

[Geb. 23. Sept. 1802 zu Gotha, † daselbst 17. Okt. 1873.]

1. Ich stand auf einem Berg im Abendstrahle
Und schaut hinab auf Feigenbaum und Palme,
Auf Mais und Blumenpracht im nahen Thale
Und auf des Orinoko's[1]) Bambushalme.

2. Und weit und weiter über die Savanah,[2])
Wo schimmernd wogten tausendart'ge Pflanzen,
Bis zu dem Urwald, bis nach Uruana,[3])
Um dessen Saum des Stromes Fluten tanzen.

3. Viel Kolibri's und andre Fittigschläger
Umkreisten farbenreich mich im Gewimmel,
Und leuchtend flattert' ein Laternenträger[4])
Mir dicht um's Haupt und schwang sich auf zum Himmel.

4. Dort las ich in dem höchsten Glanz der Sterne:
„Fern bist du hier vom Vaterland im Süden!"
Dort stand voll Glut der Mond in dunkler Ferne
Und winkte majestätisch Ruh' dem Müden.

5. Da plötzlich hört' ich brüllen eine Herde,
Und sanft harmonisch läuten ihre Glocken,
Es war, als weh' ein Hauch von deutscher Erde
Den Klang herüber, mich zurückzulocken.

6. Ich sah im Geist mich in der Waldung Schatten,
Die ich so oft durchstreift als muntrer Knabe,

---

[1]) Der Orinoko, ein großer Strom in N. von Südamerika, ergießt sich in den atlantischen Ocean. — [2]) Während das Grasmeer im Stromgebiet des Rio de la Plata Pampas genannt wird, heißen die baumlosen Ebenen im N. des Orinoko Ljanos (Llanos). Die Savannen finden sich im W. des Mississippi. Hier steht Savannah (st. Savanne) für Grasflur überhaupt. Man unterscheide die Stadt Savannah (28000 E.) im Staate Georgia in Nordamerika! — [3]) Was ist Uruana? Eine Stadt oder Ansiedlung am Urwald? — [4]) Der Laternenträger (Fulgora laternaria) ist eine grünlich-gelbe Zirpe, welche in Südamerika zu Hause ist, besonders in Surinam oder holländ. Guiana vorkommt. Die Indianer halten sie für giftig. Das Leuchtvermögen grade dieser Art (surinamische Laternenträger) ist noch nicht genügend untersucht.

Sah meiner Heimat Herd' auf grünen Matten,
Und bei ihr steh'n den Hüter mit dem Stabe.

7. Sah all die Teuren, die ich schnöd'[1]) verlassen,
Wie trauervoll sie meiner sich erinnern.
Da konnt' ich mich in Wehmut nicht mehr fassen,
Ich weint' und fühlte mich zerknirscht im Innern.

8. Nun sind so öd' mir all die prächt'gen Räume,
Wo ich geglaubt des Daseins Glück zu finden.
Nach Morgen schau ich, wo der Kindheit Träume
Wie Epheu sich um traute Pfosten winden. —

9. Hierher, ihr Schiffer, steuert eure Masten!
Führt mich zurück zum vaterländ'schen Boden;
Gern will ich tragen dort die alten Lasten,
Um einst zu schlummern bei geliebten Toten.

**3. Schriftliche Aufgaben:** 1. Gedanken einer Auswandererin im Blockhause beim Anblick eines deutschen Kruges. — 2. Das Heimweh des Auswanderers (Nach Bube's: Der Auswanderer am Orinoko.) — 3. Schicksale einer Auswandererfamilie. —

[Litterarisches: *Gude II, S. 294. — *Reuter. S. 546.]

---

## 43. Der Tod des Führers.

[Gedichte. 37., bezw. 20. Aufl. 1877. S. 72.]

1. „Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Latern' am Maste!
Grau das Wasser, grau die Luft.
Totenwetter! — zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Frau'n!
Betet! denn in der Kajüte
Sollt ihr einen Toten schau'n!"

2. Und die deutschen Ackersleute
Schreiten dem aus Boston nach,
Treten mit gesenktem Haupte
In das niedre Schiffsgemach.
Die nach einer neuen Heimat
Ferne steuern über's Meer,
Sehn im Totenhemd den Alten,
Der sie führte bis hierher;

3. Der aus leichten Tannenbrettern
Zimmerte den Hüttenkahn,
Der vom Neckar sie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Ocean;
Der, ein Greis, sich schweren Herzens
Losriß vom ererbten Grund;
Der da sagte: „Laßt uns ziehen!
Laßt uns schließen einen Bund!"

4. Der da sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenrot!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Lot!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo kein totes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt.

---

[1]) Leichtsinnig, ohne zureichenden Grund, ihrer Bitten und Thränen nicht achtend.

5. Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Savannen
Euren Patriarchen sein!
Laßt uns leben wie die Hirten
In dem alten Testament!
Unsres Weges Feuersäule
Sei das Licht, das ewig brennt!

6. Dieses Lichtes Schein vertrau' ich,
Seine Führung führt uns recht!
Selig in den Enkeln schau' ich
Ein erstandenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte
Noch die Heimat wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

7. Auf darum, und folgt aus Gosen
Der Vorangegangnen Spur!" —
Ach, er schauete, gleich Mose'n
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
Er und seine Wünsche ruhn;
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich enthoben nun!

8. Ratlos die verlass'ne Schar jetzt,
Die den Greis bestatten will.
Scheu verbergen sich die Kinder,
Ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schaun beklommen
Nach den fernen Uferhöhn,
Wo sie fürder diesen Frommen
Nicht mehr bei sich wandeln sehn.

9. „Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft!
Betet! laßt die Seile fahren!
Gebt ihn seiner nassen Gruft!"
Thränen fließen, Wellen rauschen,
Gellen Schrei's die Möve fliegt;
In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

**1. Erläuterungen: Str. 2.** Dem aus Boston". In dieser Weise pflegt der Landmann Fremde zu benennen; an dem Familiennamen liegt ihm nicht so viel, aber den Heimatsort des Fremden prägt er sich leicht und fest ein. Die große Menge von Familiennamen, welche entweder Ortsnamen oder Ableitungen von letzteren sind, ist so entstanden, indem in der Fremde der Familienname unterdrückt wurde.

**Str. 4.** „Abendwärts glüht Morgenrot" = Im Westen winkt uns die Aussicht auf ein freieres und glücklicheres Leben.

**Str. 5.** Die Savannen vgl. Erl. I³ S. 229. — Patriarchen nennen wir die Erzväter des alten Bundes, einen Abraham, Isaak und Jakob, und patriarchalisch ein Regiment, welches der Aelteste und Vater des Stammes über seine sämtlichen Nachkommen führt. Hier sollen sich alle die Auswanderer wie zu einer großen Familie zusammenschließen und dem Alten die Rechte des Vaters und Richters, des Priesters und Lehrers übertragen. — Gleich Mose, welcher Israel ein Führer durch Meer und Wüste war, will der Führer sie leiten auf dem Meer und durch die Savannen, selbst geleitet und geschützt durch „das Licht, das ewig brennt" = das Wort Gottes, das Urbild jener Feuersäule, welche Israel einst führte.

**Str. 6.** V. 5. „Sie — ach". Der mit Sie begonnene Satz ist plötzlich abgebrochen (Aposiopese.). Derselbe hätte wohl gelautet: Sie allein (nämlich die Enkel) geben mir noch Kraft und Lust zur Reise, während ich, falls ich meiner eignen Neigung nachgeben wollte, lieber in heimatlicher Erde meinen alten morschen Gliedern ein Grab gegönnt hätte.

Gurt = eine Reisetasche, welche umgeschnallt wird.

**Str. 7.** Gosen hieß der schöne Landstrich in Egypten, aus welchem Israel auszog, nachdem derselbe durch die unerträglichste Knechtschaft dem Volke verleidet war. — Der alte Führer geht, ein zweiter Mose, diesen Auswanderern, welchen ihre Heimat auch verleidet und entfremdet ist, voran auf dem Wege nach der neuen, schöneren Heimat, welche freilich der Führer ebensowenig betreten sollte, als Moses Kanaan betreten hat.

2. **Entstehung des Gedichtes:** Wir besitzen von Freiligrath außer dem vorhin erläuterten: Die Auswanderer (1832) und diesem (1836) im Musenalmanach zuerst veröffentlichten ergreifenden Gedichte noch zwei andere, ähnliche Gedanken aussprechende Gedichte, nämlich „einem Ziehenden (1835)" und den unvollendeten Cyklus von Gedichten: „Der ausgewanderte Dichter." In letzterem versetzt er sich selbst in die neue Welt, in welche ihn die Knechtschaft der Heimat getrieben hat, und singt dort eine Reihe von Gedichten, nicht minder groß wegen der farbenprächtigen Schilderung jener Gegenden und des dortigen Lebens, als wegen der Freiheitsglut einerseits und des verzehrenden Heimwehs andrerseits, welches sie aushauchen. Man sieht, wie den jungen Dichter nicht nur die fremden, ausländischen Stoffe erfüllen, sondern auch die damals ansteckende Krankheit Lenau'scher Europamüdigkeit schießlich wenigstens angefallen hat. — Und ein Fortschritt ist in den 4 genannten Gedichten auch wahrzunehmen. Den „Auswanderern" gegenüber warnt er noch und möchte abraten, wenn es nicht zu spät wäre; im „Tod des Führers" deutet er an, daß der Reiseplan wohl gut gemeint, aber doch im Ganzen ziemlich unbedacht gewesen sei und läßt es uns ahnen, in welche trostlose Lage möglicherweise die ungebildete, führerlose Schar gekommen, und daß an der Stelle der Erfüllung ihrer Wünsche vielleicht eine große Enttäuschung den Auswandrungslustigen beschieden ist. Das Gedicht „Einem Ziehenden" ist schon eher ein Preis des Auswanderns und deutlich von Lenau's und Chamissos Geiste berührt. Im „ausgewanderten Dichter" endlich hats den Dichter wenigstens im Geiste nach dem Eldorado aller Europamüden gezogen. Und was hat er dort? Heimweh im Herzen, Thränen in den Augen, Seufzer auf den Lippen — die Trauer um das dahingegebene Heimatland erfüllt und verzehrt ihn. So aber hat der Dichter gewissermaßen die Krankheit seiner Zeit in sich überwunden, indem er sich in jene Gegenden versetzte, welche reich genug sind an Pracht und Leben, eines Dichters wie Freiligraths Phantasie zu den schönsten Dichtungen anzuregen, aber zu arm, des deutschen Dichters Gemüt dauernd zu befriedigen und ihm die verlorne Heimat zu ersetzen.

3. **Gedankengang:** Einfacher, als sonst seine Weise ist, verfährt hier der Dichter. Mit wenigen, aber festen Strichen zeichnet er den Hintergrund des Gemäldes, Luft, Wasser, Verdeck — das Totenwetter, um dann sofort uns mit den Auswanderern, welchen der ernste, derbe,

wortkarge, zugleich fromme Kapitän voranschreitet, in die Kajüte an ein Totenbett zu führen. Dort ruht der Tote, der bislang der Führer der Auswandererkolonie gewesen war. Er hatte im Schwarzwalde den „Hüttenkahn“, ein Floß mit Hütten für die einzelnen Familien, gezimmert; er hatte zuerst in seiner Seele den Entschluß gefaßt und zuerst denselben ausgesprochen, daß man wegziehen wolle aus dem Heimatlande in das ferne Land der Freiheit*), in die amerikanischen Urwälder und Savannen, um dort eine neue Heimat zu gründen und ein freies Leben unter patriarchalischem Regimente zu führen. Das Wort Gottes soll die Leuchte ihres Fußes sein, das Licht auf ihren Wegen. Mit schwerem Herzen hatte sich der lebensmüde Greis losgerissen, nur um der Enkel willen.

Jetzt ist der, welcher so besonders zum Führeramte sich eignete, verschieden. Er hat das Land der Sehnsucht nicht mehr schauen sollen. Ihm ist ja so wohl. Denn ihn nimmt ein andres Land auf, dessen Bürger er seit lange schon war, obgleich er es von ferne nur geschaut hat, das Kanaan droben, wo er sich glücklicher fühlen wird, als in der schönsten Savanne der neuen Welt. Vielleicht ist ihm eine große Täuschung erspart geblieben. (Str. 7.) — Die zurückgebliebene Schar aber ist nicht nur durch diesen Todesfall aufs Schmerzlichste bewegt, sondern sie fühlt auch den Verlust in seiner ganzen Schwere. Es fehlt ihrer Gemeinschaft der Tröster und Ratgeber, der Mittelpunkt und Führer, dem sie sich willig unterordnen, sie fühlen sich wie verwaiste Kinder, verlassen und ratlos. (Str. 8.) Noch hat der Himmel sich nicht aufgeheitert, dasselbe düstere Totenwetter umgibt die Schar auf dem Verdecke, als unter stillem Gebet der Leichnam in der nassen Gruft gebettet wird. Eine seltsame und darum für Landleute zwiefach ergreifende Feier; das Begräbnis in der See und nun gar ihres Führers. Der Nebel tropft, die Thränen fließen, die Wellen schließen sich rauschend über dem Toten zusammen, die Möve fliegt schreiend vorüber — wer fühlt nicht die Beklommenheit aller mit, welche dieses traurigen Vorgangs Teilnehmer sein mußten?

[Litteratur: *Nodnagel S. 27.]

---

## 44. Der Alexandriner.

[Gedichte. 37. Aufl. S. 95.]

Spring an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
Mein Wildling! — Solch ein Tier bewältiget kein Schah,
Kein Emir, und was sonst in jenen

*) Daß der Dichter hier übertreibt, ist offenbar. Auch zu den schlimmsten Zeiten dieses Jahrhunderts passen die Worte auf deutsche Staaten nicht Str. 4, 5—8: „Dort laß uns die Scholle wenden, wo die Garben holt, wer pflügt“. Es beruht dieses Wort auf völliger Verkennung unseres staatlichen Organismus und seiner Segnungen.

Östlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt; —
Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf? wo fliegt
Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

Wie es geschrieben steht, so ist dein Wiehern: Ha!
Ausschlagend, das Gebiß verachtend, stehst du da!
Mit deinem losen Stirnhaar buhlet
Der Wind; dein Auge blitzt, und deine Flanke schäumt:
Das ist der Renner nicht, den Boileau gezäumt
Und mit Franzosenwitz geschulet!

Der trabt bedächtig durch die Bahn am Leitzaum nur!
Ein Heerstraßgraben ist die leidige Cäsur
Für diesen feinen, saubern Alten.
Er weiß, daß eitler Mut ihm weder ziemt noch frommt:
So schnäufelt er, und hebt die Hüflein, springt und kommt
Ans andre Ufer wohlbehalten.

Doch dir, mein flammend Tier, ist sie ein Felsenriß
Des Sinai: — zerbrecht, Springriemen und Gebiß —
Du jagst hinan, da klafft die Ritze:
Ein Wiehern und ein Sprung! dein Hufhaar blutet, du
Schwebst ob der Kluft; dem Fels entlockt dein Eisenschuh
Des Echos Donner und des Kiesels Blitze!

Und wieder nun hinab, wühl' auf den heißen Sand!
Vorwärts! laß tummeln dich von meiner sichern Hand,
Ich bringe wieder dich zu Ehren.
Nicht achte du den Schweiß! — sieh', wenn es dämmert, lenk'
Ich langsam seitwärts dich, und streichle dich und tränk'
Dich lässig in den großen Meeren.

1. **Zum Verständnisse des Gedichtes.** Zweck des Gedichtes ist, den in der deutschen Litteratur einst vielgebrauchten, dann aber in Verruf gekommenen Vers, welcher den Namen Alexandriner führt, wieder zu Ehren zu bringen, d. h. zu zeigen, daß dieser Vers die Mängel nicht an sich zu zeigen brauche, welche denselben so sehr in Verruf gebracht haben. Zu dem Ende führt uns der Dichter zwar Alexandriner vor, aber doch solche, welchen jener Mangel nicht anklebt.

Unter einem Alexandriner versteht man einen sechsfüßigen jambischen Vers, welcher regelmäßig nach dem dritten Fuße, also gerade in der Mitte einen Einschnitt, eine Diärese oder, wie es Freiligrath nennt, Cäsur*) hat, dessen Form also die folgende ist:

◡ — ◡ — ◡ — || ◡ — ◡ — ◡ — (◡)

*) Ueber den Unterschied von Cäsur und Diärese vgl. die Erläuterung des Gedichtes: Der Hexameter v. A. W. v. Schlegel (Erl. 1. Aufl. I. S. 71. — 2. Aufl. IV, S. 225.)

Woher dieser Vers den Namen Alexandriner führe, ist nicht völlig aufgeklärt. Nach einigen soll schon im 13. Jahrhundert in diesem Versmaße ein Gedicht zu Paris erschienen sein, welches des macedonischen Königs Alexander des Gr. Leben und Thaten besungen habe; nach andern habe der Verfasser jenes Gedichtes, ein Mönch, den Namen Alexander geführt. Wenn Freiligrath seinen Alexandriner mit einem Rosse vergleicht und an die Wüste bei Alexandria in Egypten denkt, so ist diese Beziehung keineswegs als ein Versuch, den Namen zu erklären, sondern vielmehr nur als ein Wortspiel anzusehen.

Eben diese ständige Diärese in der Mitte des Verses unterscheidet den Alexandriner von dem Senarius der Alten, welche die Cäsur in dem dritten und vierten Fuße eintreten ließen, und führt ihn zusammen mit dem daktylischen Pentameter, welcher sich auch in zwei gleiche Teile auseinanderlegt.

Die deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts hatten diesen Vers, welcher von den französischen Dichtern mit besonderer Vorliebe benutzt war, gelernt und in der deutschen Litteratur eingeführt. Während aber die westlichen Nachbarn, welche ihre Verse mehr nach einem nur numerierenden Prinzipe bauten, dieses Versmaß mit Erfolg anwenden konnten und noch anwenden, war es von Anfang an in der deutschen Sprache das Muster von Eintönigkeit und Langeweile. Man lese z. B. folgendes in Alexandrinern abgefaßte Gedicht von Martin Opitz von Boberfeld, welches zugleich ein Muster eines Sonettes jener Tage sein mag:

(Freiheit und Dienstbarkeit.)

Du güldne Freiheit du, mein wündschen und begehren,
Wie wohl doch were mir, im fall ich jederzeit
Mein selber möchte seyn, und were ganz befreyt
Der Liebe, die noch nie sich wollen von mir kehren,

Wiewohl ich offte mich bedacht bin zu erwehren.
Doch lieb' ich gleichwol nicht, so bin ich, wie ein Scheit,
Ein Stock und rowes Bley. Die freye Dienstbarkeit,
Die sichere Gefahr, das tröstliche Beschweren

Ermuntert meinen Geist, daß er sich höher schwingt,
Als wo der Pöfel kreucht, und durch die wolken dringt,
Geflügelt mit Vernunft und mutigen Gedancken.

Drumb geh' es, wie es will; und muß ich gleich darvon,
So überschreit' ich doch des Lebens enge Schranken:
Der Name, der mir folgt, ist meiner Sorgen Lohn.

Die überzählige Silbe, welche am Ende des Verses hie und da zugefügt wird und also wenigstens einen Wechsel von weiblichem und männlichem Reim ermöglichte, reichte nicht aus, den armseligen Gleichklang der zwei Vershälften zu beseitigen, und das schöne Beispiel des Alexandriners, welches Minckwitz*) anführt,

*) Verskunst §. 209.

◡ — ◡ — ◡ — || ◡ — ◡ — ◡ —
Wir haben nicht geweint, wir haben nur gelacht.

läßt uns ahnen, daß, wenn es etwas gibt, was uns zum „Aus der Haut fahren" unausstehlich ist, der Alexandriner diesem Etwas nahe stehe.

Nachdem der Vers hinlänglich, auch im deutschen Drama, abgeleiert war und sich völlig unmöglich gemacht hatte, wich er den frischen Tönen, welche Klopstock anstimmte, und dem lebendigen und belebenden Takt, in welchen uns Lessing brachte, und unsere Väter brauchten ihn nicht mehr.

Nur die Franzosen haben ihn weiter gepflegt, und ihre Alexandriner sind auch weit angenehmer für das Ohr, als die deutschen.

In der Neuzeit sind es nun zwei deutsche Dichter, welche den Alexandriner wieder zu Ehren bringen wollten, Rückert und Freiligrath. Jener verwendete ihn zu seiner bekannten Spruchdichtung: Weisheit des Brahmanen z. B.

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen als den Weda der Natur;

Hat viel gesehn, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;

Spricht bald, was klar ihm ward, bald, um sichs klar zu machen,
Von ihn angehenden halb, halb nicht angehnden Sachen.

Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu sehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.

Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

— — — — — — —

Unseliger ist nichts, als wenn dir's immer ist,
Du seiest nicht zu Haus, wo du zu Hause bist.

Man wird nicht leugnen können, daß für die Spruchdichtung der Vers, welcher durch seine Zweiteilung für Darstellung der Gegensätze, Wortspiele sich sehr eignet, nicht zu verwerfen ist, für Dramen, Epen, für lyrische Gedichte eignet er sich jedoch gar nicht.

Freiligrath schlägt einen anderen Weg ein, den Alexandriner genießbar zu machen. Er gesellt ihm andere kürzere, vier- und fünffüßige jambische Verse der Abwechselung wegen zu, und verbindet diese mit den Alexandrinern zu Strophen. So haben wir in dem in Rede stehenden Gedichte sechszeilige Strophen, in welchen V. 1. 2. 4. 5. Alexandriner sind, während V. 3 und 6 nur

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
Kein Emir, und was sonst in jenen

vierfüßige jambische Verse sind. (Dieselbe Strophe findet sich in Freiligraths: Vier Roßschweife, An das Meer.) In den Gedichten: Afrikanische Huldigung, Florida of Boston, der Schwertfeger von Damaskus rc. ist die sechszeilige Strophe aus 5 Alexandrinern und einem Schlußverse von 4 Jamben, welcher mit V. 3. durch Reim verbunden ist, bestehend.

Zugleich behält Freiligrath nicht nur die charakteristische Diärese bei, sondern er verwandelt diesen durch alle Verse gezogenen „Graben“ in einen „Felsenriß des Sinai“ und giebt dem ganzen Verse einen aufgeregten und aufregenden Charakter, und darin besteht nicht nur die Lebenskraft des Freiligrathschen Alexandriners, sondern nach seiner Meinung auch die wirkliche Lebensberechtigung seines neugebildeten Verses.

So gelingt es allerdings Freiligrath, den Vers einigermaßen lesbar zu machen; neu eingebürgert hat er ihn jedoch nicht wieder, so daß sein Trostwort an seinen Liebling: „Ich bringe wieder dich zu Ehren“ sich nur halb und kaum halb erfüllt hat.

**2. Erläuterungen: Str. 1.** Schah ist ein Titel orientalischer Fürsten, ähnlich unserm Königstitel. (Der Schah von Persien hat sich ja durch seine europäische Rundreise bekannt genug gemacht.) Emir ist ein arabischer Häuptling, Anführer, Fürst. — Dies „Wüstenroß von Alexandria“ (einer in Egypten von Alexander d. G. gegründeten Stadt, nachmals eines Mittelpunkts weltlicher und geistlicher, heidnischer und christlicher Gelehrsamkeit) ist in seiner Wildheit und Freiheit unerreicht.

**Str. 2.** Boileau war einer der gefeiertsten Dichter Frankreichs während der Regierung Ludwig des Vierzehnten. (1636—1711.) Die Franzosen nennen ihn wohl ihren Horaz. Er ahmte wenigstens als Odendichter, Satiriker, Gesetzgeber der Dichtkunst dem Horaz nach. Nicolas Boileau Despréaux wurde am 1. Nov. 1636 in Paris geboren. Eine alte Wärterin, welcher der Säugling überlassen war, hatte nicht verhindern können, daß nicht ein gereizter Truthahn, auf das Kind losstürzend, dasselbe im Gesichte mit seinem Schnabel übel zurichtete, so daß das Antlitz des talentvollen Boileau immer verunstaltet blieb. Anfänglich widmete er sich dem Studium der Rechte, dann aber ganz ausschließlich litterarischen Neigungen. Eine kleine Rente, das väterliche Erbe, nährte ihn leidlich; der König gab ihm bald 2000 Fr. Jahrgehalt und machte ihn zum Reichsbiographen. Er wurde Mitglied der Akademie 1684 und seitdem von ganz Europa als erste kunstrichterliche Autorität angestaunt und angerufen. Wie er viele in litterarischen Fehden bekämpft, so fand er sich auch von sehr vielen verfolgt und angegriffen, bis er, halb taub, vereinsamt, von der eitlen Welt ab- und der Ewigkeit zugewandt, an der Wassersucht am 13. März 1711 starb.

Seine Satiren richten sich besonders gegen die Heuchelei und Anmaßung der Jesuiten, gegen Dichterlinge und Kritikaster; seine Episteln zeigen den Dichter als armseligen Schmeichler gegenüber dem elenden Ludwig dem Vierzehnten: seine Art poétique (Dichtkunst), ebenfalls einem Werke des Horaz nachgeahmt, machte zu seiner Zeit außerordentliches Aufsehen inner- und außerhalb Frankreichs. Sein Verstand war klar und nüchtern, Phantasie und Herz fehlten ihm fast ganz. Aber für ein Muster des feinen Geschmacks (le législateur du goût) hielt er sich und galt er seinen Zeitgenossen.

(Buhlet = spielt.)

Die Schilderung des wilden Pferdes wird fortgesetzt und dieser freie Renner dem zahmen, gezäumten Parade- und Schulpferde Boileaus gegenüber gestellt.

**Str. 3.** Der Dichter betrachtet sich den langsamen, bedächtigen Gang des Boileau'schen Pferdes, für welchen die Cäsur in der Versmitte ein Heerstraßgraben ist, welcher ohne jegliche Anstrengung mit leichtem Sprunge glücklich überwunden wird. Zu einem größeren Sprunge fehlt es diesem alten Pferde an Kraft, zu einem gefährlicheren an Mut. — Heerstraßgraben = der schmale Graben, welcher zu beiden Seiten einer Heerstraße (Chaussee) läuft.

**Str. 4.** Für den Renner Freiligraths ist die Cäsur ein Felsenriff des Sinai, also etwas viel breiteres, gefahrvolleres; aber der Renner setzt hinüber. Er vermeidet die Gefahr nicht, sondern er sucht und überwindet sie.

**Str. 5.** Nicht ganz glücklich scheint mir der Satz: „Ich bringe wieder dich zu Ehren." Diese Worte passen nicht zu dem Bilde Freiligraths, welches zwei alexandrinische Pferde, ein gezäumtes altes und ein wildes junges, uns darstellt. Jenes ist ein anderes, als dieses. Jener französische Vers ist in Unehre geraten in der deutschen Litteratur; dieser, von Freiligrath vorgeführte und zugerittene Renner ist selbst noch nicht in Verruf gewesen, außer soweit er an dem Mißkredit teilnimmt, unter welchem die ganze Raçe leidet.

[Litterarisches: Viehoffs Archiv, I. S. 91. — Mir nicht zugänglich.]

---

## 45. Der Blumen Rache.

[Gedichte. 37. Aufl. 1877. S. 44.]

1. Auf des Lagers weichem Kissen
Ruht die Jungfrau schlafbefangen,
Tiefgesenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

2. Schimmernd auf dem Binsenstuhle
Steht der Kelch, der reichgeschmückte,
Und im Kelche prangen Blumen,
Duft'ge, bunte, frischgepflückte.

3. Brütend hat sich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergossen,
Denn der Sommer scheucht die Kühle,
Und die Fenster sind verschlossen.

4. Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leises Flüstern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauscht es lüstern.

5. Aus den Blütenkelchen schweben
Geistergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen sie und Schilde.

6. Aus dem Purpurschoß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Tau.

7. Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Mutes:
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

8. Auf der Haube nickt die Feder

Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dünn, wie Spinnweb, ist ihr Schleier.

9. Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

10. Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.

11. Aus den Blättern der Narzisse
Schwebt ein Knab' mit düstern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küsse
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

12. Doch ums Lager drehn und schwingen
Sich die Geister wild im Kreise;
Drehn und schwingen sich und singen
Der Entschlafnen diese Weise:

13. „Mädchen, Mädchen! von der Erde
Hast du grausam uns gerissen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, sterben müssen.

14. „O wie ruhten wir so selig
An der Erde Mutterbrüsten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenstrahlen heiß uns küßten;

15. „Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unsre schwanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen spielten,
Unserm Blätterhaus entsteigend.

16. „Hell umfloß uns Tau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn — doch eh' wir sterben,
Mädchen! trifft dich unsre Rache!"

17. Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leise Flüstern wieder.

18. Welch ein Rauschen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geister es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

19. Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.—
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

20. Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft gerötet,
Ruht sie bei den welken Schwestern —
Blumenduft hat sie getötet!

**1. Erläuterungen. Str 1.** Kissen. Minder gebräuchlich, aber richtiger ist Küssen*) (Pfühl, Polster); denn es heißt ahd. cussin, mhd. küssen, küsse, ital. cuscino, franz. coussin, engl. cushion.

**Str. 3.** Schon in den letzten Worten der 2. Str. traten die Vokale **u** und **ü** besonders hervor, welche uns eine gewisse unheimliche, düstere Stimmung vermitteln. Die „dumpfe Schwüle" drückt einen zweifachen Zustand aus, 1) einen drückenden Grad von Hitze, welcher den Atem erschwert, die Brust beklommen macht, und 2) einen Zustand, wo unsere Sinne geschwächt erscheinen, das Gehör namentlich beengt wird. Wir denken unwillkürlich an

*) Vgl. Leimbach, J. H., Entwickelung der deutschen Orthographie. Marburg 1874. Programm. S. 11.

die „schwülen“ Lüfte und die „dumpfe“ Stube in Schwabs Gewitter, Str. 1.

**Str. 4.** Allitteration: lispelt — lüstern; vgl. Locken — lose Str. 6, 3.

**Str. 5.** Das Geisterhafte malt der Vokal **ei** in **Geistergleiche**, — **Kleider**.

**Str. 6.** Die Rose, das Symbol der Schönheit, der Weiblichkeit und Liebe, birgt eine schöne Frau; der Eisenhut einen Ritter (Aconitum napellus ist eine Gift- und ebenso eine vielangewendete Arzneipflanze); auf Pickelhaube und Krieger wird der Dichter durch den Namen geführt. Die verschiedenen Arten dieser Pflanze, welche zum Teil eine Zierde der oberen Gebirgswaldungen und quellenreichen Abhänge von Gebirgskämmen sind, zum Teil auch als Zierpflanzen unserer Gärten gepflegt werden, enthalten ein in starken Gaben betäubendes Gift, welches aber gegen rheumatische und gichtische Leiden sehr heilsam wirkt; sie führen verschiedene Namen, z. B. Mönchskappe (Ac. napellus L.), Sturmhut, Wolfswurz. — Der Reiher, namentlich der Silberreiher liefert zu den „Reiherbüschen“ seine langen, feinfaserigen Seitenfedern.

**Str. 9.** Türkenbund. Es gibt zwei Zierpflanzen dieses Namens 1) Lilium Mártagon L. und 2) Cucúrbita Melopepo L. Letztere ist der abgeplattet-kugelige, längsgefurchte oder gerippte Früchte tragende Kürbis und selbstredend hier nicht gemeint, obwohl auch er Turbankürbis heißt. Vielmehr ist hier die auch wegen ihrer goldgelben Zwiebeln Goldwurz genannte Lilienart gemeint, welche auf unseren Bergwiesen und als Zierpflanze in Gärten sich findet, verwandt mit der in Str. 8 gemeinten weißen Lilie (Lilium candidum L.), welche aus Syrien stammt. „Turban*) ist der türkische Kopfputz, welcher aus einer Art Mütze von Zeug auf verschiedene Art gewunden und gebunden besteht, mit dem Halbmond geschmückt.“ (Kehrein a. a. O. S. 248.)

**Str. 10.** Die Kaiserkrone (welche aus Persien stammt und Fritillaria imperialis L. heißt) blüht schon im April und Mai; Glockenblumen hängen unter einem Blätterschopfe. Mit der Iris dagegen ist, weil die Blüte blau genannt wird, nicht die, wie Kehrein angibt, Schwertel genannt Blume, welche ja blutrote Blüten hat (Gladiolus communis), sondern wohl Iris pumila gemeint. Den Dichter erinnern Kaiserkronen ebenso unwillkürlich an den Scepterträger, also Kaiser, wie die Iris (oder Schwertlilie) an die Schwertbewaffneten = Krieger.

**Str. 11.** Narzisse = Narcissus Pseudo-Narcissus L. oder Märzbecher.

Narkissos war ein reizender Knabe, der Sohn eines böotischen Flußgottes Der blinde Seher Teiresias, befragt, ob der Knabe ein hohes Alter erreichen würde, antwortete: „Wenn er sich selbst nie sieht.“ — Im sechzehnten

---

*) Schuppius, † 1611, schreibt: Der Turbant = das um die Mütze gewickelte Nesseltuch (ital. turbante). Im Persischen heißt das Wort dulbent, im Türkischen tulbent; daher schreibt Lessing: Tulban.

Jahre ward er von allen Mädchen und Jünglingen heißgeliebt, aber er blieb allen gegenüber gleichgiltig. Die unglückliche Nymphe Echo liebte ihn, aber, ohne ihre Liebe erwiedert zu sehen; ja es verschmachtet die Zurückgestoßene. Endlich flehte eine der verschmähten Nymphen — denn Echo war nicht die einzige — die Nemesis (Vergeltung) an: „O möchte der Gefühllose doch auch einst Liebe finden, aber ohne Erhörung.“ Und das Gebet ward erhört. Es sah sich der Jüngling in einem Quelle und staunt die Augen, den Hals, das anmutige Gesicht, die roten Wangen voll Entzücken an, ohne zu wissen, daß er sich sieht. Er will das geliebte Kind umfangen und greift ins — kalte Wasser. Seitdem blieb er dort und grämte sich in der wahnsinnigsten Liebe zu einem Schattenbilde zu Tode. Als er tot war, betrauerten ihn Najaden, Dryaden und auch die arme Echo. Man holte eine Bahre und Brand und Fackeln; man kam zurück:

Doch war nirgends der Leib; für den Leib ein gelbliches Blümlein
Fanden sie, rings um den Kelch weiß schimmernde Blätter gegürtet.

**Str. 13.** „Schmachten, welken, sterben“ = eine sehr schöne Steigerung (Klimax).

**Str. 16.** Lache (vom lat. lacus = See, ahd. lacha abgeleitet) ist Sammelwasser ohne Abfluß in irgend einer Vertiefung der Erde; oft meint man zugleich ein schmutziges, verdorbenes Wasser, und so faßt das Wort der Dichter hier.

**Str. 18.** Das dreimalige Wie = Anaphora!

**Str. 19.** Schemen = Schatten, Geisterwesen (Vgl. I. S. 219.). — Lager — lieblichste — Leichen = wirkungsvolle Allitteration. (Über die Elfen vgl. auch Göthes Ballade: Erlkönig im 2. Bde. der Erl.)

**2. Idee des Gedichtes:** Es kommt nicht so ganz selten vor, daß Menschen durch den starken Geruch von Blumen, welche in dem Schlafgemache standen, zu Schaden kommen, ja getötet werden. Einen solchen Fall hat nun der Dichter poetisch darzustellen unternommen. Ein junges schönes Mädchen ruht auf ihrem Lager. Frischgepflückte Blumen, besonders der Eisenhut und die Narzisse, verbreiten ihren starken, sogar giftigen Duft im Zimmer und vergiften das schlafende Mädchen. Am andern Morgen findet man eine Leiche. So lautet der prosaische Bericht. — Der Dichter stellt sich auf den Standpunkt der Sage, welche in den Blumenkelchen Elfen wohnen läßt, denen mit dem Brechen der Blumen Wohnung und Lebenskraft entzogen wird. Solche hat also die Jungfrau tödlich beleidigt, ja todeswund geschlagen, indem sie die Blumen im Garten pflückte und als Zimmerschmuck dem Verwelken und Untergange weihte. Dafür nehmen die beleidigten Geister Rache, indem sie das Leben des Wesens zerstören, welches ihr Leben dem Tode geweiht hatte. Daß der Dichter mit brennenden Farben zu malen versteht, wissen wir aus schon früher besprochenen Gedichten. Die Sprache ist voll Glut und Pracht, der ganzen Schilderung vollkommen entsprechend.

3. **Über den Vortrag** schreibt R. Benedix: „Der Grundton des ganzen Gedichtes ist eine sehr mäßige Tonstärke. Der Ton muß immer nur halblaut sein. Str. 1 und 2. Ton des Berichts, gut auseinandersetzend, mäßiges Zeitmaß, mäßige Tonstärke. Str. 3. Etwas langsamer, dumpfe Tonart. Str. 4, 1. Ganz langsam, ganz leise. Str. 4, 2—4. Plötzlich lebhaft, und immer lebhafter, aber immer leise. Str. 5. Geheimnisvoll. Str. 6. Freundlicher Ton. Str. 7 und 8, 1—2: Etwas kecker Ton, doch immer leise. Str. 8, 3—4: Sanfter Ton. Str. 9—11: Etwas kräftiger. Str. 12: Eintönig, das Versmaß etwas hören lassend. Str. 13: Langsam, hohl, mit einem Anflug von Singen, etwas lauter, aber immer doch leise. Str. 14—16, 1: Klagend, etwas heller. Str. 16, 2. Plötzlich dumpf. Str. 16, 3—4. Auf verblüh'n und Rache einen Nachdruck. Scharf abschließend. — Str. 17: Immer langsamer, immer leiser. Str. 18: Ausrufend, aber ganz leise — dumpf, immer mehr verschwimmend: St. 19, 1—2: hell, ziemlich laut, etwas rasch. Str. 19, 3—4: Langsam, zwischen dumpf und hell. Str. 20: Immer langsamer, mit sanftem, hellem Ton."

4. **Die Form:** Strophen zu 4 Versen; jeder Vers ist ein vierfüßiger, vollständiger Trochäus, also — ◡ — ◡ — ◡ — ◡. Der Reim ist stets klingend. Nur in V. 1 und 3 der meisten Strophen finden sich nicht Reime, sondern Assonanzen angewandt. In spanischen Romanzen finden wir überhaupt keinen Reim, sondern nur Assonanz, d. h., es zieht sich durch die letzten Tonsilben aller Verse der gleiche Vokal. So ists nun hier nicht, wohl aber ist in Str. 1 Kissen — Wimper; Str. 2. Stuhle — Blumen, Str. 5. schweben — Nebel, Str. 8. Feder*) — Mädchen ꝛc. durch den Gleichklang der Stimmlaute in der Tonsilbe (und Übereinstimmung im tonlosen **e** der Nachsilbe) passend verbunden. Diesen Gleichklang der Vokale, den man schon einen Halbreim**) nennen könnte, nennen wir eben Assonanz.

Geibel vergleicht in trefflicher Weise Reim und Assonanz in folgendem Epigramme:

Wenn vieltönig im Reim sich die Zeilen des Liedes verschlingen,
Schließt anlautender Klang fest der Romanze Geweb',
Jenes ergötzt wie ein Strauß buntwechselnder Blumen, es fesselt
Dies wie ein Kranz einfach blühender Nelken den Sinn.

[Litterarisches: *R. Benedix, der mündliche Vortrag. 3. Teil 1860. S. 72. — *Kehrein, Lesebuch für Gymnasien. 5. Aufl. Oberstufe. S. 248. — *Reuter, S. 445. — *Heinze. S. 72.]

---

*) Das erste **e** in Feder wird fast wie ein **ä** gesprochen.

*) Minckwitz, Verskunst. 1854. S. 60.

## 46. Aus dem schlesischen Gebirge.

[Ein Glaubensbekenntnis. 1844. S. 127.]

1. „Nun werden grün die Brombeerhecken;
Hier schon ein Veilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Thal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wags einmal:
Rübezahl!

2. Hört er's? Ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bös! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen—
Es ist ein richt'ges, volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein beß'res wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal:
Rübezahl!

3. Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Not!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zum Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur! Zum drittenmal:
Rübezahl!

4. Er half so vielen schon vor Zeiten —
Großmutter hat mir oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

5. Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel' auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

6. Dann trät' ich froh ins kleine Zimmer
Und riefe: Vater, Geld genug!
Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
Ich web' euch nur ein Hungertuch!
Dann lächelte die Mutter wieder
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder—
O käm', o käm' er! Rübezahl!
Rübezahl!" —

7. So rief der dreizehnjär'ge Knabe;
So stand und rief er matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Thal,
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Thränen noch ein Mal:
Rübezahl!

8. Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
Und zitterte und lallte: Hu!
Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger- bald das Leichentuch! —
Rübezahl?!

**1. Entstehung.** Das Gedicht entstand im März 1844 zu St. Goar.

**2. Die Sage von Rübezahl.** Im schlesischen Riesengebirge hielt sich ein Spukgeist auf, den Gnomen (Berggeistern) zugehörig, der spottweise Rübezahl genannt wurde, was ihn sehr erzürnte, während er sich am liebsten „Gebirgsherr" nennen ließ. So lange er nicht von den Menschen böswillig geneckt wird, ist der gutartige Geist mildthätig gegen die Armen, freundlich gegen alle Frommen und geleitet die verirrten Wanderer auf den rechten Weg. Wer ihn beleidigt, den straft er nicht am Leben, aber durch tausend Neckereien, Unannehmlichkeiten, Verluste. Er ist der Gebieter über alle unterirdischen Schätze seines Gebirges, kann angerufen und ungerufen sich jeden Augenblick an jedem Orte seines Territoriums zeigen; er kann sich in alle möglichen menschlichen, tierischen und sonstig beliebten Gestalten verwandeln.

**3. Gedankengang:** Ein 13jähriger Knabe erscheint im Gebirge und freut sich der Zeichen des erwachenden Lenzes in der Natur — zunächst offenbar, weil er nun nicht mehr zu frieren braucht, wie während des Winters; dann aber, weil sein Herz für das Schöne in besonderem Grade aufgeschlossen erscheint. Hierher ist der arme Junge heimlich gegangen, um die Hülfe Rübezahls zu erbitten. Das Herz klopft ihm etwas, doch ruft er den Berggeist an (Str. 1.), und dann redet er für sich weiter. Der Geist ist nicht böse — hier will ich mein Leinwandpäckchen hinlegen, bis er kommt; volle 60 Ellen und treffliches Gewebe. Rübezahl kommt nicht — ich will ihn nochmals rufen. (Str. 2.) Aber Rübezahl läßt sich nicht sehen, auch nicht auf den zweiten Ruf. Nun erzählt der Knabe den — Steinen weiter, in welcher Not er mit den Seinen stecke: „Die Mutter ist gramverzehrt und hungernd; der Vater ist auf den Markt mit Fluchen gegangen, um seine Leinwand abzusetzen; es wird wohl wieder, wie so oft, vergebens sein. Ich dagegen will es mit Rübezahl versuchen"; und er ruft nochmals: „Rübezahl!" (Str. 3.) Dann gedenkt der Knabe der vielen Beispiele von wunderbarer Hilfe, die arme Leute erfahren haben; und er hofft, seiner Not werde sich Rübezahl um so williger erbarmen, da er ja nichts erbetteln, sondern nur seinen Vorrat an Leinen verkaufen wolle. Nochmals ruft der Arme den Berggeist (Str. 4). Ja der Junge wiegt sich in süße Träumereien ein: „Vielleicht gefällt dem Geiste die Ware, und er bestellte nach, vielleicht gar unsern ganzen Vorrat zu Hause oder — nachdem ich die ins Pfandhaus gewanderten wieder eingelöst habe — auch diese! O, welch ein Jubel!" Zum fünften Male ruft er Rübezahl (Str. 5.) und beachtet es kaum, daß dieser nicht erscheint. In seinen Betrachtungen fährt er vielmehr fort: „Wenn ich dann nach Hause käme und das viele Geld ausschütten könnte, dann fluchte gewiß der Vater nicht mehr, dann würde die Mutter wieder einmal fröhlich sein und uns Kindern ein reichliches Mahl gönnen. O wie würden sich meine kleinen Brüder freuen!" (Str. 6.) — Aber das nochmalige Rufen nützt nichts. Der arme Knabe

steht matt und bleich, hungrig und durchfroren, aber die Hilfe erscheint nicht. Thränen stürzen aus seinen Augen, Schluchzen erstickt seine Stimme, als er hoffnungslos und halblaut zum letzten Male den Rübezahl anruft (Str. 7). Er schleppt sich nach Hause —; die Leinwand ist schwer, der Knabe zittert vor Hunger und Frost — der lange Aufenthalt in der kalten Märzluft hat ihm ohne Zweifel eine schwere — der Dichter ahnt eine tödliche — Krankheit zugezogen. Sein Vater wird ihm wohl, dem reichbegabten, frommen Knaben, das Leichentuch weben müssen. — (Str. 8.)

4. **Grundgedanke.** Rübezahl, der gute Geist, der Helfer der Armen, lebt nicht mehr — und ein anderer Helfer ist nicht da, um die Not der schlesischen Weber und der Arbeiter überhaupt zu lindern, obgleich er da sein könnte. Rübezahl ist nicht Schuld, wenn so viel Elend und Hunger ungestillt bleibt (deshalb ist am Schlusse ein ?! hinter das Wort Rübezahl gesetzt); und der, welcher helfen könnte, wird vom Dichter nicht genannt. Ob er den Fürsten oder den Staat oder die reichen Grundbesitzer dortiger Gegend oder die Reichen insgemein an ihre Pflicht erinnern will, den Armen ein Rübezahl zu werden? es ist nicht ausgesprochen; doch wird man nicht fehl gehen, wenn man in dem Liede eine politische, ja revolutionäre Tendenz vermutet, da es sich ja unter den Gedichten des Glaubensbekenntnisses findet. Wahrscheinlich ist unter dem Rübezahl der S t a a t, der helfen könne, zu dem die Augen der Notleidenden vergebens aufschauen, gemeint; für uns aber soll das ergreifende Gedicht die Wirkung haben: W o  d i c h  d e r  H u n g e r  a n s i e h t  u n d  a n r u f t,  d a  z e i g e  d i c h — z u r  H i l f e  b e r e i t,  s o w e i t  d u  k a n n s t.

5. **Der Refrain** „Rübezahl" hat hier am Ende jeder Strophe eine andere Färbung; auch die Betonung muß jedesmal eine andere sein: Mit ä n g s t l i c h e m, klopfendem Herzen ruft der Knabe das erste, m u t i g e r schon das zweite Mal. Etwas e n t t ä u s c h t, aber doch hoffend, daß der zum d r i t t e n Male Gerufene erscheinen werde, klingt das Rübezahl in Str. 3. I n s t ä n d i g klingt der Ruf in Str. 4, f r ö h l i c h in Str. 5, u n g e d u l d i g in Str. 6, v e r z w e i f e l n d in Str. 7. — Der letzte Ruf Rübezahl?! ist ein Ruf um Hilfe, wie ihn der Dichter ausstößt, der sich und dem Leser jedoch nicht verhehlt, daß der Retter einen andern Namen als Rübezahl tragen müsse. —

---

## 47. Unter den Palmen.

[Freiligraths Gedichte. 37. Aufl. Cotta 1677. S. 873.]

1. Mähnen flattern durch die Büsche; tief im Walde tobt der Kampf.
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teekbaum! Leise! daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh' den Tiger mit dem Leoparden ringen!

2 Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfühl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.

3. Weh', kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug'!
Rot sein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt, gleicht einer Schale,
Voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.

4. Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an;
Aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
Und die rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.

5. Siehe, welch ein Sprung! — Der Springer hat den Toten Arm erfaßt!
Zerrend flieht er, doch der andre läßt nicht von der blut'gen Last.
Ringend, ungestüm sich packend, stehn sie auf den Hinterpranken,
Aufrecht zwischen sich den starren, mit emporgerafften Blanken.

6. Da — o sieh, was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich schillernd, offnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum; —
Riesenschlange, keinen einz'gen lässest du den Raub zerreißen!
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

**1. Erläuterungen: Str. 1.** M ä h n e n hat weder der Tiger noch der Leopard. Was für Mähnen der Dichter sich gedacht haben mag, weiß ich nicht. T e e k b a u m (oder Tekbaum, Tectonia grandis L. fil.) ist ein ansehnlicher Baum Ostindiens mit vierkantigen Ästen. Die Blätter sind groß, scharf, gegenständig; die Rispen der kleinen weißlichen Blüten endständig. Dieser Baum, dessen bitteres Holz leicht, aber äußerst dauerhaft ist, liefert den Engländern das beste Schiffsbauholz.

**Str. 3.** F a c k e l d i s t e l n (Cacteae) sind strauch- oder baumartige Pflanzen, welche in den heißesten und dürrsten Gegenden der Erde wachsen und viel wässerigen oder milchigen Saftes enthalten. Die Blüten mehrerer Arten gehören zu den größten und schönsten Prachtblumen des Pflanzenreichs. Um der wunderlichen Gestalten willen und wegen der reizenden, oft, wie bei der Königin der Nacht (Cereus grandiflorus Mill.), nur in e i n e r Nacht geöffneten, duftigen Blüten werden diese Pflanzen bei uns kultiviert; im Morgenland werden sie zur Anlegung lebender Zäune benutzt.

**Str. 5.** Mit den P r a n k e n sind ohne Zweifel die Beine gemeint; „mit emporgerafften B l a n k e n" = Akkusativ = indem sie mitten zwischen sich den t o t e n (starren), gleichzeitig mit emporgerafften B l a n k e n oder W e i ß e n halten.

**Str. 6.** Daß die Riesenschlange keine G i f t z ä h n e hat, ist bekannt; ob der Dichter das nicht gewußt hat oder ob er nur angenommen hat, daß der Speichelschaum der Schlange auf alle Fälle die Wirkungen des Giftes hervorbringe, muß unentschieden bleiben.

**2. Zur Würdigung.** Es ist Freiligrath ebenso oft zum Lobe als zum Tadel angerechnet worden, daß er sich mit besonderer Vorliebe das Fremdartige in Situationen, Stoffen, Bildern auswähle; er verantwortet sich selbst in seinem Gedichte: Meine Stoffe, dessen letzte Strophe so lautet:

O könnt' ich folgen eurem Rat!
Doch düster durch versengte Halme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad; —
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

Für Freiligrath wuchs die Palme allerdings, nicht in der Wüste im besondern, sondern in der Ferne überhaupt; die fremdartigen Stoffe darzustellen, ist seine Gabe, und es ist ein schönes Wort Ruges (Hall. Jahrb., 1839, Nr. 5. S. 40): „Das ist eben sein (des Freiligrath) Verdienst, er kennt die Poesie nur als das begeisterte Durchschauen der Welt, die der Mühe lohnt, sich in sie zu vertiefen überall, wo er sein Seher-Auge prüfend ansetzt". Ja, wir dringen mit des Dichters Hilfe „tief in die Eigentümlichkeit des Gegenstandes, sei es die Wüste mit den Karavanen und Beduinen, sei es der Neger mit seiner wüsten Kampflust, sei es das Meer, das wunderbare, mit seinen Schätzen und fernstrebenden Schiffen". (Ruge, a. a. O. S. 39.) Das gilt auch von dem Gedichte: Unter den Palmen; es ist ein echtes Gegenstück zu dem Löwenritt. Zwei Eingeborene, willens auf die Jagd zu gehen, werden unerwartet Ohren- und dann Augenzeugen eines furchtbaren Kampfes zwischen einem Tiger und Leoparden tief in einem ostindischen Walde. Nach außen dringt nur das Brüllen und Stampfen; den beiden, die sich leise nahe herangeschlichen haben, ist es möglich, den Kampf deutlich zu übersehen. Kampfpreis ist der Leichnam eines jungen europäischen Naturforschers, welchen der Forschergeist in die Ferne trieb und — in den Tod. Der Eingeborne auf dem Teekbaum möchte wohl den Weißen retten, welchen der Tiger überfiel, als er auf einer naturwissenschaftlichen Exkursion unter eines Baumes Schatten ermüdet eingeschlafen war, — aber es ist zu spät. Er ist schon tot. Der freche Leopard versucht — auf seine Schnelligkeit vertrauend — dem Tiger den Raub zu entreißen. Es gelingt nicht. Ein furchtbarer Kampf ist entbrannt, und diesen schlichtet die Riesenschlange, welche so lange, grün in dem Grün der Blätter verborgen, zugeschaut hatte, und jetzt von dem „Recht des Stärkeren" Gebrauch macht. Sie umstrickt und zermalmt den Mörder, den Räuber und das Opfer.

**3. Schriftliche Aufgaben: 1.** Der letzte [hoffnungsreiche] Brief [des jungen Forschers aus Ostindien] an die Mutter [in Deutschland, Heimkehr in Aussicht stellend, von dem reichen Ertrag der Sammlungen redend, die Gefahren der Gegend verringernd, um die Mutter nicht zu ängstigen.]

— **2.** Ein Trauerbrief an die Mutter [welcher die übersandten

Schätze des Verunglückten begleitet und auf Grund glaubhafter Mitteilungen von Eingeborenen das ungeahnte, rasche Ende des Sohnes darstellt], von einem Freunde oder Missionar oder einem deutschen Konsul verfaßt. [Der Inhalt wird nach der Verschiedenheit der Absender verschieden sein.]

---

## 48. Die Bilderbibel.

[Gedichte. 37. Aufl. S. 139.]

1. Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeschlagen
Von meiner lieben Hand;
Du, dessen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den spielvergeß'nen Knaben
Nach Morgenland versetzten:

2. Du schobst für mich die Riegel
Von ferner Zone Pforten,
Ein kleiner, reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! Durch Dich begrüßte
Mein Aug' eine fremde Welt,
Sah Palm', Kameel und Wüste,
Und Hirt und Hirtenzelt.

3. Du brachtest sie mir näher,
Die Weisen und die Helden,
Wovon begeisterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen, schön und bräutlich,
So ihre Worte schildern,
Ich sah sie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

4. Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel sie umschweben
Auf jedem ihrer Tritte,
Ihr Ziehn und Herdentränken,
Das hab' ich oft gesehn,
Konnt' ich mit stillem Denken
Vor deinen Blättern stehn.

Mir ist, als läg'st du prangend
Dort auf dem Stuhle wieder!
Als beugt ich mich verlangend
Zu deinen Bildern nieder:
Als stände, was vor Jahren,
Mein Auge staunend sah,
In frischen, wunderbaren,
Erneuten Farben da;

6. Als säh' ich in grotesken,
Verworrenen Gestalten
Auf's neue die Moresken,
Die bunten mannichfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig,
Und zu dem Bilde paßten,
An sinn'ger Deutung reich!

7. Als trät ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß sie mir sollte deuten
Jedweden Bildes Sinn;
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder;
Als schaute sanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

8. O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die teuren Eltern beide,
Der stillzufried'ne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!

**1. Erläuterungen. Str. 1.,** 7. spielvergessen = das Spiel vergessend.

**Str. 3.,** V. 6. So = welche ihre (der begeisterten Seher) Worte schildern.

**Str. 4.,** V. 7. Konnt' ich = so oft ich konnte.

**Str. 6.,** V. 1. Groteske Gestalten nennt man zunächst diejenigen, welche dem Gebiete des Niedrig-Komischen, des Närrisch-Seltsamen angehören, dann überhaupt irgend eine Verbindung von Gestalten der verschiedensten Art zu einer, somit durch ihre Absonderlichkeit auffallenden Gruppe. — In der Architektur ist Groteske fast gleichbedeutend mit Arabeske; nur gebraucht man es mehr von Bauwerken italienischen Stiles. Moreske = die Einfassung der einzelnen Bilder, und zwar das den Arabesken der Araber ähnliche Ornament der Mauren, wie es sich auf spanischen und sicilischen Kunstwerken noch vorfindet.

**2. Zum Verständnisse.** Unter den Erinnerungen an die Jugendzeit steht wohl eine am höchsten, diejenige an die große, in braunes Leder gebundene, Bibel mit ihren seltsamen und doch so anziehenden Bildern. Sie hat dem Auge des Knaben eine Fülle von Freuden bereitet, so daß er der Knabenspiele gern vergaß, falls dieser Genuß ihm winkte (Str 1.); ja sie hat dem Knaben das Verständnis für die Dinge des Orients eröffnet und ihn mit einer Welt bekannt und vertraut gemacht, welche dem Herangewachsenenen fast eine zweite Heimat seines Geistes werden sollte. Das ganze Land mit seinen Produkten, seinen Tieren, den menschlichen Wohnplätzen und Bewohnern brachte dies Buch klar vor das Auge des staunenden Knaben (Str. 2.). Ebenso die Weisen und die Helden jener Zeit und jenes Volkes, die schönen Töchter des Landes, eine Rebekka, Rahel, Ruth, die Schicksale und Führungen der Patriarchen, ihr Wandern und ihren Glauben — das alles hat er mit andächtigem Auge geschaut, das alles ist seinem andächtigen Ohre gedeutet worden (Str. 3—4.). Und jetzt in reiferem Alter glaubt er jene Bilderbibel wieder vor sich zu schauen auf dem Stuhle im elterlichen Wohnzimmer und sieht sich davor stehen, staunend und gläubig (Str. 5.). Wieder sieht er die schönen, seltsamen Bilder mit ihren wundersamen bildlichen Einfassungen, welche, so vielfacher Deutung fähig, der Phantasie einen unendlichen Genuß bereiteten. (Str. 6.). Er tritt im Geiste nochmals vor die Mutter und bittet um Erklärung der Bilder, und die Mutter gibt sie so gern und noch mehr, als das Verlangte, sie lehrt den wißbegierigen Knaben Sprüche und Lieder, wie sie zu jenen Geschichten paßten, und des Vaters Auge schaut glücklich auf den aufgeweckten, wißbegierigen, frommen Knaben. (Str. 7.) Aber die Erinnerung entspricht nicht der Gegenwart. Die Jugendzeit, die Zeit der Bilderbibel und der Frömmigkeit des Dichters, die Zeit des Staunens und Glaubens, die Eltern und ihr kindlich frommer Sinn, sein Glück und seine Zufriedenheit, alles ist dem Dichter entronnen. (Str. 8.) Der Dichter steht auf einem anderen religiösen Standpunkte, als der war, den seine Eltern einnahmen, auf dem sie ihn gern gesehen hätten, aber auf keinem glücklicheren. Ist die

Bibel daran schuld? Mit Nichten; denn aus ihr schöpfen noch heute Weise und Helden, Denker und Dichter, ebenso groß oder größer als Freiligrath, ihren Trost, ihre Hoffnung und ihren „stillzufriednen Sinn.“ Die Bilderbibel hat ihre Kraft und ihren Reiz noch nicht verloren, nur Freiligrath ist dieser seiner Lehrmeisterin entwachsen und hat den Glauben seiner Väter aufgegeben und damit, wie hier das schmerzliche Eingeständnis uns belehrt, den Frieden und die wahre Freude seiner Seele eingebüßt. Oder sollte der Dichter, was ich auch für möglich halte, nur das Glück der unbefangenen, unangefochtenen, glaubensgewissen Jugendzeit haben feiern wollen?

---

## 49. Das Gesicht des Reisenden.

[Gedichte 37. Aufl. S. 170.]

1. Mitten in der Wüste war es, wo wir nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen.

2. Schlaflos lag ich; statt des Pfühles dient mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

3. Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunkne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

4. Da auf einmal bebt die Erde; auf den Mondschein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüstentiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde: unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: „Herr, die Geisterkaravane!“

5. Ja, sie kommt! Vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber;
Üppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend wie Rebekka
Einst am Brunnen: Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

6. Mehr noch! — Nimmt der Zug kein Ende? Immer mehr! Wer kann sie zählen?
Weh, auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunkeln Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Tiere Zügel fassen.

7. Denn dies ist die Nacht, wo alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich scharen, in der heil'gen Stadt zu beten.

8. Immer mehr! — Noch sind die Letzten nicht an uns vorbeigezogen,
Und schon kommen dort die Ersten schlaffen Zaums zurückgeflogen.
Von dem grünen Vorgebirge nach der Babelmandeb-Enge
Sausten sie, eh' noch mein Reitpferd lösen konnte seine Stränge.

9. Haltet aus! Die Rosse schlagen! Jeder Mann zu seinem Pferde!
Zittert nicht, wie vor dem Löwen die verirrte Widderherde!
Laßt sie immer euch berühren mit den wallenden Talaren!
Rufet: „Allah!" — und vorüber ziehn sie mit den Dromedaren.

10. Harret bis im Morgenwinde eure Turbanfedern flattern!
Morgenwind und Morgenröte werden ihnen zu Bestattern.
Mit dem Tage wieder Asche werden diese nächt'gen Zieher;
Seht, er dämmert schon: Ermut'gend grüßt ihn meines Tiers Gewieher.

**Zur Würdigung.**

Mit nicht geringerer Meisterschaft, als sie der Dichter im „Löwenritte" bekundet hatte, stellt er uns hier ein zweites Nachtbild vor das geistige Auge, dessen Schauplatz abermals der heißen Zone, dem Erdteile Afrika angehört. Nur werden wir jetzt nicht ins Natal- oder Betschuanenland, sondern nach Nordafrika in die Wüste Sahara geführt, welche sich schier endlos durch diesen Erdteil hinzieht.

Die Karavane, welcher sich (im Geiste) der Dichter angeschlossen hatte, hat am Abend mitten in der Wüste halt machen müssen. Sie hat keinen Brunnen, keine Baumgruppe, keine, wenn auch noch so kleine, Oase erreichen können; so befindet sie sich, obgleich nur ein oder zwei Tagereisen von dem Nilgebirge entfernt, doch mitten in der Wüste. Die Reisegefährten, der Wüstenwanderung kundige und gewohnte Beduinen, haben die Rosse von ihren Zäumen befreit, aber an den Füßen festgekoppelt, damit sie nicht entlaufen können, und dann bald die Ruhe des Schlafes gefunden. Soeben taucht der Mond im fernen Osten am Horizonte auf und beleuchtet des Sandmeers östliche Grenze, das Nilgebirge, beleuchtet auch die ruhende Karavane hinreichend, daß der Dichter die Knochen der im Flugsande umgekommenen Dromedare um sich zerstreut schauen kann. (Str. 1.) Ein unheimlicher, ungewohnter Anblick für den Dichter, dessen ganze Phantasie wundersam erregt wird. Er kann nicht einschlafen auf diesem Leichenfelde; ganz davon abgesehen, welch' ein ungewohntes, wenig bequemes Lager ihm die Wüste darbot. So gut es gehen wollte, hatte er sein Nachtlager sich bereitet, den Sattel zum Pfühle genommen und durch Unterschieben des Dattelsackes die Lage des Kopfes noch erhöht; sein Kaftan (Mantel), welcher Brust und Füße deckte, konnte ihm die Bettdecke ersetzen. Alle seine Waffen waren für den immerhin möglichen Fall eines nächtlichen Überfalles des Lagers zurecht gelegt, das Schwert aus der Scheide gezogen, das Gewehr geladen, die Spieße bereit, — er brauchte vorläufig nichts zu besorgen. Und doch kann er nicht schlafen. (Str. 2.) Alles um ihn her

liegt in der tiefsten Ruhe, die nur zuweilen (wirkungsvolle Anaphora in Str. 3.) durch das Knistern des Feuers, durch den Schrei eines verirrten Geiers, durch das Stampfen eines träumenden Pferdes oder durch das Greifen eines träumenden Reiters nach dem Wurfspieße für Augenblicke unterbrochen wird. (Str. 3.) Da plötzlich ändert sich die Scene. Das Mondlicht erlischt. Eine gespenstische Dämmerung verdunkelt die Landschaft. Die Wüstentiere, zuerst das kommende Ereignis ahnend und fliehend, jagen mit Zeichen der größten Angst vorüber. Die Pferde erwachen, schnauben und bäumen sich, auch die Menschen sind voll Angst vom Lager emporgeschnellt. Der Führer der Karavane, zunächst an einen nächtlichen Überfall denkend, ergreift die Fahne, versucht die Sammlung seiner Leute, die Abwehr des Feindes — aber der Schreck lähmt seine Glieder, gegen dieses Schreckbild vermag auch sein Mut nichts. Ein Blick nach Westen sagt ihm genug. Leise spricht er die Worte: Herr, die Geisterkaravane! — (Str. 4.) Er hat sich nicht getäuscht. Da kommt schon der Anfang des ungeheuren Zuges der Geister: Treiber, die Kameele hinter sich her ziehend, Weiber, schleierlos auf den Kameelen sitzend, dann Mädchen mit Krügen zu Fuß, vorbeisprengende Reiter. — (Str. 5.) Unaufhaltsam ziehn sie vorbei, unabsehbar, unzählbar. Und ein neues Schrecknis thut sich den zitternden Reisenden kund. Auch rings um sie herum erhebt sich's und wird lebendig, und es einen sich Knochen und Sand zu Kameelen und Männern, welche sofort dem Zuge sich anschließen. (Str. 6.) Und nun unterbricht der Dichter die Schilderung seines grausigen Erlebnisses, von welchem er vorläufig keine neuen Züge mitzuteilen hat, mit der Erklärung desselben. Es ist dies die jährlich einmal wiederkehrende Geisternacht, in welcher die große Wüste all' ihren Raub, all' den zu Staub zertretenen Raub an Menschen- und Tierleben herausgeben muß, damit die auf Stunden dem Leben zurückgegebenen Menschen ihren Zug nach Mekka, der heiligen Stadt, antreten und dort ihre Gebete verrichten können. (Str. 7.) Noch immer zieht's nach Osten vorwärts, während bereits der Anfang des Zuges zurückkehrend vorbeieilt. So haben diese „nächtigen Zieher" den schier endlosen Weg von dem grünen Vorgebirge, dem Westkape Afrikas, bis zur Babel-Mandeb-Enge, dem östlichsten Punkte desselben Erdteils, in kurzer Frist zurückgelegt. Noch hat das Reitpferd des unfreiwilligen Zuschauers sich nicht befreien können. (Str. 8.) Aber während alles in Verwirrung ist, und die Pferde besonders im höchsten Grade der Angst ausschlagen, hat der Führer seine Besinnung zurückerhalten und treibt jeden Mann zu seinem Pferde, damit diese kein Unheil anrichten. Die Lebenden brauchen für sich von den Toten nichts zu fürchten. Das eine Wort Allah macht den Geisterspuk für sie unschädlich. (Str. 9.) Der letztere wird und kann nur andauern bis zum Grauen des Morgens. Dann zerfällt der Leib der nächtlichen Waller wieder in Staub, und die Knochen mischen sich aufs neue mit dem Sande der Wüste. So ist es auch. Dem ersten

Morgengrauen wiehert des Führers solcher nächtlichen Schauspiele nicht ungewohntes Roß, wie von einem Alpe erlöst, froh entgegen. Das Schreckbild ist verschwunden. (Str. 10.)

Welche Kraft entfaltet der Dichter hier in dieser Schilderung einer Vision! Wie bekommt hier alles Leben und Gestalt und Farbe! In dieser Schilderung, welche des Aufregenden so viel bietet, ohne sich in Detailmalerei des Gräßlichen eines solchen Anblickes zu verirren, vermag der Dichter uns uns nicht nur die Oede und Einsamkeit, sondern auch die Gefährlichkeit der Wüstenwanderung darzustellen. Wir sehen ja alle die Opfer, die dieses unerbittliche Sandmeer an Menschenleben schon gefordert hat, vor uns, die Verhungerten, die Verdursteten, den Raub der Wüstentiere, die Opfer der menschlichen Wüstenräuber, die Opfer des Glutwindes und der Sandwirbel; die Wüste, das große Leichenfeld, muß uns in lebenden Bildern ihre tausendjährige Geschichte vorführen. Kann ein Dichter lebendiger die Lebenzerstörerin uns schildern?

[Litterarisches: *Gude, II. S. 288.]

---

## 50. Der Mohrenfürst.

[Gedichte. 1877. S. 37.]

1.

1. Sein Heer durchwogte das Palmenthal.
Er wand um die Locken den Purpurshwal;
Er hing um die Schultern die Löwenhaut;
Kriegerisch klirrte der Becken Laut.

2. Wie Termiten wogte der wilde Schwarm.
Den goldumreiften, den schwarzen Arm
Schlang er um die Geliebte fest;
„Schmücke Dich, Mädchen, zum Siegesfest!

3. Sieh', glänzende Perlen bring' ich dir dar!
Sie flicht durch dein krauses, schwarzes Haar!
Wo Persia's Meerflut Korallen umzischt,
Da haben sie triefende Taucher gefischt.

4. Sieh', Federn vom Strauße! Laß sie dich schmücken,
Weiß auf dein Antlitz, das dunkle, nicken!
Schmücke das Zelt! bereite das Mahl!
Fülle, bekränze den Siegespokal!"

5. Aus dem schimmernden weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete fürstliche Mohr,
So tritt aus schimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle hervor.

6. Da grüßt ihn jubelnd der Seinen Ruf,
Da grüßt ihn stampfend der Rosse Huf.
Ihm rollt des Negers treues Blut,
Und des Nigers rätselhafte Flut.

7. „So führ' uns zum Siege, so führ' uns zur Schlacht!“
Sie stritten vom Morgen bis tief in die Nacht.
Des Elephanten gehöhlter Zahn*)
Feuerte schmetternd die Kämpfer an.

8. Es fleucht der Leu, es fliehn die Schlangen
Vor dem Rasseln der Trommel, mit Schädeln behangen.
Hoch weht die Fahne, verkündend Tod;
Das Gelb der Wüste färbt sich rot. —

9. So tobt der Kampf im Palmenthal!
Sie aber bereitet daheim das Mahl;
Sie füllt den Becher mit Palmensaft,
Umwindet mit Blumen der Zeltstäbe Schaft.

10. Mit Perlen, die Persias Flut gebar,
Durchflicht sie das krause, schwarze Haar,
Schmückt die Stirne mit wallenden Federn, und
Den Hals und die Arme mit Muscheln bunt.

11. Sie setzt sich vor des Geliebten Zelt;
Sie lauscht, wie ferne das Kriegshorn gellt.
Der Mittag brennt und die Sonne sticht:
Die Kränze welken, sie achtet's nicht.

12. Die Sonne sinkt, der Abend siegt;
Der Nachttau rauscht, und der Glühwurm fliegt.
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodill,
Als ob es der Kühle genießen will.

13. Es regt sich der Leu und brüllt nach Raub,
Elephantenrudel durchrauschen das Laub.
Die Giraffe sucht des Lagers Ruh',
Augen und Blumen schließen sich zu.

14. Ihr Busen schwillt vor Angst empor:
Da naht ein flüchtiger, blutender Mohr.
„Verloren die Hoffnung, verloren die Schlacht!
Dein Buhle gefangen, nach Westen gebracht!

15. An's Meer! Den blanken Menschen verkauft!“
Da stürzt sie zur Erde, das Haar zerrauft,
Die Perlen zerdrückt sie mit zitternder Hand,
Birgt die glühende Wange im glühenden Sand.

2.

1. Auf der Messe, da zieht es, da stürmt es hinan
Zum Cirkus, zum glatten, geebneten Plan.
Es schmettern Trompeten, das Becken klingt,
Dumpf wirbelt die Trommel, Bajazzo springt.

2. Herbei, herbei! — das tobt und drängt;
Die Reiter fliegen; die Bahn durchsprengt
Der Türkenrapp' und der Brittenfuchs;
Die Weiber zeigen den üppigen Wuchs.

---

*) Die Trompete der Neger.

3. Und an der Reitbahn verschleier-
tem Thor
Steht ernst ein krausgelockter Mohr;
Die türkische Trommel schlägt er laut,
Auf der Trommel liegt eine Löwen-
haut.

4. Er sieht nicht der Reiter zier-
lichen Schwung,
Er sieht nicht der Rosse gewagten
Sprung:
Mit starrem, trock'nem Auge schaut
Der Mohr auf die zottige Löwenhaut.

5. Er denkt an den fernen, fernen
Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den
Tiger,
Und daß er im Kampfe geschwungen
das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager ge-
kehrt;

6. Und daß Sie Blumen für ihn
gepflückt,
Und daß Sie das Haar mit Perlen
geschmückt —
Sein Auge ward naß, mit dumpfem
Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd
zersprang.

**1. Erläuterungen:** I. Str. 2. Die Termiten, weiße Insekten, welche unter dem Namen weiße Ameisen bekannt sind, gehören zwar nicht zu dem Geschlechte der Ameisen, leben aber wie diese in einem gemeinsamen Neste und führen die seltsamsten, kunstvollsten Bauten aus. Es besteht ihr Staat aus König und Königin, Geschlechtstieren, unfruchtbaren Arbeitern und Soldaten. Die Männchen und Weibchen, welche wahrscheinlich nur in der Regenzeit mit Flügeln versehen sind, die sich übrigens leicht abbrechen lassen, vollziehen in Zeiten der Überfüllung des Nestes das Schwärmen, stürzen sich dann in die menschlichen Wohnungen, von den Lichtern derselben angezogen, und erfüllen die Luft mit einem laut rasselnden Geräusche. Es soll einen furchtbaren, fast gespenstischen Anblick gewähren, im Halbdunkel die weißliche, in ihren Umrissen beständig wechselnde Wolke dieser Tiere tanzen zu sehen.

**Str. 3,** 2. „Sie flicht" = flicht dieselben (die Perlen).

V. 3. Sehr schöne Korallen werden im persischen Meerbusen gefischt.

**Str. 6.** Des Nigers rätselhafte Flut. Rätselhaft ist sie natürlich nur uns, die wir Innerafrika noch immer nicht gründlich kennen, nicht dem Fürsten, der dies Land beherrscht.

**Str. 10,** 3. Es ist ein Mangel, ein so unbedeutendes Wörtchen, wie „und", zum Reimwort in einem männlichen Reime zu verwenden und dadurch von dem ganzen Satze, den es beginnt, loszureißen.

**Str. 12.** Die Sonne sinkt, und der Abend (die Nacht) siegt: ein prächtiges, tiefergreifendes Vorspiel zu dem Folgenden. Denn so unterliegt auch ihr Verlobter dem mächtigeren Feinde, so sinkt auch die Sonne ihres Glückes vor der Nacht namenlosen Schmerzes.

II. **Str. 5.,** 2. Der Tiger ist in Afrika nicht heimisch.

**2. Der Grundgedanke des Gedichtes** ist leicht zu erkennen: Die Neger, welche uns zu Gesichte kommen und meist uns nur ein Gegenstand der Neugierde und Unterhaltung sind, haben auch ihre Lebensgeschichte

und zwar sehr oft eine traurige, ja hochtragische. Wir amüsieren uns an ihrem Anblick und denken uns fast nie in ihre Lage, in ihre Leiden.

**3. Gedankengang — Disposition.** Nicht nur bei den Weißen giebt es zerbrochene Herzen, zerstörtes Lebensglück, die Neger sind auch Menschen, empfinden, hoffen und leiden, wie wir. Dieser Gedanke ist gewiß so allseitig anerkannt, als er alt sein wird, obwohl er selten ausgesprochen sein mag und von uns nicht grade häufig gedacht wird. Wie ergreifend ist aber dieser Gedanke von Freiligrath individualisiert worden! Zwei lebende Bilder — und ein ganzes Leben eines Negers ist erzählt. Und welch ein Kontrast ist zwischen diesen beiden Bildern! Dort ein Mohrenfürst, schön, reich, jugendfroh, tapfer, innig liebend und innig geliebt — hier ein Mohrensklave, traurig, vereinsamt, als Lockmittel und Anziehungspunkt für einen Cirkus verwertet, ein Gegenstand der teilnahmlosen Neugier, und dabei so heimweh- und liebeskrank, so todunglücklich. Dort in der Heimat, hier in der Fremde! Dort geliebt, hier mißachtet oder mißhandelt! Dort mit der Löwenhaut geschmückt, die hier zum Schmuck der Trommel dient, die er zu schlagen verurteilt ist. Dort von seinen Scharen kampfesfroher, krieg- und jagdlustiger Eingeborener umgeben, die ihn bewundern und verehren, hier ein Anblick für Fremde, die ihn begaffen, eine Ware für den Besitzer, der ihn ausnutzt. Dort eine Braut, erst so glücklich mit ihm verbunden, nun von ihm getrennt auf Nimmerwiedersehen! Man denke diese Gegensätze aus, und das Gedicht muß uns ergreifen, ja der Anblick eines jeden Negers, der uns in ähnlicher Lage aufstößt, muß in uns die teilnahmvolle Frage erwecken: Was für einen traurigen Lebenspfad mag dieser Arme schon gewandert sein!

Und nun die prächtige Ausführung! Das erste Gedicht zerfällt in zwei größere Abschnitte:

I. Aufbruch zum Kampfe und der Kampf selbst. Str. 1.—8.

1. Der Mohrenfürst im kriegerischen Schmucke, umgeben vom kampfbereiten Heer. Str. 1.
2. Während das Heer vor Kampflust brennt und zum Aufbruche drängt, nimmt der Fürst im Zelte von seiner Geliebten einen innigen, siegesfrohen Abschied, reicht ihr noch köstliche Geschenke (Perlen und Straußenfedern) als Abschiedsgabe, verheißt baldige, siegreiche Heimkehr und erwartet dann festlichen Empfang. Str. 2—4.
3. Der Fürst tritt kampfbereit zu seinem Heere — ein prächtiger Anblick, der alle zum froheſten Siegesjubel begeistert. Str. 5. 6.
4. Der Kampf beginnt und währt bis zur Nacht, ein furchtbares Ringen, ein grimmiges Würgen und Blutvergießen ohne Entscheidung. Str. 7. 8.

II. Erwartung des Sieges und des Siegers — und die Trauerbotschaft. (Str. 9.—15.)
1. Die Geliebte in froher Stimmung (Str. 9.—11.)
a) bereitet das Mahl,
b) schmückt das Zelt des Geliebten (Str. 9.),
c) schmückt sich selbst (Str. 10.),
d) harrt vor dem Zelte des Geliebten in gespannter Erwartung auf den Ausgang des Kampfes und die Heimkehr des teuren Siegers. (Str. 11.)
2. Die Geliebte in banger Ahnung. (Str. 12—14, 2.)
a) Die unheimlich veränderte Umgebung am Abend weckt die Angst. (Str. 12.)
b) Die Töne der Raubtiere vermehren die Angst. (Str. 13, 1. 2.)
c) Tiere und Pflanzen finden die Ruhe, dieses Menschenherzens Angst wächst immermehr. (Str. 13, 3. 4. Str. 14, 1. 2.)
3. Die Schreckenskunde: (Str. 14, 3. 4. 15, 1.)
a) die Schlacht verloren (Str. 14, 3.),
b) der Buhle gefangen (Str. 14, 4.),
c) der Buhle an die Weißen verkauft! (Str. 15, 1.)
4. Die Geliebte in ihrem Schmerze. (Str. 15, 2—4.)

So enthält auch das zweite Gedicht in den zwei Teilen, in welche es sich zerlegt, einen tiefergreifenden Gegensatz.

I. Die äußere Erscheinung und das Geschäft des Mohren. (Str. 1—3.)
1. Die Messe, der Cirkus, der Bajazzo, die Reitpferde und Kunstreiter — als Hintergrund. (Str. 1. 2.)
2. Die Hauptperson unseres Bildes: Der Mohr:
a) ernst,
b) die Trommel mechanisch schlagend (Str. 3.).

II. Die Empfindungen des Mohren und ihr Ausbruch. (Str. 4—6.)
1. Ohne Teilnahme für die bunte Lust der Umgebung steht er da. (Str. 4, 1. 2.)
2. Starr schaut sein Auge auf die Löwenhaut, die einst seinen Nacken geziert, die jetzt die Trommel schmückt. (Str. 4, 3. 4.)
3. Seine Gedanken führen ihn von dem Anblick der Löwenhaut rückwärts in die Heimat, zu seinen Thaten auf der Jagd und im Kriege, zur letzten Schlacht, aus welcher er zu seiner geschmückten Braut heimzukehren gedachte, um aus ihren Händen den Siegespreis zu empfangen. (Str. 5—6, 2.)

4. Der Kummer über sein trauriges Loos, noch mehr aber Heimweh und Liebe erfassen die Seele aufs neue und mit voller Kraft; er zerschlägt die Trommel unabsichtlich, aber im Ausbruch seiner Gefühle. (Str. 6, 3. 4.)

4. **Die Schilderung** ist auch hier eine meisterhafte. Kräftige, überraschend glückliche Vergleiche, wie der Kriegerschwarm und sein Tosen und Wogen mit dem lärmenden Schwärmen der Termiten; der schöne Vergleich des Mohren mit dem Monde, in einer Strophe gegeben und doch so reich an Vergleichungspunkten, wenn man an die Farben des Mondes und des Mohren, der Wolken und des Zeltes, an den prächtigen Anblick des Heraustretens des Mondes aus der Wolke, des Mohren aus dem Zelte denkt; der stumme Vergleich zwischen dem Siege der Nacht über die Sonne und dem Siege des Feindes und Unheils über ihren Freund und ihr Glück (Str. 12.); der stumme Kontrast zwischen den sich schließenden Augen der Tier- und Blumenwelt und den Augen des unglücklichen Weibes, welche die Angst groß und starr macht, wie diese auch den Busen emporschwellen läßt. Und im zweiten Gedichte erst das starre, trockne — dann nasse Auge des Negers, welch ein Kontrast! Und welch' eine Wirkung übt die zweiteilige Anaphora: Und daß *er* — und daß *Sie* auf den Leser und Hörer aus! Wie vermag uns Freiligrath jede Stimmung auch durch die Sprache so leicht hervorzurufen, das stolze Siegsgefühl und die rasende Angst und den dumpfen Schmerz so in Worten zu malen! Wir glauben schon am Schall der Worte zu hören, daß eine Schlacht tobt oder eine lärmende Messe stattfindet, des Inhaltes der Worte meinen wir nicht zu bedürfen. Wie harmonisch ist die Schilderung des Abends in I., Str. 12. 13! Und dazu nehme man die kräftigen, inhaltsvollen Beiwörter: den goldumreiften, den schwarzen Arm (damit ist das uns an dem Negerarme Auffallende der Farbe und des Goldschmuckes hinreichend charakterisiert); die *triefenden* Taucher; die *schädelbehangenen* Trommeln, den *lauen* Strom, die *glühende* Wange im *glühenden* Sand ꝛc. ꝛc. Es ist ein wahres Meisterstück in der Darstellung und gehört unbedingt zu den schönsten Gedichten, welche die Muse dem Dichter geschenkt hat. —

---

## 51. Die Tanne.

[Gedichte. 1877. S. 125.]

### 1.

1. Auf des Berges höchster Spitze
Steht die Tanne schlank und grün,
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn.

2. Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

3. Ja, der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenschwangre Nadelkissen.

4. Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen, braunen
Winzig klein, und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen,

5. Die des Berges Grund befahren
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

6. Wirr läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln in's Gewölbe;
Diamanten sieht sie prangen
Und des Goldes Glut, die gelbe.

7. Aber oben, mit den dunkeln
Ästen sieht sie schön'res Leben;
Sieht durch Laub die Sonne funkeln
Und belauscht des Geistes Weben,

8. Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt;

9. Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorübersaus't,
Eine Wildschur um die Lenden,
Eine Kiefer in der Faust.

10. Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

11. Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Tiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

12. Menschen fern; — nur Rot-
wildstapfen
Auf dem moosbewachs'nen Boden:
O, wohl magst Du deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

13. O, wohl magst Du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen,
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgentau behängen.

14. O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du trotzig rauschen!
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immergrün zu stehen —
Tanne, könnt ich mit dir tauschen!

2.

1. Inmitten der Fregatte
Hebt sich der starke Mast
Mit Segel, Flagg' und Matte:
Ihn beugt der Jahre Last.

Der schaumbedeckten Welle
Klagt zürnend er sein Leid:
„Was hilft mir nun dies helle,
Dies weiße Segelkleid?

3. Was helfen mir die Fahnen,
Die schwanken Leiterstricke?
Ein starkes innres Mahnen
Zieht mich zum Forst zurücke.

4. In meinen jungen Jahren
Hat man mich umgehauen;
Das Meer sollt ich befahren
Und fremde Länder schauen.

5. Ich habe die See befahren;
Meerkön'ge sah ich thronen;
Mit schwarzen und blonden Haaren
Sah ich die Nationen.

6. Isländisch Moos im Norden
Grüßt' ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab' Zwiesprach ich gehalten.

7. Doch nach dem Heimatberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich in's Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

8. O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!"

**1. Erläuterungen.** I. **Str. 2.** Die Arme der Tanne = ihre Zweige. Eine Personifikation, der wir auch sonst häufig begegnen, z. B. in Hölderlins Rückkehr in die Heimat:

Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt.

**Str. 3.** Regenschwanger = mit Regen angefüllt. — Nadelkissen ist auch eine Metapher, von der Anschauung entlehnt, daß die Tanne all' ihre Nadeln in die Wolke hineinstecke und dadurch den Regen hervorlocke.

**Str. 4.** Die Alraunen faßt Freiligrath hier als gleichbedeutend mit Zwergen. Das sind nun die Alraunen nicht. Vielmehr ist alruna die alte Bezeichnung einer persönlich gedachten Pflanze (der Mandragora officinalis). Die Wurzel dieser Pflanze soll menschlich gestaltet sein, und ihr Ausreißen wird nach Grimm (Mythologie II, S. 1154) folgendermaßen beschrieben:

„Wenn ein Erbdieb [der noch reiner Jüngling ist] erhängt wird [und das Wasser oder den Samen fallen läßt*)], wächst unter dem Galgen die breitbrättrige, gelbblumige Alraun. Beim Ausgraben ächzt und schreit sie so entsetzlich, daß der Grabende davon sterben muß. Man soll also Freitags vor Sonnenaufgang, nachdem die Ohren mit Baumwolle oder Wachs verstopft sind, einen ganz schwarzen Hund, an dem kein weißes Härchen sei, mitnehmen, drei Kreuze über die Alraun machen und rings herum graben, daß die Wurzel nur noch an dünnen Fasern hange. Dann werden diese mit einer Schnur an den Schwanz des Hundes gebunden, dem Hund ein Stück Brot gezeigt und eiligst weggelaufen. Der Hund, nach dem Brote gierig, folgt und zieht die Wurzel aus, fällt aber von ihrem ächzenden Wehruf getroffen tot hin. Hierauf wird die Wurzel aufgehoben, mit rotem Wein gewaschen, in weiß und rote Seide gewickelt, in ein Kästlein gelegt, alle Freitage gebadet und alle Neumonde mit neuem weißem Hemdlein angethan. Fragt man sie nun, so offenbart sie künftige heimliche Dinge zu Wohlfahrt und Gedeihen, macht reich, entfernt alle Feinde, bringt der Ehe Segen, und jedes über Nacht zu ihr gelegte Geldstück findet man frühmorgens verdoppelt, doch überlade man sie nicht damit. Stirbt ihr Eigner, so erbt sie der jüngste Sohn, muß aber dem Vater ein Stück Brot und Geld in seinen Sarg legen. Stirbt er vor dem Vater, so geht die Alraun über auf den ältesten Sohn, der aber seinen jüngsten Bruder ebenso mit Brot und Geld begraben muß."

**Str. 7.** Während die bergbefahrenden, die Metalle bearbeitenden Waldleute (auch wilde, Holz-, Moosleute genannt) als Zwerge gedacht werden, faßt die Sage den wilden Mann, den Obersten derselben, als ein riesenmäßiges Ungeheuer auf. Die verschiedenen Gebirge haben verschiedene Berggeister, das Fichtelgebirge den Katzenveit, das Riesengebirge den Rübezahl (slavischer Name = Rybrcol), der Harz den Gübich. Von diesen größeren Berggeistern weiß die Sage zu berichten, daß sie Tannenbäume in der Hand tragen. (Str. 9.)

**Str. 9.** Hier scheint der Dichter wieder mehr an den wilden Jäger zu denken, dessen Zug besonders in der Zeit der Wintersonnenwende, in der

*) Die Klammern sind in usum Delphini angebracht.

Zeit der Zwölften (Siehe die Erläuterung zu dem Gedichte Göthes: „Der getreue Eckart“ Bd. II.) stattfinden soll.

Die Wildschur ist das Fell eines Wolfs (von poln. wlczura = Wolfspelz) oder Bären, welches mit nach außen gekehrter rauher, haariger Seite getragen wird.

**Str. 12.** Die Loden sind die jungen, schlank aufgewachsenen Bäume; hier scheint die ganz junge Tannensaat gemeint zu sein, gewissermaßen die Kinderschar der lebenskräftigen und lebenslustigen Tanne, welche sich unter ihren Augen jährlich vermehrt und kräftig heranwächst.

**Str. 13.** Das Haar der Tanne — eine ähnliche Metapher, bezw. Personifikation, wie oben die Arme.

II. **Str. 1.** Fregatte ist ein leichtes Kriegsschiff. — Matte = eine grobe, feste Decke zum Schutze der Taue und Masten, damit die letztgenannten nicht durch Tauwerk zerrieben werden.

**Str. 6** Borden = Küstenstriche.

**Str. 8.** Halde = Bergabhang, vgl. helden = sich neigen, schräge stehen.

**2. Grundgedanke:** Wie glücklich ist die Jugendzeit, die in der Heimat verlebt werden darf. — Die größten Herrlichkeiten in der Fremde können die Heimat nicht ersetzen, die höchsten Auszeichnungen des späteren Lebens reichen nicht an das Glück der Jugend heran. —

**3. Die Form:** Das 1. Gedicht ist in Trochäen, das zweite in jambischen Versen geschrieben. Dort sind 4 vollständige Trochäen und folglich weibliche Reime (abab = gekreuzte Reime)*), hier dreifüßige jambische Verse, von welchen V. 1 und 3 immer eine überschüssige Silbe haben, wäh- V. 2 und 4 bald 6, bald 7 Silben zählen. Somit ist der V. 1 und 3 immer weiblich, der 2. und 4. Vers bald männlich, bald weiblich gereimt.

Außerdem ist des Dichters Wort: „Tanne! könnt' ich mit dir tauschen!“ am Schlusse des ersten Gedichtes eine Zusatzzeile, so daß Str. 14 aus fünf Versen besteht (mit dem Reimbilde abaab).

**4. Zum Verständnisse:** Der Dichter wünscht am Schlusse des ersten Gedichtes mit der Tanne tauschen zu können; die Tanne erscheint ihm als des größten Glücks teilhaftig. Sie spielt mit den Wolken und belauscht die Zwerge, behorcht den Gesang der Vögel, das Gemurmel der Bäche, freut sich an dem Anblick der lebensfrohen Hirsche und Rehe, welche bislang des Jägers Auge nicht erspäht, des Hundes Bellen und der Büchse Knall noch nicht erschreckt und verstört hat, sie freut sich endlich ihres eigenen Nachwuchses. Solch' ein Leben, ganz in Freiheit und in die schöne Sagenwelt versenkt, im höchsten Frieden genossen, im Kreise einer glücklichen Familie geführt, wünscht sich der Dichter, der schon in seiner Jugendzeit aus Heimat und Elternhaus, stiller Freude und sinniger Naturbetrachtung, aus dem Reiche der Poesie und Sage

*) Nur Str. 1, 8 und 9 haben auch einen männlichen Reim.

in die Laufbahn des Kaufmannes gelenkt, in fremde Kreise geführt, zu unpoetischer Arbeit angehalten worden ist. Er beneidet die Tanne — bis er auf ihr Ende schaut, wo auch sie ihrem Lebensboden entrissen, fern von der Heimat unglücklich ist trotz scheinbarer Herrlichkeit. Sie ist heimwehkrank und wird die Heimat nicht mehr wiedersehen. Da ist der Dichter doch glücklicher; er hat noch eine Heimat, in welche er, nachdem er die Fremde durchgekostet hat, sich einst zurückziehen kann. Er beneidet die Tanne nicht mehr.

5. **Schriftliche Aufgaben:** Die Lebensgeschichte eines alten Mastbaumes. Von ihm selbst erzählt.

---

## 52. Hurrah, Germania!

Juli 1870.

[Rheinische Zeitung 31.*) Juli 1873. — Lieder zu Schutz und Trutz. Prachtausgabe. I. S. 205.]

1. Hurrah, du stolzes, schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Julizeit
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig wohlgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

2. Du dachtest nicht an Kampf und Streit:
In Fried', in Freud', in Ruh'
Auf deinen Feldern, weit und breit,
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Ährenkranz
Die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn über'm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah! Germania!

3. Da warfst die Sichel du in's Korn,
Den Ährenkranz dazu;
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief atmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein, zum Rhein, zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah! Germania!

4. Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

5. Schwaben und Preußen Hand in Hand;
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
Wir fragen's heut nicht mehr!

---

*) Am 19. Juli ward die Kriegserklärung Frankreichs in Berlin überreicht.

Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du große Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

6. Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh' dir, Gallia!
Weh', daß ein Räuber dir das Schwert
Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

7. Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes teure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor fremdem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt und Art, —
Für jeden heilgen deutschen Hort,
Hurrah! zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

8. Auf, Deutschland, auf, und Gott mit Dir!
Ins Feld, der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Blut's, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor,
Hurrah, Germania!
Hurrah, Viktoria!
Hurrah, Germania!

1 **Erläuterungen. Ser. 1.** Ganz getreu der in dieser Strophe gegebenen Schilderung wird Germania auf zahlreichen, zum Teil vortrefflichen Bildern dargestellt, wie sie auf einem Berge am rechten Rheinufer (z. B. auf dem Niederwald) mit gezücktem Schwerte und vorgebeugtem Leibe dasteht, eine zornige und schlachtenfrohe Jungfrau oder Frau. —
risch = vgl. Erl. I. S. 63.

**Str. 4.** Vergessen ist der alte Span. Span bedeutet eigentlich ein von Holz, Eisen, Horn, Papier ꝛc. abgetrenntes dünnes Stückchen, besonders häufig den Holzsplitter (wie er z. B. zum Leuchten als Licht- oder Kienholzspan gebraucht wird), dann aber auch die Zersplitterung, Trennung, Spaltung, Uneinigkeit. Und so auch hier: Der alte Groll, welchen die Süddeutschen gegen Preußen hatten, den die Annektierten des Jahres 1866 gegen den Eroberer bislang gehegt haben mochten, ist jetzt vergessen. Dem auswärtigen Feinde gegenüber ist Deutschland eins!

**Str. 5.** enthält eine Anspielung auf das Lied Arndts: Was ist des Deutschen Vaterland? Der Dichter übersieht in seiner Freude über Deutschlands Einigung, daß doch noch ein großer Teil deutscher Brüder, nämlich die deutschredenden Östreicher, vom deutschen Reiche losgelöst und ausgeschlossen sind. Arndts: „Deutsches Vaterland" dürfen wir also immer noch als größer ansehen, als das deutsche Reich. Noch ist Alldeutschland nicht geeint (vgl. Str. 6.).

**2. Gedankengang** des Gedichtes.

Die kampfbereite Wehrkraft Deutschlands stellt uns der Dichter unter dem Bilde des stolzen, schönen Weibes Germania dar und redet sie an: Schnell bist du, Germania, nach dem Rheine geeilt, gegürtet und gerüstet, zornig über den Frevel der französischen Kriegserklärung, froh, da du alle deine Kinder geeint siehst, voll Zuversicht, da du für eine gerechte Sache kämpfst. (Str. 1.) — Noch vor kurzem lagst du, Deutschland, der vollsten Friedensarbeit ob, du mähtest die Ernte deiner Kornfelder, da drang plötzlich, vollständig ungeahnt, der Kriegsruf Galliens an dein Ohr. (Str. 2.) Unvermutet traf er dich, Germania, und ungerüstet, aber du bedurftest keines langen Vorbereitens, um dich wehrhaft zu machen; Sichel und Ährenkranz warfst du ins Korn und, nachdem der erste Zornesausbruch vorüber war, riefst du alle deine Kinder und hießest sie eilend am Rheine sich sammeln*). (Str. 3.) — Und sie kommen alle, die Kinder, welche Germania gerufen hat: vom Haff im fernen Osten aus der Provinz Preußen, aus Mecklenburg und aus Schleswig und Holstein, den neugeeinten deutschen Ländern am Belte, von der Oder die wackeren Schlesier und Pommern, von der Elbe die Sachsen und Brandenburger, die Hannoveraner und Hessen von der Weser, die wackerem Schwaben vom Neckar, die Baiern, und alle — alle! Sogar der Main, dieser unglückliche Strom der Grenze von Nord- und Süddeutschland, flutet mit Macht heran und reißt die Mainlinie zusammen. Alles, was trennte, ist vergessen oder abgethan, alle sind eins. (Str. 4.) — Alle deutschen Staaten sind verbündet, die Streitmacht von Nord und Süd ist zu einem Heere vereint, die Frage Arndts: Was ist des Deutschen Vaterland? ist nun beantwortet: Das ganze Deutschland soll es sein! Ein Geist beseelt alle Verbündeten, Ein Arm ist ihre gesamte Wehrkraft geworden, Ein Leib und Ein Wille ist seit heute das große, weite Deutschland. Ist eine solche Zeit je erlebt worden? Ist es nicht eine große Zeit? (Str. 5.) — Deutschland ist stark, weil es einträchtig ist, Deutschland ist siegsgewiß, weil dieser Kampf für seinen Herd und sein Heim ihm eine Ehre, dem Feinde aber, welcher von einem Kronenräuber, einem Usurpator, das Schwert sich in die Hand drücken und zu einem frevelhaften Kampfe mißbrauchen läßt, eine unauslöschliche Schande ist. (Str. 6.) — Alle deutschen Güter haben wir in diesem Kriege gegen den fremden Frevelmut zu verteidigen. Wir kennen unsere Verantwortung, unser Loos, wenn wir unterliegen sollten, unsern Preis, wenn wir siegen. (Str. 7.) — Und wir werden siegen. Denn Gott wird mit der gerechten Sache sein. Wohl wird es große

*) Der dreimalige Ruf „zum Rhein!“ ist ein Zeichen, daß die Sache eilig ist; dann zeigt derselbe, wo das Vaterland bedroht ist; im Westen, von dem Volke, welches uns stets den Rhein mißgönnt hat und ihn als Grenze höchstens gelten lassen wollte. Der Rhein ist bedroht, Deutschlands Strom nicht nur, sondern Deutschlands größter, schönster, sagenreichster Strom!

Opfer kosten, und wir gedenken derselben mit Wehmut, noch ehe das erste Blut geflossen ist. Aber mit diesen Opfern wird der Sieg nicht nur, sondern Deutschlands Größe, Kraft und Unabhängigkeit in vorher nicht gesehenem Grade erkauft werden. Und um solchen Preis ist das Opfer nicht zu groß, welches dargebracht werden muß. Unsere zuversichtlichste Hoffnung ist der Sieg und Deutschlands volle Einigkeit. Darum begrüßt der Dichter mit Hurrah sein Vaterland, er triumphiert vor der Schlacht und darf es. (Str. 8.) — Der Refrain, jener nachmals von den Franzosen so gefürchtete Schlachtruf der Deutschen, ist der Ausdruck des Stolzes, mit welchem der Dichter auf sein neugebornes Vaterland schauen kann, der Freude über die herzliche Eintracht aller deutschen Volksstämme, der Zuversicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde, der Kampfeslust und Kämpferkraft, welche aus dem heiligen Zorn über den Frevel der Kriegserklärung hervorgeht, mag man auf die Form oder den Vorwand jenes, mag man auf das Frevelhafte jedes begonnenen Krieges seinen Sinn richten. Es ist nicht der Übermut, die Vermessenheit, welche den Feind unterschätzt, die Frivolität, welche des göttlichen Segens nicht zu bedürfen glaubt, der Leichtsinn, der den Krieg mit all seinen Schrecken als eine interessante Abwechslung in dem Einerlei des Friedens ansieht, es ist nicht eines dieser Gefühle, welches hier den Sieg vorausverkündet, sondern der frohe Mut, welchen Eintracht und gerechte Sache in einer Zeit großer Gefahr darreichen.

[Litterarisches: *Gude IV, S. 363.]

---

## 53. An Wolfgang im Felde.

12. August 1870.

[Lieder zu Schutz und Trutz. Prachtausgabe III. S. 19.]

1. Daß bald dies Blatt Dich finde,
Wohl wünsch' ich's, lieber Sohn!
Drum werf' ich's in die Winde,
Die bringen es Dir schon.
Die werden es zu Dir tragen,
Wo immer auch Du weilst;
Wo, wenn die Schlacht sie schlagen,
Du treu zur Wahlstatt eilst.

2. Du wolltest im heiligen Kampfe
Mitkämpfen, Deutschlands wert;
Nun stehst Du im Pulverdampfe,
Doch ziehst Du nicht das Schwert.
Nun übst Du im Gefilde,
Statt mitzuhau'n im Streit,
Ein Amt der Lieb' und Milde,
Ein Amt der Menschlichkeit.

3. Dich trieb Dein Herz, das warme,
Aus England trieb's Dich her;
Das rote Kreuz am Arme,
Bist Du gefolgt dem Heer.
Die bleich und unverbunden
Am blut'gen Boden ruh'n,
Die Sterbenden, die Wunden
Erquickst Du freundlich nun;

4. Träufst Labung auf die Lippe,
Die dürr und brennend lechzt;
Legst weicher ins Gestrüppe
Die Brust, die fliegend ächzt;
Hörst manches letzte Flehen
Im Nachtwind leis verweh'n;
Der Mond lugt über die Höhen —
Und Du wirst sterben seh'n. —

5. Sei stark, mein Wolf! nicht beben!
Schwerernst ist Deine Pflicht;
So grimm sah'n Tod und Leben
Dir nie noch in's Gesicht;
Im Frieden still befriedet,
Blieb weich Dein gutes Herz —
Des Krieges Erzzeit schmiedet
Und hämmert es zu Erz!

6. Das sei Dir unverloren!
Fest, tapfer allezeit,
Verdien' Dir deine Sporen
Im Dienst der Menschlichkeit!
Rundum der Kampf auf's Messer: —
Lern' Du zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist!

7. Durch Sterbende und Tote
Geh' Deines Weges treu;
Halt hoch das Kreuz, das rote,
Ob Blut und Barbarei;
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf Deinem ernsten Gang —
Und fluche nur dem Einen,
Der uns zum Schlachten zwang!

8. Fahr' wohl, fahr' wohl, mein Knabe!
Gott mit Dir für und für!
Verbinde, tröste, labe —
Mein Segen ruht auf Dir!
Und kehrst Du mit im Schwarme
Der Sieger — Knabe, dann
Fliegst Du in unsre Arme,
Kein Knabe mehr: ein Mann!

1. **Die Veranlassung des Gedichtes** ergiebt sich aus dem Inhalte selbst. Freiligraths Sohn Wolfgang war kurz nach der Kriegserklärung aus England nach Deutschland mit dem Plane geeilt, mitzukämpfen für Deutschlands Ehre, Eintracht und Macht, ward aber, weil er zu jung und schwach war, nicht zum Kriegsdienste zugelassen. Doch erlaubte ihm sein Vater, damit er doch ein Opfer seinem lieben Vaterlande bringe, den Reihen der Krieger als Krankenpfleger nachzufolgen; und das hat er unter dem roten Kreuze der Genfer Konvention auch gethan.

2. **Der Zweck** des Gedichtes ist nun nicht etwa eine Verherrlichung des eigenen Sohnes des Dichters, sondern eine Verherrlichung des Samariterwerkes der Krankenpfleger und ein Preis aller derer, welche bereit und bemüht sind, W u n d e n z u h e i l e n.

3. **Erläuterungen. Str. 1.** Es ist wahrscheinlich, daß der Dichter in den ersten 4 Versen hat sagen wollen, daß er, um das Blatt so rasch als möglich dem Sohne vor die Augen zu bringen, es in einer Zeitung veröffentlicht habe, in der Hoffnung, daß es so rascher verbreitet und auch dem bekannt werde, an dessen alleinige Adresse es scheinbar gerichtet war. Scheinbar — denn an dem B e i s p i e l seines Sohnes zeigt er die schöne Liebesarbeit des g a n z e n Standes der K r a n k e n p f l e g e r. — Bekanntlich that in jenem Feldzuge auch die trefflich organisierte Feldpost die besten Dienste.

**Str. 3.** Das rote Kreuz auf weißem Felde ist das gemeinschaftliche Erkennungszeichen aller, welche zu der Genfer Konvention gehören, die am

22. Aug. 1864 zu Genf von den gebildetsten Staaten Europas abgeschlossen wurde. Man trägt dasselbe am rechten Arme, auch werden die Geräte derselben mit diesem Kreuze versehen. Dadurch wird Person und Geräte für neutral erklärt, und der Feind darf solche Personen nicht töten, solche Geräte nicht erbeuten. Leider haben französische Ärzte diese Konvention bisweilen gebrochen und den Deutschen viele Nachteile zugefügt.*)

Str. 4. lugen = aufpassen, spähend schauen. Das Wort ist nur noch süddeutsch und schweizerisch. Davon das niederdeutsche Luke (Ausgucksloch), vgl. das engl. to look.

Str. 5. Des Krieges Erzzeit = die Zeit des Kriegs ist eine ernste, harte, den Charakter stählende Zeit. Vgl. Geibels Heroldsrufe S. 133: „Eisern, eisern ist die Zeit."

Str. 6. „Das sei dir unverloren!" soll sich wohl auf das gute Herz beziehen, welches nun zu der Güte noch die Festigkeit und Tapferkeit gewonnen hat. Mögest du dieses gute, tapfere Herz stets behalten.

Der Beruf des Krankenpflegers ist edler, als der des Kriegers, obgleich der letztere notwendig ist. Denn Wunden heilen ist ohne Frage besser als Wunden schlagen.

Str. 7. Beflecke dein rotes Kreuz, deinen allgemeinen menschlichen Beruf nicht mit Blut oder Grausamkeit, mit Verletzung deiner Pflichten. Für dich gibts keine Feinde, außer dem Einen, der den Krieg auf dem Gewissen hat.

**4. Inhaltsangabe der einzelnen Strophen:**

I. Einleitung:
1. Art der Veröffentlichung des Briefes. Str. 1.
2. Brief an Wolfgang im Felde, der
   a) nicht als Krieger, sondern
   b) als Pfleger wirkt. Str. 2. 3.

II. Der Beruf des Krankenpflegers:
1. Die Lippen der durstigen Verwundeten zu erquicken;
2. Die Verwundeten bequem zu betten und ihrer zu warten;
3. Den Sterbenden mit Trost nahe zu sein. Str. 4.

III. Die Schwere des Berufes (Str. 5, 1—4.) und der Lohn (V. 5—8.)

IV. Die Eigenschaften des echten Krankenpflegers. Str. 6. 7.
1. Fest und tapfer bei der schwersten Arbeit.
2. Voll Liebe gegen alles, was der Pflege bedarf.

---

*) So schreibt ein Schweizer Arzt: „Die Genfer Konvention ist in den Gefechten in den Wäldern von Orleans vielfach verletzt worden. Ich sah den 30. November einen französischen Militärarzt, von dem nicht nur französische Gefangene behaupteten, sondern der es selbst offen eingestand, daß er mit seinem Revolver viele preußische Gefangene erschossen. Viele Freischützen, so erzählten uns zahlreiche Verwundete, zogen bei rückgängigen Bewegungen Genfer Binden aus der Tasche. Das Schießen auf Verwundete kam öfters vor."

3. Versöhnlich, unverworren mit dem Hasse oder der Grausamkeit der Krieger.
4. Unparteilich, Freund und Feind gleich haltend.

V. Persönlicher Schluß: Str. 8.
1. Gottes Hand behüte und segne dich, wie ich dich segne und Gottes Hut über dich erbitte.
2. Thue deine Schuldigkeit im
a) Verbinden,
b) Trösten,
c) Laben.
3. Kehre einst wieder in unsere Arme aus dem Berufe, in dem du rasch zum Manne gereift bist.*)

5. **Schriftliche Aufgaben: 1.** Das Amt der Krankenwärter im Felde. — 2. Wunden heilen ist schöner als Wunden schlagen. — 3. Ein Blatt aus dem Tagebuche eines Felddiakonen.**)

---

## 54. Die Trompete von Vionville.***)

1870.

[Lieder zu Schutz und Trutz. Prachtausgabe. III. S. 98.]

1. Sie haben Tod und Verderben gespie'n;
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

2. Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammmengesprengt,
Kürassiere wir und Ulanen.

3. Doch ein Blutritt war's, ein Todesritt,
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

---

*) Dem Dichter ist der Schmerz nicht erspart geblieben, seinen heißgeliebten hoffnungsvollen Sohn Wolfgang, welcher aus dem Kriege glücklich heimgekehrt war, bald nach demselben sich im Tode vorangehen zu sehen. Ob er des Todes Keim in seinem Berufe empfangen hat? Ich weiß es nicht genau. Aber wahrscheinlich ist es mir. Wenn ich nicht irre, starb Wolfgang Freiligrath an der Auszehrung.

**) Als Quellenstudium für diese Themata empfehle ich Dr. Hottinger, der deutsch-französische Krieg, S. 135—144. Straßburg in E., Selbstverlag, eine auch sonst ganz vorzügliche Schrift. (1 ℳ 20 ₰. im Partiepreis.)

***) Das Gedicht führte früher den Namen: „Trompete von Gravelotte", offenbar in Folge einer Verwechslung des Dichters. Die Schlacht bei Gravelotte fand am 18. Aug. die von Mars-la-Tour oder Vionville am 16. Aug. statt.

4. Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun Trompeter, zum Sammeln geblasen!

5. Und er nahm die Trompet' und er hauchte hinein;
Da, — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

6. Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallnen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die wunde!

7. Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

8. Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten.

1. **Erläuterungen: Str. 1.** Sie, d. h. die V. 3 derselben Str. 1 genannten französischen Fußsoldaten und Artilleristen. — Das Verderben, welches ihre Geschosse spieen, traf zunächst nicht die Reiter, welche der Dichter mit „Wir" einführt und erzählen läßt, sondern die beiden Divisionen von Stülpnagel und von Buddenbrock von dem 3. Armeekorps, welche ihr General Konstantin von Alvensleben zum Angriff gegen den Feind am Morgen des 16. August gesandt hatte und welche bis 2 Uhr Nachmittags vier feindlichen Armeekorps stand zu halten hatten. — Diesen braven Brandenburgern, besonders denen in der schwerbedrängten Buddenbrockschen Division, eilte die Kavalleriebrigade Bredow zu Hilfe. („Wir habens nicht gelitten.")

**Str. 5.** An und für sich ist die Inversion von „die mutig mit schmetterndem Grimme ꝛc. . . . hinein", welcher Satz ein Nebensatz zu dem Hauptsatze: „Der Trompete versagte die Stimme" ist, an dieser entscheidenden Stelle, wo statt des erwarteten Tones das Wimmern hörbar wird, nicht übel angebracht; leider ist nur die Inversion zu lange, und so erschwert sie, namentlich bei dem Vortrage, das Verständnis.

**Str. 8.** „hindann" = fürder, weiter von dannen, von dort aus; eine auffallende und wohl sonst nicht bezeugte Zusammensetzung.

2. **Die geschichtliche Grundlage** erzählt Hottinger in dem oben erwähnten Buche folgendermaßen:

## „Schlacht bei Vionville = Mars=la=Tour am 16. August.

Am 16. August begann das Ringen auf's neue. Während am 14. August nur Teile der I. Steinmetz'schen Armee gekämpft hatten, fiel diesmal die Hauptaufgabe Truppen des II. Heeres unter dem Prinzen Friedrich Karl zu. Die an diesem Tage geschlagene Schlacht wird nach den Orten Vionville (spr. Wiongwill) und Mars=la=Tour (spr. Mars=la=Tuhr) genannt. Prinz Friedrich Karl selbst langte erst um 4 Uhr auf dem Schlachtfelde an, nachdem ihm im Laufe des Nachmittags gemeldet worden war, daß ein großer Kampf entbrannt sei. Er legte in einer Stunde zu Pferde eine Strecke von mehr als 6 Stunden zurück, um rechtzeitig einzutreffen.

Noch am 15. hatte sich Bazaine (spr. Basähn) aufgemacht, um westwärts über Verdun abzumarschieren. Als am Morgen des 16. französische Dragoner grade abkochten und ihre Pferde tränkten, fuhren plötzlich aus großer Nähe deutsche Granaten in ihre Reihen. In wilder Flucht jagten sie davon und brachten die französischen Lager in Bewegung. Damit begann die blutige Schlacht. Dieselbe entbrannte bald in großer Heftigkeit. Der kommandierende General des 3. preußischen Armeekorps, Konstantin von Alvensleben, befiehlt seinen beiden Divisionen von Stülpnagel und von Buddenbrock, den Feind anzugreifen. Wohl müssen es seine Brandenburger mit 2 französischen Korps aufnehmen, aber sie spannen alle Kräfte an und dringen großer Verluste ungeachtet vorwärts. Auf französischer Seite fochten ganz ausgezeichnete Truppen, z. B. die Gardekürassiere, welche in ihren stählernen Harnischen prachtvoll aussahen. Die Garde stand bei den Franzosen in gutem Rufe. Um ihre Tapferkeit zu bezeichnen, führte man gern ihren Wahlspruch an: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht." Die Deutschen ließen sich jedoch auch von ihnen nicht bange machen.

Mittags um $12^1/_2$ Uhr erhielten z. B. Gardekürassiere den Befehl, preußische Infanterie niederzuhauen. Die 6. und 7. Kompagnie des 52. Regiments erwartet, in Linie entwickelt, mit aufgenommenem Gewehre die Reiter. Als dieselben auf 250 Schritt herangekommen sind, erhalten sie mörderisch wirkendes Schnellfeuer. Die Kürassiere, welche zu entrinnen vermochten, stürmen rechts und links an den kleinen Häuflein vorüber. Nun macht das zweite Glied der Preußen kehrt und feuert von hinten auf sie. Nur ein kleiner Rest vermochte sich durch die schnellste Flucht zu retten. 22 Offiziere, 208 Kürassiere und 243 Pferde kostete dieser Reiterangriff die Franzosen. Einen besonders schmerzlichen Verlust erlitten aber auch die Zweiundfunfziger; ihr tapferer Führer, der Hauptmann Hildebrand, fiel.

Als bald darauf braunschweigische Husaren dicht am Geschütze der Gardeartillerie herankamen, bemerkten sie einen hohen französischen Offizier. Sie reiten auf ihn zu, er zieht seinen Degen. Französische Offiziere drängen sich um ihn, seine Husaren vermögen ihn nur noch mit genauer Not zu retten; es war Bazaine, welcher den Deutschen fast in die Hände gefallen wäre.

Bis Nachmittags 2 Uhr waren bereits 4 feindliche Armeekorps von dem Einen brandenburgischen am Abmarsch verhindert und in's Gefecht verwickelt worden. Und immer langten noch frische französische Truppen an. Besonders heftig drückte die Übermacht auf die Division des Generals von Buddenbrock, welche schon lange gekämpft hatte und in starkem feindlichem Geschützfeuer stand. Konnte man hoffen, daß die ermatteten Männer noch lange Stand zu halten vermöchten, zumal da der französische Marschall Canrobert (sprich: Kansrobähr) sich anschickte, mit allen ihm zu gebote stehenden Kräften einen Hauptstoß auszuführen? Sehnsüchtig schauten sie aus nach Hilfe."

„Plötzlich schmettern Trompeten und erdröhnt die Erde unter dem Hufschlag von Rossen, welche flugs daherkommen. Es ist die Kavallerie=Brigade Bredow, welche den bedrängten Kameraden zu Hilfe eilt. Eine Infanterie=Reserve hat General von Alvensleben nicht mehr zur Verfügung, darum muß er die Reiter dem Feinde entgegensenden. Die Männer da droben auf den Pferden wissen, daß es für viele unter ihnen ein gewisser Ritt in den Tod ist; denn der Empfang, auf welchen sie

zu rechnen haben, ist ein Willkomm aus den Feuerschlünden der feindlichen Geschütze und Gewehre. Sie haben den Befehl, am Walde durchzubrechen und die französischen Batterien zum Schweigen zu bringen. „Ich soll hier am Walde die Infanterie durchbrechen?“ hatte General von Bredow gefragt. „Ja wohl“, war die Antwort, „wir haben das Dorf bereits genommen und können nicht an den Wald herankommen; das Schicksal der Schlacht hängt davon ab, daß alles aufgeräumt werde, was längs des Waldes steht. Sie müssen angreifen und zwar auf das Thatkräftigste.“ Nun denn, magdeburgische Kürassiere und märkische Ulanen, drauf! Gott schütze Euch! Und wirklich: todesmutig, jauchzend stürmen sie an. Ihr Schlachtgeschrei durchdringt noch Kanonendonner und Gewehrfeuer, und nun beginnt ein gewaltiges Schlagen, Stoßen, Schießen, Aufbäumen von Rossen, Niederreiten von Menschen. Dicke Staub- und Dampfwolken hüllen eine Zeit lang Feind und Freund ein und werden dann wieder durch blitzende Schüsse durchbrochen. Wohl fallen viele, aber wer hätte Zeit, auf sie zu achten? Jede Sekunde ist kostbar, die nächste kann den eben noch Unversehrten unter die Hufe der schnaubenden Rosse werfen. Vorwärts geht's! Es ist eine wilde verwegene Jagd. Die Reiter dringen durch die ersten Reihen der Infanterie vorwärts. Die Kürassiere hauen mit ihren Säbeln, die Ulanen stechen mit ihren Lanzen nieder, was ihnen in den Weg kommt. Hurrah! Das erste feindliche Infanterietreffen ist durchbrochen, und mehrere Geschütze sind gewonnen.

In einer Batterie wurden alle Leute niedergeritten bis auf Einen. Der rief: „Ich ergebe mich, ich ergebe mich!“ Die deutschen Kürassiere verstanden jedoch den französischen Ruf nicht und hätten den Mann niedergehauen, wenn ihn ein preußischer Offizier nicht noch gerettet hätte.

Aber noch lange ist die Arbeit nicht vollendet. Weiter hinten steht eine zweite Infanteriereihe und eine zweite Batterie. Auch auf sie geht es los. Schon springen die Vordersten von ihren Pferden, um die Geschütze gegen ihre bisherigen Verteidiger zu wenden — da jagen aus dem Walde französische Kürassiere und Dragoner hervor. Werden die blutenden, müden Helden auch noch diesen Stoß aushalten? Eine Zeitlang versuchen sie's, aber nein, es liegt nicht in menschlicher Kraft! Zurück! rufen die Trompeten. Ach, wie viele hören den Ruf nicht mehr, wie viele hören ihn wohl, können ihm aber nicht mehr folgen, weil sie geschossen, zerstochen, gequetscht, zertreten zwischen den Pferden liegen! Aber die leicht oder gar nicht Verwundeten folgen ihm. Noch will Lieutnant Campbell ein Zeichen ihrer Tapferkeit mitnehmen. Er ringt mit dem Fahnenträger, um ihm das Banner zu entreißen. Da umzingelt ihn eine überwältigende Anzahl französischer Reiter. Er muß seine Kühnheit wohl mit dem Leben büßen. Nein, deutsche Kürassiere sprangen heran, hauen ihn heraus; er kann mit den Braven davon reiten. Sie reiten, aber manche von den niedergeworfenen Infanteristen haben sich wieder

kampfbereit gemacht und wollen sich rächen. Nochmals müssen die Schwerter und Lanzen blutige Arbeit verrichten. Major Graf Schmettow befiehlt, daß das Regimentssignal geblasen werde. Aber wo ist ein Trompeter? 10 waren gefallen. Doch er findet noch einen. Der setzt an, aber was für ein klagender Ton dringt aus der Trompete hervor! Eine Kugel hatte sie durchlöchert. Es war, als ob die Töne, welche daraus hervorächzten, mit einstimmen wollten in das Jammern der Verwundeten und den Toten ein Klagelied singen. Von den kaum 800 Mann starken 6 Schwadronen verloren

die Kürassiere 7 Offiziere, 189 Mann, 209 Pferde,
die Ulanen 9 " , 174 " , 200 "

Schmettow schrieb: „Jeder von uns konnte sich sagen, daß Gottes Gnade allein ihn bewahrt; daß soviel noch herausgekommen, ist ein Wunder, eigentlich konnte keiner darauf rechnen."

Dieser Todesritt erregte selbst bei den Gegnern Bewunderung.

So sagte z. B. ein französischer General von den deutschen Reitern: „Sie waren wie ein Sturmwind in meiner Batterie. Ich rettete mich mit genauer Not, als die Reitermasse dicht an mir und meinen Adjutanten vorübersauste und meine Batteriemannschaft zertrat, aber es war ein so großartiges militärisches Schauspiel, daß ich mich trotz der Gefahr nicht enthalten konnte, meine Bewunderung auszusprechen. Im Zurückjagen rief ich meinem Adjutanten zu: „Sehen Sie, welch ein prachtvoller Angriff!" — —

„Dieser Reiterangriff hatte der Division Buddenbrock wieder Luft gemacht."

Nun traf auch im Lauf des Nachmittags das 10. Armeekorps (Hannoveraner) unter General von Voigts-Rhetz ein, ebenso Teile des 8. und 9. und die 25. Division (Hessen-Darmstadt). Die Verluste waren ungeheure.

„Die Zweiundfünfziger (Brandenburger) büßten 50 Offiziere und 1202 Mann, die Elfer 41 Offiziere und 1119 Mann ein. Ebenso wie die Brigade Bredow unternahmen Gardedragoner Abends gegen 6 Uhr für 2 gefährdete Infanterieregimenter, die 16er und die 57er, einen Ritt auf Leben und Tod. Ihr Kommandeur Oberst von Auerswald wurde dabei verwundet und übergab seinem Nachfolger die Führung des Regiments mit einem Hoch auf den König."

„Überhaupt war dieser 16. August ein wahrer Ehrentag für die deutsche Kavallerie. Abends gegen $6^3/_4$ Uhr rangen mehr als 5000 Reiter mit einander. Die Französischen wurden in die Flucht geschlagen, die Deutschen gewannen einen glänzenden Sieg; es war das großartigste Reitertreffen in diesem ganzen Kriege."

„Der Hauptkampf blieb aber doch der Artillerie und Infanterie, blutig wogte er hin und her."

„Bis zum Abend war der Sieg unentschieden. Um 7 Uhr befahl Prinz Friedrich Karl das Dransetzen der letzten Kräfte von Mann und Pferd, um den Sieg den Deutschen zuzuwenden. Es geschah und es gelang. Erst um 10 Uhr hatte der Kampf ein Ende."

„Ohne Offiziere und Trainsoldaten hatten die Deutschen in dieser Schlacht 64,246 Infanteristen und Pioniere, Kavallerie mit 13,171 Pferden und 246 bespannte Geschütze. Die Franzosen waren an Infanterie mehr als doppelt so stark und verfügten auch über eine bedeutend größere Anzahl von Geschützen. Die Verluste waren auf beiden Seiten ungeheuer, sie betrugen etwa 16,000 Deutsche und 17,000 Franzosen. Gefangene waren nicht viele gemacht worden." Soweit Dr. Hottinger.

Aber etwas Wichtiges hatte diese blutige Schlacht für die Deutschen erreicht. Bazaine, welcher nach Verdun zu vormarschieren und sich mit Mac Mahon vereinigen wollte, konnte nicht durchbrechen und mußte zurückmarschieren. Daher nannten die deutschen Soldaten später diese Schlacht Marschretour statt Marslatour. Und was dieser Schlacht an entscheidender Kraft noch fehlte, erlangte die blutigste aller Schlachten bei Gravelotte am 18. August, durch welche Bazaines geschlagenes Heer in die Festung Metz hineingeworfen und eingeschlossen, demnächst zur Übergabe genötigt wurde.

3. **Zur weiteren Vergleichung** des historischen Vorgangs mit dem Gedichte:

Das Werk des großen Generalstabs erzählt die That dieser beiden Regimenter der Brigade Bredow also:

„Mittlerweile (nachdem von jedem der beiden Regimenter eine Schwadron ausgelost und zum Rekognoscieren vorgesandt war) war die Krisis in der allgemeinen Gefechtslage eingetreten und vom General von Alvensleben erkannt worden. Um zunächst der 6. Infanterie-Division Luft zu machen und zugleich eine schnelle Entscheidung herbeizuführen, schien es vor allem darauf anzukommen, die feindlichen Batterien an der Römerstraße zum Schweigen zu bringen. Der Chef des Generalstabes, Oberst v. Voigts-Rhetz, überbrachte dem General v. Bredow den Befehl zum Angriff. Letzterer übersah alsbald, daß unter den obwaltenden Umständen nur eine energische Attacke zum Ziele führen könne, bei welcher die Kavallerie sich rücksichtslos einsetzen, nötigenfalls auch opfern sollte und müßte. In dieser Auffassung ging der General ohne Säumen an die Ausführung des Befehls. Er ließ seine noch verfügbaren 6 Schwadronen zunächst die Front gegen Osten nehmen und dann links einschwenken, um zur weiteren Vorbewegung die deckende Mulde nördlich von Vionville zu benutzen, in dieser letzteren wieder mit Zügen rechts schwenken und im Anreiten gegen den östlich vorliegenden Höhenrand Abstand nehmen und aufmarschieren.

Aus nächster Entfernung vom heftigsten Artillerie- und Gewehrfeuer empfangen, wirft sich die Brigade in entwickelter Linie, links Major Graf Schmettau mit dem Magdeburgischen Kürassierregimente Nr. 7, rechts Major v. d. Dollen mit dem Altmärkischen Ulanenregimente Nr. 16 auf die nächststehenden Massen des Feindes. Das erste französische Treffen wird überritten, die Artillerielinie durchbrochen, Bespannung und Bedienungsmannschaft zusammengehauen. Das zweite Treffen vermag den mächtigen Reitersturm nicht aufzuhalten; die Batterien auf den weiter rückwärts gelegenen Höhen protzen auf und wenden sich zur Flucht. Von Kampfesmut und Siegeseifer fortgerissen, durchjagen die preußischen Schwadronen sogar noch jene Thalmulde, welche sich von der Römerstraße nach Rezonville hinabzieht, bis ihnen endlich nach 3000 Schritt langer Attacke von allen Seiten französische Kavallerie entgegengeht.

Die bei Beginn der Schlacht teilweise auseinandergesprengte Kavallerie-Division Forton war bekanntlich vom Marschall Bazaine nördlich von Rezonville wieder gesammelt und verdeckt aufgestellt worden. Es

bot sich ihr jetzt die günstigste Gelegenheit, um die am Morgen erlittene Schlappe auszuwetzen. General Forton ließ die Dragonerbrigade Murat gegen die Front, sein 7. Kürassierregiment gegen die linke Flanke der Preußen*) anreiten und zwei Schwadronen des 10. Kürassierregiments ihnen in den Rücken gehen. Von Rezonville her bewegte sich gleichzeitig die Kavallerie-Division Valabrègue vor.

General von Bredow läßt Appell blasen. Atemlos von dem langen Ritte, von den feindlichen Geschossen gelichtet, ohne Reserven hinter sich und auf allen Seiten nun auch von feindlicher Kavallerie umringt, gilt es, sich rückwärts durchzuschlagen. Nach einzelnen heißen Einzelkämpfen mit den feindlichen Reitern werden noch einmal die vorher überrittenen Artillerie- und Infanterietreffen durchjagt; von dichtem Kugelregen überschüttet und verfolgt, eilen die Rosse der beiden Kavallerie-Regimenter auf Flavigny zurück. Die feindliche Kavallerie unternahm keine ernstliche Verfolgung; sie begnügte sich vornehmlich damit, die verwundeten und wegen Erwattung ihrer Pferde zurückbleibenden Reiter gefangen zu nehmen.

Die Brigade Bredow sammelte sich hinter Flavigny. Jedes ihrer beiden Regimenter vermochte aus den drei an der Attacke beteiligten Schwadronen zunächst nur eine herzustellen, denn etwa die Hälfte an Reitern und Pferden hatte der kühne Angriff gekostet. Der Kommandeur des Ulanenregiments, Major v. d. Dollen, war, unter seinem erschossenen Pferde liegend, in Feindes Hand geraten, beim Kürassierregiment war der Rittmeister Meyer an der Spitze seiner Schwadron gefallen. — —

Die Opfer des todesmutigen Rittes waren nicht vergeblich gefallen. Die begonnene Vorbewegung des 6. französ. Korps war zum Stehen gebracht und wurde nun gänzlich aufgegeben. Wenigstens unternahmen die Franzosen von Rezonville her an diesem Tage keinen neuen Vorstoß mehr."

Die zuletzt gegen die 6 Schwadronen vorgehende feindliche Kavallerie zählte nach französischen Berichten 3109 Pferde.

---

## 55. An Deutschland.

[Gesammelte Werke. 1870. Widmungsgedicht.]

1. Nun grüß' dich Gott, du wunde,
Du bleiche Siegerin!
Ich tret' in ernster Stunde,
Du Herrliche, vor dich hin.

Wohl sah' ich freudig glänzen
Das Schwert in deiner Hand;
Wohl gehst du einher in Kränzen —
Doch schwarz ist dein Gewand.

---

*) Also das französ. 7. Kürassierregiment gegen das preußische Kürassierregiment Nr. 7. (!)

2. Und zornige Thränen springen
Durch deine Wimpern heiß;
Obsiegtest du im Ringen, —
Doch teuer war der Preis.
Umsonst mit eisernen Tritten
Für den frech bedrohten Herd
Bist du westwärts nicht geschritten,
Hast ein Reich du nicht zerstört.

3. Viel tausend Männer und Knaben,
Vieltausend, Schar bei Schar,
Begraben, begraben, begraben
An Mosel, Maas und Saar!
O, der Witwen und der Waisen,
O, der armen Eltern nun!
Und immer noch darf das Eisen,
Das blutige, nicht ruhn.

4. Noch muß es leuchten und klingen
Durch Feindesland weithin;
Muß noch zum Frieden zwingen
Die trotzige Nachbarin:
Zum Frieden, dem rechten, rechten,
Dem dauernden fortan,
Daß die Welt nach allem Fechten
Aufatmen endlich kann,

5. Daß auf's Geklirr der Waffen
Ein langer goldner Tag
Für der Freiheit fröhliches Schaffen
Den Völkern glänzen mag;
Daß, thronend in aller Mitte,
Du walten magst in Ruh'
Des Rechts, des Lichts, der Sitte,
Freieiniges Deutschland du!

6. Gescheh' es bald, du Hohe!
Heut' hälst du noch Gericht,
Heut' rötet noch die Lohe
Des Krieges dein Gesicht;
Heut' noch um Babels Zinnen
Rüstest du kalt das Erz, —
Kalt außen, doch tief innen
Den heiligen, großen Schmerz,

7. Den Schmerz um deine Kinder,
Die gefordert schon der Sieg;
Den Schmerz um sie nicht minder,
Die dich zwingen noch zum Krieg;
Den Schmerz um jede Wunde,
Die du schlägst auf deiner Bahn, —
Deutschland, und in der Stunde
Tret' ich an dich heran!

8. Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick, —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück und Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

9. Und, deß zum armen Zeichen,
Empor zu deinem Flug
Laß diese Blätter mich reichen, —
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauhgestammelt,
Manch still, manch wild Gedicht:
Längst lag's für dich gesammelt,
Da ist's! Verschmäh' es nicht!

10. Mit sechzehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing' ich heut':
O, lange träumt ich und sann ich,
Doch däucht mich kurz die Zeit!
Rasch ist gerauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee,
O, könnt' ich dir Beff'res geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

11. Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner wert,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Herd!
Die „alten Liederkerzen,"
Wie eigen heut' ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

12. Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!

Drum hab ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren,
Mehr, als ich denken kann!

13. So laß dir denn gehören
Dies Werk — es ist für dich!
Nimm's an im Jahr' der Ehren,
Im Jahre Siebenzig!
Rasch nun, — fliegt aus, ihr Blätter,
Schon tönt heran im West,
Trompeten und Hörnergeschmetter!
Fliegt aus, — zum Friedensfest!

**Der Gedankengang:**

Das Gedicht bezeichnet sich selbst als Widmungsgedicht in der Str. 13, in welcher Freiligrath es ausspricht, daß er seine gesammelten Werke im Ehrenjahre Deutschlands, im J. 1870, Deutschland selbst widme.

Deutschland hat gesiegt in einem schweren Kampfe, aber die schlachtenfrohe, kampfesmutige Germania ist wund, bleich; zwar bekränzt mit den Zeichen des Siegs, aber im Trauerkleide. (Str. 1.) Sie weiht Thränen des Zornes über den, welcher sie zu diesem Kriege gezungen; denn schwer, sehr teuer ist der Sieg erkauft. (Str. 2.) Wie viel Herzeleid hat dieser Krieg den Deutschen gebracht! Wie viele Wunden sind uns selbst geschlagen! Und noch immer ist der Krieg nicht zu Ende. (Str. 3.) Wollte Gott, daß Deutschland bald einen dauernden Frieden erkämpfte und als Siegespreis Einheit und Freiheit im Innern erlangte und andern Völkern ein Vorbild in der Gerechtigkeit, in der Wissenschaft, in der Sitte würde. (Str. 4—5.) Noch hast du dies nicht erreicht, o Deutschland, du kämpfst noch, um Paris, das moderne Babel, zu bezwingen, äußerlich ruhig und kalt, aber tief innen voller Schmerzen um deine Kinder, welche du hingeben mußtest, und um die Kinder der Feinde, die du töten mußtest, um jede Wunde, welche du schlägst und empfängst. In dieser Stunde widmet der Dichter das Werk seines Lebens dem heißgeliebten Vaterlande. (Str. 6. 7.) Was soll er sagen zu ihm in solchem Augenblicke? Er kann nur den Stolz aussprechen, daß er diese große, neue Zeit auch hat miterleben dürfen. Ein Zeichen dieser Freude soll die Widmung seiner Werke sein, in welcher sich sein ganzes Leben widerspiegelt, seine ganze Lebensarbeit gewissermaßen niedergelegt ist, mit all ihren Schwächen und Verirrungen. (Str. 8—8.) Er ist alt geworden und hat doch vierundvierzig Jahre von seinen Sechzigen gedichtet, aber den Wert seiner Leistung kann er nicht so hoch anschlagen, als er gern möchte. Manches alte Lied berührt ihn jetzt selbst unangenehm, er hat geirrt und sieht seinen Irrtum jetzt ein. Aber er hat auch im Irrtum sein Vaterland lieb gehabt, und dies ihn auch; ja letzteres hat ihm so viel Liebe gespendet, daß er niemals genug danken kann. Ein Zeichen seiner Dankbarkeit soll sein Werk sein; und dies, welches längst schon Deutschland gehörte, soll in diesem hehren Jahre dem teuren Vaterlande förmlich und feierlich geweiht werden. (Str. 10—13, 4.) Und nun zum Schlusse! Der Dichter hat schon eine lange Widmungsrede gehalten; er will die

Angeredete nicht länger aufhalten in ihrer Arbeit oder zurückhalten von der Feier des heißersehnten Friedensfestes. (Str. 13, 5—8.)

## Biographie des Dichters.

Ferdinand Freiligrath ist am 17. Juni 1810 in Detmold geboren. Sein Vater war Bürgerschullehrer daselbst. Von ihm empfing er den ersten Unterricht, später besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, dieses jedoch nur bis zum 15. Lebensjahre. Unter seinen Lehrern wirkte besonders anregend der durch seine Arbeiten über deutschen Stil auch in weiteren Kreisen bekannte Falkmann auf ihn ein. Seine fromme Mutter hatte Freiligrath schon im J. 1817 verloren. In der Hoffnung auf die Erbschaft eines reichen Oheims in Schottland wurde der Sohn von seinem Vater aus dem Gymnasium herausgenommen und für die Kaufmannslaufbahn bestimmt. In Soest überstand er in einem kleinen Geschäfte bei einem Verwandten die Lehrzeit und verblieb dort bis zum Jahre 1831. Dann war er bis zum J. 1836 in Amsterdam in einem bedeutenden Handelshause thätig. Von dort zurückgekehrt lebte er ein Jahr ohne Stellung in Soest und arbeitete sodann bis 1839 in einem Geschäfte zu Barmen. Freiligraths lebendige Phantasie fand reiche Nahrung in den Umgebungen und Erscheinungen einer großen Handels- und Seestadt, wie Amsterdam, in welcher er eben mit den Produkten der ganzen Welt bekannt gemacht wurde. Je weniger innere Befriedigung der junge Kaufmann in seinem Berufe fand, desto mehr suchte er Trost und Erholung in der Poesie. Seine ersten Gedichte, welche er in verschiedenen Zeitschriften, besonders in Chamissos Musenalmanach, veröffentlichte, fanden einen so allgemeinen Beifall und machten den jungen Dichter, für den sich besonders der greise Chamisso aufs lebhafteste interessierte, dessen Vorliebe für die fremden Zonen und das Seltsame Freiligrath in verstärktem Maße teilte, so rasch berühmt, daß Freiligrath sich im J. 1839 entschloß, ganz den Kaufmannsberuf aufzugeben und sich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen, hoffend, daß die Musen, wenn er sich ihnen ganz weihen könne, ihn auch äußerlich nicht im Stiche lassen würden. In Unkel, wo er sich einige Zeit aufhielt, lernte er Ida Melos, eine Erzieherin in einer englischen Familie, aus Weimar gebürtig, kennen und verlobte sich mit ihr, verbrachte auch den Winter 1840—41 teils zu Weimar, teils im Hause der Eltern seiner Braut zu Monre. Im J. 1841 führte er seine Braut heim und wollte in Darmstadt sich bleibend niederlassen. Zu Neujahr 1842 überraschte ihn der kunstliebende, edle König Friedr. Wilhelm IV. von Preußen mit einem Jahrgehalte von 300 Thalern, und Freiligrath zog es nun vor, sich an dem Rheine, der ihm schon früher lieb geworden war, anzusiedeln und wählte St. Goar zum Aufenthaltsorte. Hier verbrachten mit ihm Geibel und Schücking den Sommer 1842, hier besuchte ihn eine Reihe älterer und jüngerer Dichter, und es lebte der jungvermählte Dichter ein

fröhliches Leben voll Anregung und Freude, bis ihn im J. 1844 der Dichter Hoffmann, der sich von Fallersleben nannte, aufsuchte und in einer durchwachten Nacht zu Coblenz so lange bearbeitete, bis er ihn aus seinem Frieden herausgerissen und den harmlosen, unpolitischen Dichter in den wilden Strom politischer Leidenschaft geworfen hatte. Er verzichtete auf das „kleine Gehalt“, wie er es selbst undankbar genug in einem an seinen königlichen Gönner gerichteten Schreiben zu nennen wagte, lehnte auch eine in jenen Wochen vom Erbgroßherzog von Weimar ihm angetragene Stelle eines Bibliothekars ab, — und veröffentlichte „ein Glaubensbekenntnis“, eine Reihe politischer, regierungsfeindlicher Gedichte. Aus dem Günstling der Fürsten war ein eifriger politischer Agitator geworden.

Die Folge hiervon aber war, daß Freiligrath zwar seinen Namen noch mehr bekannt machte, aber, wie dieser Schritt seine äußere Lage nicht besserte, so auch weder seinen Ruhm vermehrte, noch seine dichterische Kraft hob. — Ja, er mußte bald sein Vaterland meiden. Er irrte durch Belgien und die Schweiz, ohne irgend festen Fuß fassen und ein sicheres Unterkommen und Brot finden zu können, und kam endlich nach England, wo er in London in dem Bankhause F. Huth und Co. eine einigermaßen ausreichende Stellung als Korrespondent fand. Schon war er willens und im begriff, der freundlichen Einladung des amerikanischen Dichters Longfellow, dessen Gedichte er teilweise und meisterhaft übertragen hatte, zu folgen und zur neuen Erde auszuwandern, da brach der Sturm des Jahres 1848 auf dem Kontinent los, und der Dichter kehrte nach Deutschland zurück. Er trat an die Spitze der Demokraten zu Düsseldorf.

Dies Jahr brachte ihm aber keine Rosen, sondern nur viele Dornen. Aus einer Untersuchung ging er zwar durch freisprechenden Wahrspruch der Geschworenen ohne Strafe hervor, unter lautem Jubel der Zuschauer. Aber der Boden wankte unter seinen Füßen, je mehr die Regierung ihre Stellung befestigte, und Freiligrath hielt es schließlich für wohlgethan, der Reaktion und einer neuen, ihn hart bedrohenden Untersuchung auszuweichen und dem Schauplatz des Bürgerkrieges sich zu entziehen, zumal er sah, daß der Kampf der Linken doch vergeblich sei. Er kehrte nach London zurück und war abermals in einem Handlungshause thätig. Nebenbei übersetzte er wohl englische und schottische Dichtungen, aber nur noch selten erschienen eigene Gedichte. Im Jahre 1867 verlor er seine Stelle, während eine allgemeine Amnestie seine Rückkehr nach Deutschland wesentlich erleichterte. Die Redaktion der Gartenlaube veranstaltete eine Sammlung zu einer Freiligrathsstiftung mit dem besten Erfolge. Freiligrath konnte, 1868 zurückgekehrt, von den Zinsen des gesammelten Kapitals sorgenfrei leben. Anfangs wohnte er am Bodensee in Bregenz, später in dem reizenden Cannstadt bei Stuttgart. Im Jahre 1870 hat ihn der deutsch-französische Krieg zu neuen Gedichten begeistert, von welchen

oben eine Reihe der schönsten besprochen ist, später aber der Tod eines erwachsenen, seines jüngsten Sohnes schwer gebeugt. Am 18. März 1879 starb er selbst zu Cannstadt.

Freiligrath hat einen außerordentlichen Beifall für seine Gedichte geerntet. Mehrere glückliche Umstände halfen dazu mit. Die Gedichte waren übrigens auch überraschend durch die Neuheit der Stoffe, ihre etwas fremdartige, aber auch darum anziehende, reiche, volle Sprache, ihre brennenden Farben in den Schilderungen tropischer, fremdländischer Pracht; die Anschaulichkeit und das Fesselnde in der Schilderung, seine kühnen Bilder, Wortverbindungen, Reime — alles das hat den Ruhm Freiligraths begründet. Das Interesse, welches der politische Eiferer weckte, erhöhte vielleicht in manchen Kreisen seinen Ruhm, diese ganze Wendung seines Herzens und Lebensganges war aber für seine dichterische Bedeutung nur hinderlich.

Seine Leistungen als Übersetzer lyrischer Poesieen aus dem Englischen und Französischen verdienen dagegen unbedingtes Lob, und auch von einzelnen tief empfundenen lyrischen Gedichten müssen wir sagen, daß sie wohlgelungen sind.

Freiligrath ist wie Rückert ein Meister in der Form. Seine volltönenden, oft fremdklingenden Reime, in welchen statt der Infinitivformen die Substantiva und Adjektiva vorherrschen, geben seinen Gedichten ein ganz besonderes Kolorit und einen hohen Reiz. Er braucht nicht mehr zur Sonne die Wonne herbeizuziehen, oder die Liebe mit dem Triebe zusammenzuspannen, ihm fließen neue, kräftige, wirksame Reime nur so zu. Gleichwohl darf man nicht denken, daß alle seine Gedichte in der Korrektheit eines Platen gereimt wären. Seiner Stärke sich wohl bewußt, stieß er sich so wenig als Rückert, der große Reimkünstler, daran, wenn ein unreiner Reim oder ein fehlerhafter mit einlief. Schon oben sahen wir einzelne Beispiele, daß er einen Artikel oder eine Partikel ohne besonderen Ton in den Reim einschob (und, der ꝛc.), ja sogar solche unselbständige Wörtchen von den übrigen Satzteilen völlig isolierte. Doch überwiegen die Vorzüge die Fehler bei weitem.

Einen großen, seine Produktion fast zerstörenden Fehler hat aber Freiligrath begangen, indem er sich verleiten ließ, ein politischer Dichter zu werden. Noch 1841 hatte er in dem Gedichte: „Aus Spanien“ die Strophe gesungen;

Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt!
Ob jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium!
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Enghien's Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

Leider hat sich Freiligrath, der eigentlich gar kein Politiker war,

von Hoffmann von Fallersleben auf die ganz verkehrte Bahn der Parteidichtung führen lassen und hat in dieser Zeit nicht nur seine Lebensstellung auf viele Jahre untergraben, was das geringere ist, sondern auch seine poetische Kraft gebrochen. Was hilft es, daß er die Jakobinermütze aufsetzt und die Blouse anzieht, daß er Glaubensbekenntnis, Ça ira, sowie neuere politische und sociale Gedichte verfaßt — seine Gabe und seinen Berufskreis hatte damit Freiligrath überschritten, und das thut niemand ungestraft. Freiligrath kann schildern und malen, seine Einbildungskraft kann uns fremde Zonen und Nationen, Scenen und Handlungen in trefflicher Weise gegenwärtig machen, uns zu Mitgenießengen des von seiner Einbildungskraft geschauten Fremden machen, aber er kann uns nicht, was doch politische Lieder wollen und sollen, begeistern, fortreißen, überreden oder verführen. Seine schönen Gemälde gefallen uns wohl, aber sie entzünden uns doch nicht, und sie zünden auch dann nicht, wenn er aus seinem poetischen Malkasten die feuerähnlichsten Farben nähme und noch so stark auftrüge; vielmehr bringt er es höchstens dahin, daß uns — wie das bei den politischen Liedern der Fall ist, — nun das Gemälde nicht einmal mehr gefällt, sondern unser Gefühl beleidigt.

Die Kraft des Wortes, die zündende und besiegende, die verführende und verwirrende Kraft des politischen Liedes kann man bei Herweghs „Gedichten eines Lebendigen" erkennen, nicht in Freiligraths revolutionärsten Liedern. Solche „politische" Lieder durfte übrigens Göthe „garstige" nennen. Es ist ist ein andres, Freiheits- oder Demokratenlieder singen, ein anderes, Vaterlandsdichter wie Arndt und Körner und Schenkendorf, oder Revolutionsdichter, wie Hoffmann und Herwegh, sein. Daß der Dichter selbst später seinen Irrweg eingesehen, daß er seine Jakobinermütze beschämt in der Truhe verborgen und mit der monarchischen Verfassung Deutschlands sich vollkommen ausgesöhnt hat, dafür sind seine nicht politischen, sondern patriotischen Dichtungen im Jahre 1870 ein deutliches Zeugnis.

## Werke Freiligraths.

### I. Eigene Dichtungen.

Gedichte, Stuttgart und Tübingen 1838. — 37. Aufl. 1877. (3 M.)

Rheinisches Odeon, mit Ignaz Hub und Aug. Schnezler herausgegeben. 2 Jahrgänge. Koblenz 1837. 39.

Rolands-Album, herausgegeben zum Besten der Ruine. Köln 1840. (1 M. 70 ₰.)

Rheinisches Jahrbuch, herausgegeben (mit K. Simrock und Ch. J. Matzerath) 2 Jahrgänge. Köln 1840. 1841.

Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Stuttgart 1842. (4 M. 50 ₰.)

Das malerische und romantische Westfalen. Herausgegeben mit Levin Schücking. Mit 30 Stahlstichen. Barmen 1842.
Gedicht zum Besten des Kölner Domes (mit Ed. Duller). Darmstadt 1842.
Ein Glaubensbekenntnis. Zeitgedichte. Mainz 1844. (3 M.) 2. Aufl. 1849.
Zwischen den Garben. Stuttgart 1847. (3 M.)
Ça ira. 6 Gedichte. Herisau 1847.
Neuere politische und sociale Gedichte. 1. Heft 1848. 2. Heft 1851. Köln und Düsseldorf. (Selbstverlag.) 3 M.
Gesammelte Dichtungen. Stuttgart 1871. 6 Bde. 8 M. 10 ₰. Neue verm. Aufl. 20 Lfg. à 0,50 M.
Neue Gedichte. Stuttgart 1870. 1877. 4 M.

II. Übersetzungen:

Viktor Hugos Oden und vermischte Gedichte. Frankfnrt 1836. (1,13 M.)
Viktor Hugos Dämmerungsgesänge. Stuttgart 1836. 6. Aufl. 1843. (1,13 M.)
Molières sämtliche Werke (mit Ed. Duller) 1837.
Venus und Adonis von Shakespeare. Düsseldorf 1843.
Englische Gedichte aus neuerer Zeit. Nach Felicia Hemans, F. E. Landon, Robert, Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und andern. Stuttgart und Tübingen 1847. (3,75 M.)

## Über Freiligrath.

Dingelstedt, F. Freiligrath. Ein Litteraturbild. Hamburg 1839. (Jahrbuch der Litteratur. S. 219—256. — Blätter der Börsenhalle 1838. Nr. 1546. 1547: Gedichte von Freiligrath, beurteilt von L. W. (Wienberg.) — Blätter für litterar. Unterhaltung 1838. Nr. 244—247: Freiligraths Gedichte (von G. Pfizer?) — Heidelberger Jahrbücher 1839. I. S. 199. Rezension von G. Schwab. — Halle'sche Jahrbücher. 1839, Nr. 5. (Ruge.) Allgemeine Litteraturzeitung. Aug. 1841. Rezension von Konrad Schwenck. (Sehr abfällig und ungerecht.) — *Nodnagel, deutsche Dichter der Gegenwart. 1. Heft. 1842.
Moderne Klassiker. 6. Bd. 1852.
A. Kippenberg, Ferd. Freiligrath. Zum Verständnis des Dichters und als Beigabe zu seinen Werken. Leipzig. 1868. 1,80 M.
Schmidt-Weißenfels, Ferd. Freiligrath. Ein biograph. Denkmal. Stuttgart 1876. 2,40 M. 2. Aufl. 1 M.
Paul Lindau, Freiligrath. (Gegenwart 1876. S. 197.)
Freiligrath und Bret Harte. Von H. Kindt. (Gegenwart 1876. S. 393.)
Adolf Strodtmann, Dichterprofile. I. Stuttgart 1879.

# Abraham Emanuel Fröhlich.

## 56. Hang und Zwang.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 27. — 3. Aufl. 1853. — Ges. Schriften. Frauenfeld, 1853. I. S. 22.]

In Nacht und Schacht beisammen lag
Der Diamant und Kieselstein,
Und auf des Bergmanns Hammerschlag
Gab auch der Kiesel Funkenschein.
Da sprach er zu dem Diamant:
„Auch mir ist Farbenglanz und Tag;
Ich bin dir gleich, nicht nur verwandt".
Der aber sagt: „Nur in der Not
Wird dir ein Fünklein blasses Rot;
Stets brennt des Edelsteines Pracht
Im Sonnenlicht und in der Nacht.

**1. Erläuterungen.** V. 1. „In Nacht und Schacht" = ein vortrefflicher Binnenreim nicht nur, sondern ein Hendiadys (ein Begriff durch zwei Begriffe ausgedrückt) statt: „im dunklen Schacht".

V. 6. Tag = Licht. —

**2. Der Grundgedanke** oder die Moral dieser Fabel ergibt sich aus der trefflich gewählten Überschrift: „Hang und Zwang." Mancher, welcher gezwungen etwas Gutes vollbringt, stellt sich in seiner Einbildung demjenigen gleich, dessen eigenste Natur es ist, nur Gutes hervorbringen zu können.

**3. Beispiele:** Manch einer hält sich für einen Dichter, weil ihm unter dem Zusammenwirken äußerer Umstände ein oder das andere gute Gedicht gelang, während nur der ein Dichter genannt werden kann, welcher aus eigener Fülle heraus schöpft, ohne der äußeren Anregung zu bedürfen. — Viele halten sich für große Geister, weil sie bisweilen einen guten Gedanken hervorgebracht haben, viele für tugendhaft, weil sie auf irgend eine Weise sich haben zu einer äußerlich guten Handlung bestimmen lassen. Und doch ist nicht der hoch zu preisen, welcher zu einem scheinbaren Verdienste sich hat von außen nötigen lassen, sondern nur der, dessen ganzes Leben, Wirken, Sein für andere eine Freude, ein Genuß, ein Segen gewesen ist, der nicht gezwungen, sondern freiwillig Gutes that, der nicht äußerlich genötigt wurde, sondern sich von innen heraus gedrungen fühlte, so zu handeln, daß er anderen nützte.

## 57. Ellengröße.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 42. — 3. Aufl. 1853. — Ges. Schriften. Frauenfeld 1853. I. S. 23].

Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?“
Es sagt; „Ich bin erfreut,
Daß ich nicht blos ein Holz,
Nicht eine leere Stange“.
„Was!“, ruft die Pappel stolz,
Ich bin zwar eine Stange,
Doch eine lange, lange!“

Man mißt den Wert eines Dinges nicht nach den äußeren Vorzügen, sondern nach den inneren, nicht nach der Länge, sondern nach der Frucht. Gar manches scheint äußerlich sehr groß und bedeutend, und ist doch hohl und nutzlos; während andererseits manches Ding den Augen der Oberflächlichen unbedeutend vorkommt und doch einen sehr hohen innern Wert hat.

---

## 58. Kunst und Gunst.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 13. — Ges. Schriften 1853. I. S. 150].

Zur Ulme fleht die Rebe:
„Reich mir die Hand und hebe
Mich auf zu Luft und Licht.
Was ich empor auch strebe:
Gedörn, so mich umflicht,
Läßt mich gedeihen nicht.
Du bist so groß und mächtig;
Ich mache dich noch prächtig;
Ich will dein Haus umschlingen
Rundum mit einem Kranz,
Hinein dir Düfte bringen
Und goldner Früchte Glanz“. —
Die Ulme war gewogen,
Hat sie emporgezogen
Und prangt vor andern weit. —
Darnach, als Sturm und Zeit
Den Baum darniederbogen,
Ward ihm die Reb' ein Stab,
Der lang' noch Haltung gab.

Das Verständnis dieser Fabel ergibt sich aus der Überschrift. Der Künstler bedarf eines Mäcenas, der die Kunst begünstigt und den Künstler emporhebt. Dann umstrahlt hinwiederum der Ruhm des Künstlers auch den Kunstfreund und Pfleger der Musen.

Die Rebe bedeutet den Künstler, dem es anfänglich sehr schwer wird, aus dem Gedörn*) der Mittelmäßigkeit, der Neider, der Not sich emporzuarbeiten, und die Ulme den nach irgend einer Seite hin einflußreichen Mann, der sich des ungekannten und darum noch nicht anerkannten Künstlers annimmt. Die Dienste, welche der Kunstfreund dem Künstler leistet, sind nur äußere, minder hoch anzuschlagende, und doch tragen dieselben ihm reiche Frucht. Von dem Ruhm, zu welchem er jenem geholfen, empfängt auch er einen Widerschein als Lohn und oft mehr als das. Der Gestützte wird zur Stütze dem früheren Wohlthäter.

*) Gedörn = Dornenhecke, ähnlich gebildet wie Gebirg von Berg, Gestrüpp, Gesträuch.

## 59. Erdenloos.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 172. — Ges. Schriften. Frauenfeld 1853. I. S. 183].

Aus Thälern, grün in Klee,
Entflohen auf zum Schnee
Die Gems und ihre Kinder. —
„Zwar ist der Weidung minder,
Sagt sie, „um Eis und Schnee;
Doch süße Kräuter sprießen
Hier in der reinen Luft,
Und keine Luchse schießen
Herab aus Baum und Kluft.
Hier sind wir alle freier,
Als drunten in dem Thal“.
Sie sagt's. — ein Lämmergeier
Stürzt auf sie wie ein Strahl.

Die Bedeutung dieser Fabel ist nicht etwa die, daß dem Besten auf Erden kein vollkommenes Glück gegönnt werde, sondern: Jeder Stand, jeder Beruf, jeder Ort, jede Zeit hat neben den Licht- auch ihre Schatten-. seiten. Es ist nichts vollkommen hier auf Erden und soll es nicht sein. Einer Gefahr entgeht — und in eine andre fällt man. Das ist das Erdenloos. —

---

## 60. Nachbeter.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 39. — Ges. Schriften. Frauenfeld 1853. I. S. 21].

Der Fink zum Echo sprach:
„Du singest alles nach
Und wiederholst mit Preisen
Das Lied der Nachtigallen,
Wie das Geschwätz des Wichts.
Hast du auch eigne Weisen,
Kannst etwas oder nichts?“ —
„Nichts, nichts“, hört man erschallen,

Denjenigen gegenüber, welche nur nachahmen, aber nichts eigenes leisten können, den armseligen Geistern gegenüber, welche zwischen dem Schönsten und dem Erbärmlichsten keinen Unterschied wissen, darf man sich glücklich preisen, wenn man auch keine Nachtigall sondern nur ein Fink, d. h. wenn man auch nicht der Großen und Größten einer ist, falls man eben nur ein selbständiger Geist ist.

---

## 61. Wörterkur.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 119. — Ges. Schriften 1853. 1. S. 77.]

„Aber Wörter sinds doch nicht,
Was du singest“, also spricht
Zu der Nachtigall der Staar,
Dem gelöst die Zunge war,
Der auch mit den Wörtern bald
Will bekehren seinen Wald. —
„'S ist drum“, sagt sie „sonderbar,
Daß so viel zum Herzen dringt,
Was man nicht in Worte bringt.“

Auf die Worte kommts nicht an, sondern auf die Sache. Das

Höchste und Tiefste, was Menschenherzen bewegt, ist wortlos: ja je tiefer eine Empfindung ist, desto weniger ist sie in Worte einzufassen, desto weniger bedarf sie der Worte, desto deutlicher spricht sie sich andern aus — ohne Worte.

---

## 62. Flach und tief.

[Gesammelte Schriften. Frauenfeld, 1853. I. S. 148].

Der flache Bach zum Borne spricht;
„Du folgst dem Geist der Zeiten nicht.
Gleich aber, wenn die Zeit erglüht,
Wird's mir auch wärmer im Gemüt;
Erhebet Sturm im Lande sich,
Alsbald betrübet das auch mich;
Doch hat das Wetter ausgewühlt,
Schnell bin auch ich dann abgekühlt.
Man sollte sich denn doch bequemen,
Und Teil am Wohl des Landes nehmen.
„Das thu' ich", sagt die Quelle leis,
„Das ist mein Ernst und ganzer Fleiß.
Und ist's im Lande drückend schwül,
So findet mich der Durst'ge kühl;
Bist du betrübt in Sturmsgefahr,
Da bleib' ich ruhig, spiegelklar;
Bist du in Abkühlung erstarrt,
Hab' ich noch Wärme mir gespart.
Ich sammle tief und nicht gemächlich;
Nicht gerne wär' ich oberflächlich.

Diese Fabel lehrt uns, in wie verschiedener Weise die Oberflächlichen und die Gediegenen ihre Aufgabe in bezug auf die Gegenwart auffassen.

Der Oberflächliche ist ohne Urteil: Schlagwörter hat er nötig, und mit Schlagwörtern wird er regiert; ein solches Schlagwort ist: Man muß dem Zeitgeiste folgen. Was ist der Zeitgeist? und wer macht ihn? Wo findet er sich ausgedrückt? Es ist ein Schlagwort — der Zeitgeist, und zwar im Munde einer Partei, welche sich für die größte, bedeutendste, allein berechtigte hält, weil sie dermalen regiert oder die Hoffnung hegt, die Regierung an sich zu reißen. Der Oberflächliche ist ohne Charakter. Er verändert seine Überzeugung ebenso rasch wie das Wetter. Sieht er andere begeistert, wird ers auch; sind andere unruhig, wird er auch aufgeregt; predigt man Empörung, so erhebt er die Waffen; sprechen die Führer zum Frieden oder blasen sie zum Rückzuge, so thut auch er es: ja je toller er seine Überzeugung aufnimmt und aufgiebt, für desto überzeugungstreuer hält er sich. Und weil er den Irrlichteleien des Zeitgeistes folgt, blind folgt, so sieht er die Zickzackbewegungen nicht, welche er macht, und glaubt sich stets auf dem geraden Wege. Schwimmt er doch mit dem Strome, der urteils- und charakterlose, aber selbstbewußte, von seinem Verständnisse, seinem Werte und seiner Macht gleich überzeugte Mensch; und mit dem Strome schwimmen, in allen Sätteln reiten können, sich stets möglich erhalten —

das ist die große Weisheit der Oberflächlichen. Weiter ist der Oberflächliche über die Maßen *eingebildet*; denn er hält seine Halbbildung für die wahre, einzige Bildung und seine papageienhafte Fertigkeit im Nachsprechen angelernter Schlagwörter für höchste Beredsamkeit, seine Thätigkeit für eine dem Vaterlande unter allen Umständen ersprießliche; er hält sich für selbständig, während es nicht einmal das Leiborgan, die Zeitung ist, aus welcher er seine Weisheit Tag um Tag schöpft, an welcher er die Urteile anderer mißt und schätzt. Endlich *ist der Oberflächliche unduldsam*: Wer nicht denkt, redet und handelt wie er und Seinesgleichen, der ist mindestens *kein Freund des Vaterlandes*, wenn er nicht gar *Feind und Verräter* desselben ist.

Anders der unter dem Bilde der Quelle charakterisierte „*Tiefe*“. Er ist *bescheiden*; der Dichter deutet das durch das *leise* Reden der Quelle an. Je reicher die Bildung, desto bescheidener macht sie den Träger derselben. Es ist kein Hochmut in seinem Gebaren, und doch *tritt die Hoheit*, die Seelengröße des wahrhaft gebildeten Mannes überall deutlich hervor. Von seinem Werke macht er nicht viel Worte, aber mit *Unverdrossenheit, Ausdauer, Geduld* verfolgt er sein Ziel, und alle seine Arbeit bezweckt das Wohl des Vaterlandes. Er ist *der wahre Freund des Vaterlandes*, welcher in Zeiten der Hitze seine *Besonnenheit*, in Zeiten der Aufregung seine *Ruhe* und *Würde* bewahrt, aber ebenso in Zeiten der Gleichgiltigkeit und Erschlaffung noch *Wärme* übrig hat und seine *Liebe zum Vaterlande* so in umgekehrter Weise als der Oberflächliche, aber in um so wirksamerer bethätigt. Er schwimmt gegen den Strom und beweist dadurch die *Selbständigkeit seines Urteils*, die *Kraft seines Charakters*, den *Ernst seines Strebens*, die *Wichtigkeit seiner Aufgabe*.

---

## 63. Der Redner.

[Fabeln. 2. Aufl. Aarau 1829. S. 161. — Ges. Schriften. 1853. I., S. 68.]

Predigten vom Berg zu halten,
Steht der hohe Nebel dort,
Königlich, in vielgestalten
Gold- und purpurhellen Falten
Und sein Haupt erstrahlet mild,
Mild erklingt sein tröstend Wort,
Himmelstau dem Saatgefild.
Und gewandt zur öden Seite,
Wo das Unkraut giftig wallt,
In Geklüften sumpfig kalt,
Zeigt er gleiche Macht im Streite:
Aus der Brauen zorn'gem Dunkel
Sprühen Blicke Blitzgefunkel;
Donnerlaut ist seine Stimm';
Und er schlägt mit Hagelregen
Nieder hier im hohen Grimm,
Wie er dort erbaut mit Segen.

Nach einer Seite zeigte sich dem Dichter der Nebel in wunderbarer Schöne, wie jener milde König Israels, bereit, vom Berge herab seine Predigten zu halten. Die Sonne verklärt sein Haupt, seine Worte sind

der erquickende Tau des Himmels, der sich auf die Saatfelder senkt. — Aber nach der anderen Seite, auf das giftige Unkraut schaut er voll Zornes, und seine Blicke sind Blitze, sein Schelten ist Donner, seine Worte sind Hagel, welcher alles niederschlägt und vernichtet. — Dem predigenden Könige des Friedens ähnlich ist der Nebel; wie jener (vgl. Lukasev.) seine Seligpreisungen nach der einen Seite, sein Wehe nach der anderen Seite sendet, so segnet der Nebel hier, dort flucht er; darin wieder ist dem Nebel jeder wahre Redner gleich, welcher zwei Ämter verwaltet, das Trostamt an denen, welche der Erquickung bedürftig, das Strafamt an denen, welche der Vernichtung wert sind. Er muß bauen —, aber er muß auch kämpfen und stürzen können; den Guten ein Segen, dem Gifte ein Feind sein! —

---

## 64. Die stille Nacht.

[Gesammelte Schriften. Frauenfeld 1853, II. S. 6.]

1. In einer stillen Nacht
Hob duftig sich der Frühlingswind,
Der Lebensodem lau und lind;
Der Himmel stand in Pracht,
Sein Tau kam unsichtbar geflossen;
Die Keime hofften noch verschlossen
In stiller Nacht.

2. In dieser stillen Nacht
Da hat die leise Allgewalt
Verwandelt rings Gefild und Wald;
Die Sonn' in neuer Pracht
Flammt in die laub- und blusterhellten,
Verklärten Paradieseswelten
Nach stiller Nacht.

3. In einer stillen Nacht,
Wenn bald der Keim die Hülle sprengt
Und das verdorrte Laub verdrängt,
Harr' ich der ew'gen Macht,
Und mit des andern Morgens Scheine
Werd' ich mich sehn im neuen Haine
Nach stiller Nacht.

**1. Erläuterungen. Str. 1.** Herrliche dreifache Allitteration: **L**ebensodem **l**au und **l**ind. — **Str. 2.** V. 5 blusterhellt = durch Blust erhellt. Blust, sprachlich verwandt mit flos, mhd. bluost, schweizerisch und allemannisch bluest heutzutage oder blust gesprochen = Blüte. Vgl. Ab nimmt den Kranz voll Blust und Laub. (Fröhlichs Frauenkloster zu Engelberg, Str. 7, 1.) Auch die neuhochdeutschen Dichter scheinen das Wort einbürgern zu wollen. Vgl. Geibels: „Spielmanns Heimkehr" (Spätherbstblätter 1877. 2. Aufl. S. 77.) Str. 2.

Einst zog ich hinaus in die klingende Welt,
Da standen die Rosen in Blust.
Von der Nachtigall lernt ich das Reisen,
Und ich habe die schmelzendsten Weisen
Und die feurigsten Lieder gewußt.

**2. Inhalt:** In der Stille einer Nacht vollzieht sich gemeiniglich der Umschwung vom Winter zum Frühling. Der laue, linde, lebenskräftige

Frühlingswind erhebt sich, die Sterne schauen auf das Gotteswunder fröhlich nieder, der Tau senkt sich unsichtbar aber reich herab und schmelzt die starre Winterrinde, und die Keime, welche ihrer Erlösungsstunde entgegenharrten, sprengen die Hülle. (Str. 1.) Wie mit einem Zauberschlage ist aus dem Tode Leben geworden, die Natur, von der Starre, in der sie gelegen, erlöst, zeigt überall, wohin die Strahlen der warmen, gleichsam verjüngten Sonne dringen, Leben und Grün, ja eine Art der Verklärung. (Str. 2.) Eine ähnliche Nacht wird auch die meiner Auferstehung sein: eine Frühlingszeit nach dem Schlafe des Winters; dann wird die Erde umgewandelt und verklärt durch Gottes Allmachtswort, und dann wird der Keim meines Auferstehungsleibes, von göttlicher Kraft geschwellt, sein Grab durchbrechen, und am Frühlingsmorgen werde ich mich schauen auf verklärter Erde mit neuem, verklärtem Leibe, umstrahlt von dem ewigen Lichte. (Str. 3.)

---

## 65. Andre Zungen.

[Ges. Schrift. Frauenfeld 1853. II. S. 38].

1. An sonniger Halde,
Im schattigen Walde,
Den lieblichen Plätzen,
Da sprechen und schwätzen
Die Buchen und Eichen,
Die Tannen desgleichen,
Nicht ruhig verbleiben
Die Erlen und Eiben,
Die Birken und Weiden,
Und hold und bescheiden
Red't jedes, und jeden
Läßt freudig man reden;
Und uns gefällt
Die Wunderwelt.

2. So schwatzen und kosen
Die Lilien und Rosen,
Die Glöcklein und Kronen,
Die Waldanemonen,
Die Kräuter an Bächen,
Die Halmen der Flächen;
Wie steigen und neigen
Die Köpflein im Reigen!
Und Fächer und Zungen
Sind emsig erschwungen,
So halten's mit ihnen
Auch Falter und Bienen;
Und uns gefällt
Die Wunderwelt.

3. Und lauter und leise
Unendlicher Weise
Befragen, antworten
Von hier und von dorten
Sich Lerchen der Lüfte
Und Drosseln der Klüfte,
Die Wachtel im Felde,
Der Fink im Gewälde,
Die Amsel im Hagen;
Welch Flüstern und Schlagen,
Frohlocken und Klagen,
Und Singen und Sagen!
Und uns gefällt
Die Wunderwelt.

4. So schwätzend gesellen
Sich Winde und Wellen,
Und Reden begleiten
Ihr Hüpfen und Schreiten,
Und wohl auch so gerne
Besprachen sich Sterne:
Ihr Blicken und Blinken

Ist Schicken von Winken;
Und schaun sie so helle
Zum Herzen der Welle,
Wie spricht sie so heiter
Zum hohen Begleiter!
Uns, uns gefällt
Die Wunderwelt.

5. Und welchergestalten
Gespräche sie halten,
Die Bäume der Wälder,
Die Blumen der Felder,
Die summenden Flüge,
Die singenden Züge,
Der Wellen Gewimmel,
Die Sterne am Himmel,
Ist gleich nicht das Klingen*)
In Worte zu bringen:
So mehr ist zu sinnen,
Zu fühlen darinnen;
Und uns gefällt
Die Wunderwelt.

1. **Grundgedanke:** Es gibt noch andere Zungen als die der Menschen, und wohl dem Menschen, dessen Ohr geöffnet und befähigt ist, deren Gespräche zu verstehen. Diese Zungen sind alle ohne Ausnahme geschaffen zum Preise dessen, der die ganze Wunderwelt ins Dasein rief; für den Menschen aber ist es ein köstlich Ding, die Wahrheit des Psalmwortes zu erfahren, nachzuempfinden: Groß sind die Werke des Herrn und wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran. (Ps. 112, 2.) Wen die Harmonie des vielstimmigen Konzertes in der Natur nicht zur Erkenntnis der Wundermacht und Liebe des Schöpfers führte, dessen Ohr vernähme auch die Predigt von Menschen- und Engelzungen nicht.

2. **Disposition:** 1. Die Bäume (Str. 1.),
2. Die Blumen (Str. 2.),
3. Die Schmetterlinge, Käfer, Bienen und alle Insekten (Str. 2.),
4. Die Vögel alle in Wald und Feld (Str. 3.),
5. Die Wellen, 6. Die Winde, 7. Die Sterne, } (Str. 4.):

alle diese Kreaturen reden eine in Menschenrede zwar nicht übersetzbare, darum aber doch für Menschen vernehmliche, verständliche, erbauliche Sprache, und wie sie uns zur Freude bereitet sind, locken sie uns zum Danke gegen Gott, dessen Lob sie unbewußt singen. (Str. 5.)

---

## 66. Sichelklang.

[Ges. Schriften. Winterfeld 1853. II. S. 51.]

1. Die Amsel an der Halde,
Die Drossel singt im Walde,
Das Thal erklingt, durchzogen
Von goldnen Saatenwogen;
Und in den Tönen welch ein Ton! —
Es klingt und rauscht die Sichel schon.

---

*) Vgl. die oben besprochene Fabel Fröhlichs: Wörterkur.

2. Wie heilige Gesänge
Weht an des Flusses Länge
Der Duft von blühenden Trauben,
Der Duft aus Rosenlauben;
Und in der Lilien Liederhauch
Erklingt die Todessichel auch.

3. Und stets erschallen wieder
Erblühter Jugend Lieder,
Und rauschen Freudenquellen,
Und rauschen Tanzeswellen,
Und steigt empor der Psalmensang,
Und drein erklingt der Sichelklang.

In alle die Freuden der Natur und des Menschenlebens mischt sich der Ton der Todessichel ein; es soll so sein, und wohl dem, welcher in seiner Freude diesen seltsamen Ton nicht überhört. Er wird die Freude mäßigen und heiligen, ohne sie zu stören oder zu zerstören.

---

## 67. Beethoven.

[Ignaz Hubs Balladen- und Romanzen-Dichter S. 457. Originalmitteilung für jenes Buch.]

1. Er klopft bei Regensturm und Nacht
Wegmüd' am Bauernhofe an,
Und freundlich, wie ers kaum gedacht,
Wird ihm, dem Fremdling, aufgethan; —
Und dem Erquickten stell'n sie hin
Den weichsten Stuhl dann zum Kamin.

2. Nun sitzt der Vater an's Klavier;
Die Söhne nehmen von der Wand
Die Geigen und sie spiel'n zu vier,—
Der Wandrer sieht, — mit sichrer Hand,
Und sieht die Lust, wie's ihnen glückt,
Des Meisters Dichtung sie entzückt.

3. Die Mutter auch und Tochter lacht,
Es ruht die Hand, sie wissen's nicht,
Und mehr scheint ihre Freud' erfacht,
Je strömender das Tongedicht.
Umarmung, Händedruck und Kuß
Und Freudenthränen sind der Schluß.

4. „Um Gott!" ruft nun der Wandrer aus,
„Welch eine Musik spieltet ihr,
Die so ergreift das ganze Haus? —
Das Ohr ist, ach, erstorben mir!" —
Sie hol'n das Buch, — er weint — und spricht:
„Es ist mein eigen Tongedicht.

5. Ich bin Beethoven." — „„Welch ein Glück!""
Ist nun aus Einem Mund der Ruf.
Er hält umsonst sie sanft zurück;
Der so unendlich Schönes schuf,
Den ehr'n sie nun in jeder Weis'
Und herzlicher, denn je ein Kreis.

6. Darnach, erbeten hilft, er hin
Und spielt in tiefster Seel' erregt,
Wie diese Führung lieblich ihn
Zu Gottes Lob und Dank bewegt;
Und Stunden lang noch hören sie
Die wundervollste Phantasie.

7. Sie war des Meisters Schwanensang;
Nie rührte er die Saiten mehr;
Hier nach dem düstern Pilgergang
Quoll Abendglanz noch um ihn her.
Erkrankt ist er in selber Nacht, —
Zu höhern Chören dann erwacht.

1. **Erläuterungen: Str. 2.** „sitzt ans Klavier statt setzt sich ans Kl. = Provinzialismus. — „Der Wanderer sieht — mit sich'rer Hand" ist ein abgekürzter Satz statt: der Wandrer konnte sehen, daß es mit sichrer Hand geschah. — **Str. 4.** „Um Gott" = um Gottes willen. — **Str. 6.** „hilft er hin". Hier scheint sich zu ergänzen zu sein. — **Str. 7.** Schwanensang. Nach der Sage singen die Schwäne zuerst und allein kurz vor dem Tode ein Lied, so daß Schwanensang so viel als Sterbelied bedeutet. Vgl. Zimmermanns Gedicht: König Enzios Tod; Schlußstrophe:

Sie haben gebrochen mein Herz!
Mein Herz und meine Harfe,
So singt eu'r Schwanenlied!
Ade, du schöne Erde!
Der letzte Staufe schied.

Der Schwanensang kommt in den Sagen aller Kulturvölker vor; die Griechen lassen Apollo mit seinen Liedern vom Norden herkommen, von den Hyperboräern, einem Volke, welches hoch im Norden wohnt. (Vgl. K. F. Hermanns Gottesdienstliche Altertümer der Griechen p. 12. not. 10.) Von dort begleiten ihn die Schwäne. Der Singschwan findet sich nur im Norden, als Strandvogel auf Island, in Dänemark (Andersen, aus Herz und Welt, p. 111.: „Wilde Schwäne singen hier ihren melancholischen Gesang in frostklaren Winternächten."), Schweden*), Rußland und Sibirien. In der Edda kommt er vor, in den isländischen Sagen, ebenso in den Sagen Irlands. Der gemeine Schwan, aus Kleinasien und Südeuropa stammend, kann allerdings nicht singen. Daher kamen die Zweifel auf gegen Aristoteles Worte (Histor. animal. 9. 12.), und Plinius berichtet von mißlungenen Versuchen, Schwänen das Singen beizubringen. Neuerdings hat man die Krümmungen der Luftröhre beim Singschwan erkannt im Unterschied von der ungekrümmten Luftröhre des stummen Schwans.

Der Gesang des Schwanes wird in allen Sagen als klagend, mitleid-

---

*) Vgl. das Lied des Schweden Runeberg:

Der Schwan.

An purpurfarb'ner Wolke Rand
Der Schwan so selig sang,
Und sang und saß an Stromes Strand
Den Juliabend lang.

Und Nordens Schönheit war sein Sang,
Wie froh der Himmel dort,
Wie glänzt der Tag, die Nächte lang,
Wie schön zu weilen dort.

Wie dort der Schatten tief und reich
Bei Birk und Erle sei,
Wie jede Welle kühl und weich
In goldbestrahlter Bai.

Wie schön, unendlich schön es ist,
Dort Freundes Freund zu sein.
Wie dort die Treue heimisch ist,
Sich sehnt dorthin allein.

So schallt weithin sein Lied voll Lust,
Sein lauter Lobgesang;
Er schmiegte sich an Liebchens Brust,
Und so sein Lied erklang:

Was mehr, wenn auch dein Lebenstraum
Nicht währt Jahrhundert fort;
Du hast geliebt auf Nordmeers Schaum,
Im Lenz gesungen dort.

(Übersetzt von van der Smissen in Inland, Wochenschrift für Esthlands und Curlands Geschichte, Geographie, Statistik und Litteratur, n. 23. 1874. p. 592.)

erweckend geschildert. Darum aber, weil diese Tonart eine gewisse Erfahrung und damit Weisheit voraussetzt, nahmen die Alten an, nur der bejahrte Schwan singe, und zwar sagt Sokrates (Phaedon c. 25.): „Der Schwan singt am meisten und schönsten, wenn er die Annäherung des Todes fühlt. Denn dann freut er sich, weil er zu dem Gotte gehen soll, dessen Diener er ist.“ So konnte der Begriff des Schwanenlieds als eines tröstreichen, wehmütigen Sterbeliedes entstehen. (Vgl. Cassel, der Schwan in Sage und Leben. S. 49. ff.)

Von Beethoven soll hier nur erwähnt werden, daß er am 16. Decbr. 1770 zu Bonn geboren und am 27. März 1827 an den Folgen der Wassersucht verstorben ist, nachdem er lange Zeit unter zunehmender Taubheit gekränkelt hatte. Er ist auf dem Währinger Friedhofe in Wien begraben.

2. **Zum Verständnisse.** Der alte, taube Beethoven, der in den letzten Jahren seines Lebens von Krankheit ebensooft als von Kummer heimgesucht worden war, aber auch in den letzten Lebenszeiten seine einsamen Wanderungen in der ferneren Umgebung Wiens nicht unterließ, wird durch Regenwetter, Finsternis und Müdigkeit bewogen, um ein Obdach in einem einsamen Bauernhofe nachzusuchen. Dort weilt eine Familie, welche die Musik glücklich und froh gemacht hat und erhält, und diese nimmt den Fremdling gern auf, erquickt ihn durch Speise und Trank und den schönsten, weichsten Platz am Kamine. (Str. 1.) Nach ihrer Gewohnheit wird am Abend musiziert, und zwar von dem Vater, welcher Klavier und drei Söhnen, welche Geige spielen. Den Wandrer überrascht die Sicherheit der Spieler, soweit er dieselbe (denn von den Tönen hört er nichts) aus den Bewegungen derselben erkennen kann, und zugleich sieht er, mit welcher Lust und mit welchem Genusse sie das sicher schwierige Tonstück spielen. (Str. 2.) Die Mutter und Tochter haben gleiche Freude an demselben und, wie es scheint, ebenso großes Verständnis des Gehörten. Ihre Arbeit ruht, und mit steigender Freude hören sie dem Spiele zu, um am Ende den lebhaftesten Dank den Brüdern, wie dem Vater auszudrücken (Str. 3.). Durch diesen überaus innigen Dank noch mehr in Staunen gesetzt, möchte der Wandrer des Stückes Schöpfer wissen. Er kann nicht hören, aber sehen und lesen. Und man holt und zeigt ihm das Werk. Es ist sein eignes Tongedicht. (Str. 4.) Er sagt es den Erstaunten und Entzückten, daß er Beethoven sei. Und nun überschüttet man ihn mit den größten Zeichen ihres Dankes und ihrer Hochachtung. (Str. 5.) Auf ihre Bitte setzt auch er sich ans Klavier und spielt, von dieser wunderbaren Führung aufs tiefste ergriffen, lange die wunderbarsten Phantasien. (Str. 6.) Das war der letzte Sonnenblick in des Meisters Leben und seine letzte Produktion. Noch in derselben Nacht legte er sich nieder zu der Krankheit, von welcher sein Leib nicht wieder erstehen sollte, während die Seele dorthin aufstieg, wo man neue Lieder singt und Hallelujas anstimmt in höherem Chor. (Str. 7.)

3. **Schriftliche Augaben:** 1. Erzählung des Ereignisses. — 2. Vergleichung des Gedichtes mit Chamissos: Francesko Francias Tod und Geibels Pergolese.

## Biographie des Dichters.

Abraham Emanuel Fröhlich wurde am 1. Febr. 1796 zu Brugg im Kanton Aargau geboren und war der Sohn eines Lehrers, der auch für die Unterweisung des Knaben sich redlich bemühte. Auf der Akademie zu Zürich, welche der junge Fröhlich seit 1811 besuchte, widmete er sich der Theologie, studierte jedoch auch nebenbei Philosophie und Philologie. Im J. 1817 wurde er zum evangelischen Geistlichen ordiniert, bald darauf als Lehrer zu Brugg angestellt und mit Versehung der Filialpfarrei Mönthal, welche 2 Stunden entfernt war, betraut. Im J. 1827 ernannte man ihn zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Kantonsschule in Aarau. Zugleich gab er Religions- und geographischen Unterricht. Aber die Wirren des Jahres 1830, welchen er mit der ganzen Offenheit und Entschiedenheit seines Charakters entgegengetreten war, brachten ihn im J. 1835 um sein Amt: In die damals reorganisierte Schule wählte ihn der Regierungsrat (mit 5 gegen 4 Stimmen) nicht wieder. Doch ernannte ihn die Stadtgemeinde zu Aarau, das Unrecht wieder gut zu machen, unmittelbar darauf zum Rektor an der Bezirksschule und zum Helfer, d. h. zum Hilfsprediger (Diakonus), und diese Stellung hat er noch lange Jahre innegehabt; am 1. Dez. 1865 ist er bei seinem Sohne zu Gabenstorf im Kanton Aargau verstorben.

Fröhlich besaß ein reiches poetisches Talent. Wir besitzen von ihm Fabeln (Aarau 1825. 2. verm. Aufl. 1829), Elegieen (an Wiege und Sarg 1835), epische Dichtungen (Ulrich Zwingli und Ulrich von Hutten.). So glücklich aber auch der Griff genannt werden muß, welchen der Dichter in der Wahl dieser beiden epischen Stoffe bekundet, so schön die Dichtungen im Einzelnen und besonders einzelne Stellen derselben behandelt sind, so tadelt man doch nicht ohne Grund an diesen Dichtungen, daß sie mehr wie ein Rosenkranz inhaltlich in Verbindung stehender, chronologisch geordneter Balladen oder Romanzen sich ausnehmen, denn als ein Epos, an welches als erste Forderung zu stellen ist, daß es ein großes Bild, ein Gesamtbild darbiete. Es ist hier eher eine poetische Biographie geboten, als ein Epos, zumal der Dichter, wie doch der Epiker soll, nicht völlig hinter dem Epos zurücktritt, sondern durch einige, wenn auch schöne Stellen seine Anwesenheit verrät, indem er durch eingewobene Urteile über die Zeiten, von denen er erzählt, aus der Objektivität des Erzählers heraustritt.

Weitaus am bedeutendsten ist seine Bedeutung als Fabulist. Während die meisten Fabeldichter des 18. Jahrhunderts nach französischen Mustern ihre Fabeln in breiter Geschwätzigkeit ausspannen, verlangte und erlangte Lessing präzise Form, Kürze und Schärfe für die Fabel. Dies

war ein Vorzug, aber kein bedeutender. Lessing sprach von dem Werte der Fabel für den Jugendunterricht, von der Umdichtung der aesopischen Fabel durch Einsetzen anderer Motive, und seine Nachfolger hielten es nunmehr für ihre Aufgabe, Schulfabeln in diesem Sinne zu dichten. Immerhin waren die besten dieser Fabeln nur der Moral wegen gesucht und erfunden, sie verfolgten einen rein didaktischen Zweck. Fröhlich verfuhr ganz anders. Seine Freude an der Natur, das sinnige Verständnis derselben, wie es eigentlich aus jedem der oben besprochenen Gedichte hervorleuchtet, befähigte ihn, an Beobachtungen und Betrachtungen des Naturlebens ähnliche, verwandte Gedanken aus dem Menschenleben anzuknüpfen. Ihm ward ein Zusammenhang zwischen Naturleben und Menschenleben, die Analogie zwischen der niederen und höheren Schöpfung klar, und eben diese ward von ihm nicht in einer ausgeführten Moral ausgesprochen, sondern durch die vortrefflich gewählte, charakteristische Überschrift, und gerade die Hinzufügung dieser letzteren ist es, welche den Charakter des Gedichtes als einer Fabel sofort erkennen läßt. Doch nicht nur dies unterscheidet die Fabeln Fröhlichs sehr zu ihrem Vorteil von den früheren, auch die Naturwahrheit des Erlebnisses, die wirklich aus Naturbeobachtung hervorgegangene Zeichnung der verschiedenen Naturprodukte machen seine Dichtungen ungleich wertvoller, als solche, denen man es ansieht, daß erst der allgemeine Satz feststand, ehe der spezielle Fall aus der Tierwelt herbeigesucht wurde. Ferner sprengt Fröhlich die enge Fessel der Tierfabel. In seinen Fabeln treten nicht nur Pflanzen neben den Tieren, sondern auch Mineralien auf; also Vertreter aller drei Naturreiche, und damit hat die Fabel selbst an Feld unendlich gewonnen. Zudem haben seine Fabeln eben ein politisch-satirisches Element, welches demselben einen besonderen Reiz verleiht. Nimmt man noch hinzu den Wohllaut seiner Verse bei einiger Fremdartigkeit des Dialektes, die Zartheit und den Duft der Sprache, der sich fast in jedem Gedichte zeigt, so haben wir genug gesagt zum Lobe des Talentes, welches wahrlich eine noch größere Wertschätzung verdient, als ihm seither geworden ist.

## Emanuel Fröhlichs Schriften.

Hundert neue Fabeln. Zürich 1825. — Zweite, um 70 Fabeln vermehrte Ausgabe. Aarau 1829.

Schweizerlieder. Aarau 1827. — Zweite Ausgabe, mit vierstimmigen Kompositionen für den Männerchor von Fr. Theodor Fröhlich (seinem Bruder). 1828. Aarau.

Elegieen an Wiege und Sarg. Leipzig 1830.

Das Evangelium St. Johannis in Liedern. Ebd. 1830.

Ulrich Zwingli. Einundzwanzig Gesänge. Zürich und Frauenfeld 1840.

Ulrich von Hutten. Siebenzehn Gesänge. Ebd. 1845.

Der junge Deutsch-Michel. Zürich 2. Aufl. 1843. 3. Aufl. 1846.

Über den Kirchengesang der Protestanten. Das. 1846. (Einleitung

zu den von ihm bearbeiteten, in Schule und Haus eingeführten Aargauischen Kirchengesangbüchern.)

Alpenrosen. (Ein schweizerischer Almanach, 1831—33, 37—39, 52 entweder von ihm allein, oder im Verein mit Follen oder Hagenbach oder Wackernagel herausgegeben.)

Auserlesene Psalmen und geistliche Lieder für die evangelischreformierte Kirche des Kantons Aargau herausgegeben. Aarau 1844. 2. Aufl. 1845.

Diebold Baselwind (des deutschen Ordens), der Berner Leutpriester in der Laupenschlacht. Ein Tafelspruch. — Die Glocken- und Kannengießerei. Aarau 1849.

Reimsprüche aus Staat, Kirche und Schule. Ebd. 1850.

Trostlieder. Zürich 1851.

Gesammelte Schriften. Frauenfeld 1853.

## Emanuel Geibel.

### 68. Cito mors ruit.

[Gedichte. 77. Aufl. 1874. S. 154.]

1. Der schnellste Reiter ist der Tod,
Er überreitet das Morgenrot,
Des Wetters rasches Blitzen;
Sein Roß ist fahl und ungeschirrt,
Die Senne schwirrt, der Pfeil erklirrt
Und muß im Herze sitzen.

2. Durch Stadt und Dorf, über Berg und Thal,
Im Morgenrot, im Abendstrahl
Geht's fort in wildem Jagen,
Und wo er floh mit Ungestüm,
Da schallen die Glocken hinter ihm,
Und Grabeslieder klagen.

3. Er tritt herein in den Prunkpalast,
Du wird so blaß der stolze Gast,
Und läßt von Wein und Buhle;
Er tritt zum lustigen Hochzeitschmaus,
Ein Windstoß löscht die Kerzen aus,
Bleich lehnt die Braut im Stuhle.

4. Dem Schöffen blickt er ins Gesicht,
Der just das weiße Stäblein bricht,
Da sinkt's ihm aus den Händen;
Ein Mägdlein windet Blüt' und Klee,
Er tritt heran; ihr wird so weh —
Wer mag den Strauß vollenden!

5. Drum sei nicht stolz, o Menschenkind!
Du bist dem Tod wie Spreu dem Wind,
Und magst du Kronen tragen.
Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt,
Und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt,
Kann auch die deine schlagen.

### 1. Grundgedanke und Erläuterungen.

Schnell stürzt den Tod herein — so lautet die Überschrift — und mit ganz leichter, poetischer Wendung hat der Dichter den Grundgedanken nochmals ausgesprochen: der schnellste Reiter ist der Tod. Das unerwartet rasche Nahen des Todes spricht auch Schiller im W. Tell aus (4 Aufz., 3. Scene):

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben;
Bereitet oder nicht, zu gehn,
Er muß vor seinen Richter stehn!

Auch Uhland thut das im schwarzen Ritter; doch bei Geibel ist das Bild ein anderes als bei Uhland; dieser zeichnet den Tod als schwarzen, stahlbewehrten, im Kampfe unbesieglichen Ritter, jener als den behendesten, unentrinnbaren Reiter mit sicher treffendem Bogen. Das Bild Geibels ist der Offenbarung St. Johannis entlehnt. Offb. Joh. 6, 8 heißt es: Und ich sahe, und siehe, ein fahl Pferd, und der darauf saß, dessen Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Seine Waffen sind Bogen und Pfeile. (Vgl. Off. Joh. 6, 2 Schilderung des männermordenden Krieges; und die griechisch-heidnische Vorstellung, nach welcher Apollo und Artemis von ihren Bogen die unentrinnbaren Todespfeile absenden; Ilias B. I, Pest im Lager der Griechen vor Troja; Niobe, vgl. Schillers Siegesfest: Erl. 1. Aufl. II Bd. S. 98. — 2. Aufl. IV Bd. S. 132.) — Buhle = Braut (Vgl. Freiligraths Mohrenfürst. Erl. I. S. 255.), auch Ehegemahl (wird auch von Männern in der heil. Schrift gesagt; vgl. auch Göthes König in Thule.) Später wird das Wort auch wie Geliebte im übelen Sinn=Maitresse gebraucht. — Str. 5, 2. In Geibels Gedichten 77. Aufl. steht: Du bist dem Tod wie Spreu mit Wind. Echtermeyer 1873, S. 644: Du bist dem Tod wie Spreu und Wind. Schenkel, Blüten deutscher Dichter 1853. S. 113: wie Spreu im Wind. Von diesen drei Lesarten scheinen mir die beiden ersten ohne weiteres als Druckfehler bezeichnet werden zu können. Man erwartet ohne Zweifel: der Tod fragt nach dir nicht, du giltst ihm nichts, du hast ihm gegenüber keinerlei Widerstandskraft. Der Vergleich kann nur den Gedanken fortsetzen: Wie Spreu dem Winde gegenüber keine Widerstandskraft hat. Ich möchte also glauben, daß Geibel entweder im Wind oder:

Du bist dem Tod, wie Spreu dem Wind,

geschrieben habe. — Str. 5, 4. Der Tod hat eine Sanduhr (Stundenglas); ist der Sand verronnen, so schlägt er zu; und dein „letztes Stündlein" hat geschlagen.

### 2. Inhalt der einzelnen Strophen.

**Str. 1.** Das Thema (Grundgedanke) ist: Der schnellste Reiter ist der Tod. Er ist rascher als das Morgenrot und als der Blitz. Sein Roß

ist fahl und ohne Sattel und Zaum und Sporn. Seine Waffen sind Bogen und Pfeile. Kein Pfeil verfehlt des Zieles.

**Str. 2.** Der Tod sucht Stadt und Land heim, Berge und Thäler, holt zu jeder Zeit des Tages seine Beute. Die Totenglocken, welche angeschlagen werden, sobald ein Herz gebrochen ist, hört er schon nicht mehr, — viel weniger die traurigen Grabeslieder.

**Str. 3.** Er verschont keinen Stand — auch die Reichen müssen sterben; er kömmt völlig unerwartet — in den Hochzeitssaal, und ruft die geschmückte Braut ab und verwandelt das Hochzeits- in ein Klagehaus.

**Str. 4.** Mitten in der Berufsarbeit ruft er den Schöffen ab, der einem Verbrecher gerade das weiße Stäblein über dem Haupt bricht, zum Zeichen, daß dessen Leben verfallen sei; auch des Richters Zeit ist zu Ende. — Mitten im Spiel und in der Jugendlust rafft der Tod das kränzewindende Mägdlein dahin — der Kranz ist unvollendet und wird auch nicht vollendet. Wer denkt daran, einen solchen Kranz zu Ende zu winden?

**Str. 5.** Sei darum nicht übermütig, o Mensch, der du dieses Blatt liesest, denke nicht: Ich habe solchen schnellen Tod nicht zu befürchten. Zwischen Leben und Tod ist oft nur ein Schritt. Weißt du, wann deine dir zugemessene Zeit abgelaufen ist? Vielleicht eher, als dieses Blatt du wieder umwendest, als ein Windhauch das Blatt bewegt.

Wenn dem nun also ist, wenn du lebst und weißt nicht wie lang, ists da nicht notwendig, daß du allewege dein Leben als Vorbereitung auf den Tod ansiehst und dich mit dem Gedanken an den Tod vertraut machst — und doch zugleich betest: Vor bösem, schnellem Tod behüt' mich, lieber Herre Gott! Es ist ein böser Tod, wenn die Seele dahin fährt — ohne Glauben, vielleicht abgerufen wird mitten in ihren Sünden. Auch dieses Lied ist ein kräftiges, ernstes memento mori: Gedenke, daß Du sterben mußt, wie Uhlands Kapelle. (Erl. 2. Aufl. IV, S. 269.)

3. **Entstehung.** Das Gedicht ist in Naxos entstanden auf der sogenannten Inselreise, welche Geibel mit seinem Freunde Ernst Curtius im August 1839 unternahm.

Gödeke (Emanuel Geibel I. 1869 S. 186) sagt darüber: „Daß gerade in Naxos dieser Stoff sich aufdrängte, kann nicht befremden, wo alles Hohe und Tiefe durch des Dichters Seele ging und ihm die wahre Weihe für das ganze Leben zu teil wurde; wo aber auch mitten in dem frischen blühenden Leben der Gegenwart die Schicksale der alten italienischen Geschlechter laut genug die Vergänglichkeit predigten und die rasche Hand des Todes in tragischen Bildern vor die Seele führten." —

[Litteratur: *Goedecke, E. Geibel I. S. 186.]

## 69. Pergolese.

(Ged. 77. Aufl. S. 10.)

Endlich ist das Werk vollendet,
Und der fromme Meister sendet
Seinen Dank zu Gottes Thron;
Da erbraust in mächt'gen Wogen
Durch des Domes stolze Bogen
Schon Gesang und Orgelton:

| | |
|---|---|
| Stabat mater dolorosa<br>Juxta crucem lacrimosa,<br>Dum pendebat filius,<br>Cujus animam gementem<br>Contristatam ac dolentem<br>Pertransivit gladius. | [„Christi Mutter stand voll Schmerzen<br>Bei dem Kreuz und weint von Herzen,<br>Als ihr lieber Sohn da hieng;<br>Durch die Seele voll von Trauer<br>Seufzend unter Todesschauer<br>Jetzt das Schwert des Leidens gieng.“] |

Und der Gottesmutter Schmerzen
Rühren mächtig aller Herzen,
Wie die Orgel tiefer schwillt;
Doch in schönen Himmelstönen
Muß sich selbst die Qual versöhnen,
Und der Wehmut Thräne quillt.

| | |
|---|---|
| Quis est homo, qui non fleret,<br>Christi matrem si videret<br>In tanto supplicio;<br>Quis non posset contristari,<br>Piam matrem contemplari<br>Dolentem cum filio! | [Ist ein Mensch, den sie nicht dauert,<br>Nicht das große Weh durchschauert,<br>Das des Heilands Mutter faßt?<br>Wen durchbebt es nicht im Herzen,<br>Schaut er solcher Mutter Schmerzen,<br>Solcher Mutter Jammerlast?] |

Frommer Schauer, heil'ges Bangen
Hält des Meisters Seel' umfangen,
Todesahnung ernst und mild;
Doch in gläubigem Vertrauen
Sehn wir zum Altar ihn schauen
Auf der Jungfrau Gnadenbild.

| | |
|---|---|
| Virgo virginum praeclara,<br>Mihi jam non sis amara,<br>Fac me tecum plangere,<br>Fac ut portem Christi mortem,<br>Passiones fac consortem<br>Et plagas recolere. | [O holdseligste der Frauen,<br>Deine Schmerzen laß mich schauen,<br>Deine Klagen fass' mein Ohr.<br>Christi Tod vor meinen Blicken,<br>Kann ich in mein Kreuz mich schicken;<br>Litt er doch für mich zuvor.] |

Horch! Da tönen Seraphslieder
In den Chor der Frommen nieder,
Wunder ahnend lauscht das Ohr;

Erdwärts steigen sel'ge Geister,
Tragen himmelan den Meister,
Und das Lied rauscht mit empor:

| | |
|---|---|
| Fac me cruce custodiri, | [Christi Kreuz soll mich bewachen, |
| Morte Christi praemuniri, | Christi Tod lebendig machen, |
| Confoveri gratia: | Mich erquick' sein Gnadenschein; |
| Quando corpus morietur, | Wenn die Seel' von hinnen scheidet, |
| Fac, ut animae donetur | Nimm dann, was du ihr bereitet, |
| Paradisi gloria. | In das Paradies sie ein.] |

**1. Zum Verständnisse des Gedichtes.**

a) Stabat mater dolorosa. Der Dichter dieses ergreifenden, aus zehn Strophen bestehenden Marienliedes ist der fromme Franziskaner Jacoponus da Todi, † 1306 oder 1307. Er wird auch unter dem Namen Jacob de Benedictis oder Giacopone da Todi aufgeführt. Er war ein schwärmerischer Sonderling, welcher seine strafende Prophetenstimme auch rücksichtslos gegen Klerus und Papsttum erhob und namentlich die Herrschsucht Bonifacius' VIII. geißelte. Deshalb wurde er vom Papste Bonifacius bei Wasser und Brot eingekerkert. Aber ihn beugte dieses Leiden nicht. Als Bonifacius spottend fragte: Wann wirst du hinauskommen? gab er die Antwort: „Sobald du hineinkommen wirst". Dieses prophetische Wort erfüllte sich sehr bald wörtlich. (Vgl. Kurz, Kirchengeschichte.) Über seine Gedichte aber sagt Neumaier, Gesch. der christl. Kunst I. S. 397: „In seinen zahlreichen Gedichten erscheint Jakopone als ein wahrhaft gottbegeisterter Sänger; der Geist Gottes hauchte ihm diese geheimnisvollen Lieder in die Seele, und sie quellen aus innerem, unwiderstehlichem Drange; daher auch überall diese unnachahmliche Einfalt, Anmut und Kraft. Den höchsten Ruhm erwarb sich der Dichter durch sein allbekanntes „Stabat mater". In diesem frommen, zarten, innigen Liede enthüllt er uns die Geheimnisse des Leidens der Mutter Jesu und stellt den herzzerreißenden Schmerz, die tiefe Wehklage auf der einen, sowie den göttlichen Trost, das zum Himmel schauende Vertrauen, die Lieblichkeit der Wehmut auf der anderen Seite in so lebhaften Tönen dar, daß sie aus dem wunden Herzen der Mutter Jesu selbst zu kommen scheinen." (Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß diese Worte einen Katholiken zum Verfasser haben.)

Allerdings steht der Dichter auf dem spezifisch katholischen Standpunkte, da sein Lied zum Teil wenigstens eine Anrufung der heiligen Jungfrau ist; aber, davon abgesehen, ist die Sprache eine wundervolle, und der trochäische Rhythmus, welcher das Lied beherrscht, sowie der zweisilbige Reim, welchen das Lied in jeder Zeile aufzeigt, malen die Trauer ebenso, als es die Worte an sich schon thun.

Von diesem Liede sind nun Str. 1. 3. 8. 10 von Geibel in seinem Gedichte herangezogen und in sein eigenes eingelegt worden. Jede Strophe zerfällt in zwei gleiche Hälften folgender Form:

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ a c
— ◡ — ◡ — ◡ — ◡ a c
— ◡ — ◡ — ◡ — b b

b) Pergolese. Die klassische Epoche der kirchlichen Tonkunst, soweit dieselbe Figuralmusik war, hebt mit Palestrina an und schließt mit Giambattista Pergolese, welcher 1710 zu Jesi geboren wurde und schon 1736 zu Puzzuoli starb, nachdem er sich durch Komposition von Opern und kirchlichen Stücken, unter welchen eben die Komposition des Stabat mater besonders hervorragt, berühmt, ja unvergeßlichen Namens gemacht hatte. Noch heute werden von Zeit zu Zeit von der berühmten Sixtinischen Kapelle zu Rom seine und anderer Altmeister musikalalische Werke zur Aufführung gebracht. Mit ihm in Lieblichkeit und Zartheit wetteiferte Leo, dessen achtstimmiges Miserere noch jetzt hochgeschätzt ist.

c) Geibels Zweck ist nun offenbar, uns von dem großartigen Tonwerke Pergolese's etwas nachempfinden zu lassen. Pergolese hatte in seiner Komposition die verschiedenen Empfindungen, welche der Dichter von Stabat mater in seinen Worten hatte ahnen lassen, durch die Töne seiner Musik zum noch wirkungsreicheren Ausdruck zu bringen gesucht. Geibel seinerseits unternimmt es nun, die Töne der Musik in Worte zu kleiden und wählt zu dem Ende die vier Strophen aus, welche ihm am passendsten erschienen sind, um einen Wechsel in der Stimmung und der Empfindung darzulegen. So ist denn das Wort Geibels der Pergolesischen Musik Dolmetscher, und der Klang der eingesetzten lateinischen Verse läßt in Verbindung mit dem Inhalt der deutschen Verse einigermaßen ahnen, welche Wirkung jene Verse in der Komposition haben hervorbringen sollen. Um dieser notwendigen Harmonie willen zwischen Text und Übersetzung, wie wir hier die Musik und Geibels Lied in ihrer Beziehung zu einander nennen möchten, ist auch Geibels Lied in dem Versmaß von Stabat mater gedichtet, und nur die dritte und sechste Zeile haben einen männlichen Reim, da der lateinische zweisilbige einen Jambus bildende Reimklang im Deutschen nicht herstellbar ist.*)

Noch mehr. Wir wissen von Pergolese, daß er bereits im 26. Lebensjahre verschieden ist. Es ist ja nicht allzuselten, daß reichbeanlagte Männer ihren Erdenlauf ungewöhnlich früh vollenden. Es dünkt uns aber der Tod dann am allerschönsten, wenn er in dem Augenblicke eintritt, wo der Mensch auf der Höhe seiner Kraft und sittlichen Reinigung steht. Pergolese hatte genug gewirkt, als er Stabat mater komponiert hatte, er konnte nicht mehr leisten, als dies Meisterwerk, es gab kein Aufwärts mehr im Segen und Ruhm — darum läßt der Dichter den Komponisten, der ohnehin bald darauf gestorben ist, auf eine wunderbar

*) Ich habe Str. 1. nach älterer, Str. 3. 8. 10. in eigener Übersetzung gegeben, welcher unevangelische Anschauungen thunlichst ferngehalten worden sind. — Eine sehr schöne Übersetzung des ganzen Liedes bietet Hobein, Buch der Hymnen (Schwerin 1864.), S. 179 ff.

liebliche Art bei der ersten Aufführung seiner Tonschöpfung heimgeholt werden, um in der ewigen Heimat zur Anschauung der Herrlichkeit Christi zu gelangen, nachdem er Christi und der Mutter Jesu irdische Schmerzen in so unübertrefflicher Weise nachgefühlt hatte.

2. **Gedankengang.**

Pergolese hat sein Werk vollendet, das Stabat mater ist komponiert und eingeübt; mit dankbarem Herzen blickt der jugendliche Meister zu Gott auf; — und schon erbraust der Orgelklang und der großartige Chor, und die erste Strophe des Stabat Mater durchdringt den Dom und die Herzen. (Str. 1.)

Wir sehen die Mutter Jesu unter dem Kreuze, sehen ihre Thränen und ahnen, welche Qual das Mutterherz empfinden muß in jenen schwersten Stunden ihres Lebens. „Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen!“ so hatte der greise Simeon ihr vor vielen Jahren geweissagt. Es gieng ein Schwert durch ihre Seele. (Gegenstr. 1.)

Die Schmerzen der Maria, der Mutter Gottes, rühren auch die Herzen der Hörer. Und die Musik wirkt immer mehr, sie malt im mächtigen Basse die Qualen und löst sie auf in Trauer und Wehmut und Thränen. (Str. 2.)

Mit solchen Gefühlen hört man die Gegenstr. 2.

Inzwischen ist aber auf den Meister sein eignes Werk von noch tieferer Wirkung geworden. Es wird ihm ernst und feierlich zu Mute, und dann tritt die Todesahnung an ihn, nicht schrecklich, sondern sanft und mild; Pergolese wendet sich zum Altare, von wo der Jungfrau Gnadenbild zu ihm herabschaut, und er betet aus vollstem Herzen, indessen sein Chor die folgende Strophe (Gegenstr. 3.) singt:

Laß mich zum Anschauen und Nachempfinden deiner und deines Sohnes Schmerzen ganz gelangen, damit die Kraft eures Leidens mich in meiner Todesstunde stärke. (Str. 3.)

Und hört! seht! Welch Wunder begibt sich! Gesang der Seraphim mischt sich mit dem Gesang der Frommen, und Engel steigen nieder, den frommen, für den Himmel heute ausgereiften, Meister heimzuholen. Sie tragen ihn himmelan, und mit ihm dringt, ihn begleitend, sein Gebet vertretend, himmelwärts der großartige Schlußvers des großen Stabat Mater (Str. 4.):

Laß aus des Heilands Kreuze mir die Krone, aus seinem Tode mir das Leben sprießen, laß seiner Gnade Licht mein Herz und Aug' durchdringen, und schließe dem Beter auf Golgatha die Pforte deines Paradieses auf! (Gegenstr. 4.)

4. **Abfassungszeit.** Das Gedicht ist eines der ersten Jugendgedichte Geibels und von dem Dichter in seinem ersten Studienjahre zu Bonn am Rheine verfaßt worden. Das katholische Kirchenleben trat dem Jüngling zum ersten Male in dieser Zeit entgegen; er schaute die großen Kirchen, den Dom zu Köln, die Münsterkirche zu Bonn, er lernte die

Pracht, welche die römische Kirche äußerlich zu entfalten vermag, kennen; und wir dürfen uns nicht wundern, wenn ihn namentlich die klassische Kirchenmusik derselben in besonderem Grade ergreift und fesselt. Unter dem Zauber, welchen die Schönheit des Kultus auf ihn ausüben mußte und durfte, ist dieses Lied entstanden, welches immerhin auch als ein Preis der Kirchenmusik überhaupt, als eine Darstellung der tiefen Gewalt eines feierlichen, gottesdienstlichen Gesanges angesehen werden kann, während es zunächst allerdings die poetische Verklärung des Todes jenes großen Tonkünstlers ist und sein soll.

[Litterarisches: *Reuter, a. a. O. 589. — Hymnarium. Halle 1861. S. 69.]

---

## 70. Die Türkenkugel.

[Neue Gedichte. 13 Aufl. 1873. S. 253.]

1. Auf der Höh' am Felsenkirchlein,
Rings vom Türkenheer umschlossen,
Liegt ein Häuflein tapfrer Griechen
Von des Bozzaris Genossen.

2. Achtmal hat die Schar dort oben
Schon begrüßt der Strahl der Sonnen;
Achtmal schon ergrimmten Mutes
Hat der Feind den Sturm begonnen.

3. Doch vergeblich in den Schluchten
Häuft er Tote nur zu Toten;
Denn der Fels ist schroff, und sicher
Trifft das Blei der Sulioten.

4. Drum von fern aus Feuerschlünden
Will er nun Verderben senden;
Kugeln über Kugeln wirft er
Nach den steilen Felsenwänden.

5. Aber mag sein glühend Eisen
Seltnes Opfer nur erreichen,
Schon beginnt ein andrer Würger
Drohend durch die Schar zu schleichen.

6. Grauser als von Feindeswaffen
Ist der Tod von Durstes Qualen;
Keinen Brunnen hat der Felsen,
Und geleert sind Schläuch' und Schalen.

7. Und der Himmel, blau und ehern,
Schaut herab mit Feueraugen;
Ach, nicht reicht's, daß von den Halmen
Sie den Tau der Frühe saugen.

8. Bleich, mit hohlen Wangen schwanken
Um das Kirchlein die Gestalten;
Kaum vermag der Arm, entkräftet,
Noch das lange Rohr zu halten.

9. Dorrend klebt die Zung' am Gaumen,
Fieberglut durchrast die Glieder;
In der Not des neunten Abends
Werfen sie sich flehend nieder:

10. Der du Moses Stab gesegnet,
Daß er Wasser schuf dem Volke,
Der du auf Elias Rufen
Kamst in schatt'ger Regenwolke,

11. Herr, erbarm', erbarm' dich unser!
Sieh, wir sind wie trockne Scherben —
Von des Feindes Schwert errettet,
Laß uns nicht im Durst verderben!

12. Und noch hallt es: „Herr, erbarm' dich!" —
Da in rotgewölbtem Bogen
Aus dem Türkenlager sausend
Kommt ein Feuerball geflogen.

13. Dröhnend schlägt er in die Klippe,
Bohrt sich wühlend tief und tiefer —
Horch, da zischt es leis', und silbern
Zuckt es auf im Felsgeschiefer;

14. Und es blinkt und rinnt und rieselt,
Und mit Brausen dann geschossen,

Well' auf Welle, kommt das Wasser,
Dem das Erz die Bahn erschlossen.

15. O wie lieblich rauscht der Sprudel
In das Ohr der Kriegsgefährten!
O wie schlürfen sie mit Wonnen
Von dem Naß, dem langentbehrten!

16. Aber dann zu frommem Danke
Siehst du sie die Hände falten:
„Sei gepriesen, Herr der Gnaden!
Wundervoll ist all dein Walten.

17, Durch die Hand des grimmsten Feindes
Weißt du Trost und Heil zu geben;
Tod gedacht' er uns zu senden,
Doch du wandtest Tod zum Leben."

1. **Form**: Reimpaare, vollständige achtfüßige trochäische Verse mit Einschnitt in der Mitte. Reim klingend.

2. **Geschichtliches**: Die Sulioten oder die Bewohner des Suli sind ein kleiner, aus etwa 12000 Seelen bestehender, Volksstamm, welcher seinen Wohnsitz auf dem Suli, einem Bergzuge im türkischen Sandschak Janina, hat. Ursprünglich ein Hirtenvolk, das sich erst vor zwei Jahrhunderten dort ansiedelte, dann zum Schutze für die Bewohner von vier Dörfern eine Festung Suli im Gebirge erbaute, lebte dieser kleine Volksstamm, vom Türkenjoche unabhängig, in republikanischer Verfassung. Ihre Religion war die griechisch-katholische. Den Türken war die Selbständigkeit dieser Handvoll Leute ein Dorn im Auge, und dem türkischen Pascha Ali von Janina gelang es 1803, nach heldenmütiger Gegenwehr der Sulioten, Suli durch Verrat einzunehmen. Der größte Teil des Volks ward niedergemacht. Später gab der Sieger den wenigen Entronnenen, deren Dienste er gegen die Türken verwenden wollte, Land und Festung wieder. Nun kämpften sie in Diensten Alis gegen die Türken, verloren ihre Feste abermals gegen einen türkischen Feldherrn Churchid Pascha und gewannen sie wieder in folge mehrerer Siege der Griechen über die Türken. Die beiden letzten Ereignisse fallen in die Zeit des griechischen Befreiungskampfes (1822 und später.) — Die Sulioten sind tapfer und listig, gute Fußgänger und auch sonst zäh und standhaft, dabei — eine seltene Eigenschaft in jenen Landen — treu.

Lange Zeit hindurch waren ihre Anführer Glieder der Familie Bozzaris (Botsaris). Besonderen Ruhm erwarben sich in letzterer Familie: 1. Georg, der Schrecken der Albanesen zubenannt, 2. dessen Sohn Kristos, der tapfere Verteidiger Sulis bis zum Jahre 1803, 3. der glorreichste, Marko (1790 geboren), des Vorigen Sohn, dessen Tapferkeit und Klugheit besonders im griechischen Befreiungskriege hervorleuchtete. Er verteidigte heldenmütig Missolunghi 1822 und führte im folgenden Jahre den Oberbefehl über die Griechen in West-Hellas. Als er den Pascha von Skutari in seinem Lager bei Karpenissi überfiel, ward er selbst verwundet und starb wenige Tage nachher. 4. Sein Bruder Konstantin übernahm das Amt und vollzog die Rache des Bruders, unterstützt von seinem Oheim, (5.) Notho Bozzaris. Fast sämtliche Glieder der vornehmen Familie dienten, wenn sie nicht ihrem Vaterlande

nützen konnten, in einem französischen Albaneserregimente so lange, bis das Vaterland, ihrer Dienste benötigt, sie zu schwerem Kampfe gegen die Türken zurückrief.

Einem jener zahlreichen kleinen Kriege der Sulioten gegen die Türken gehört das in unserm Gedichte geschilderte Ereignis an; vielleicht war dieser Bozzaris der obenerwähnte Konstantin.

**3. Der Grundgedanke** findet sich deutlich in der vorletzten Zeile des Gedichtes ausgesprochen:

Durch die Hand des grimmsten Feindes weiß Gott Trost und Heil zu geben.

Zugleich ist dies Ereignis ein leuchtender Beweis dafür, daß Gottes Hand noch nicht verkürzt ist, so daß er auch heute noch helfen kann, und daß Gott die Gebete der Seinen noch heute erhört. Das Wunderbare in der Art der Hilfe ist das Charakteristische in diesem Gedichte, nicht die Gebetserhörung selbst.

**4. Disposition:**

I. Die steigende Not. Str. 1—9.
   a) Die Belagerung (Str. 1.).
   b) Der Sturm (Str. 2. 3.).
   c) Das verstärkte Bombardement (Str. 4.).
   d) Der Durst (Str. 5—9.).
II. Das Gebet: Str. 10. 11.
III. Die Erhörung: Str. 12—15.
IV. Der Dank: Str. 16—17.

**5. Schriftliche Aufgabe:** Vergleichung dieser Erzählung mit Gustav Schwabs: Die Engelskirche auf Anatolikon.

### Die Engelskirche auf Anatolikon.*)

(Von Gustav Schwab.)

[Gedichte. Neue Auswahl. 1838. Stuttgart, S. 218.]

Es lacht ein Eiland
Mit Rosenlauben,
Wie sonst es schaffen
Wie man's nur schauet
Mit Feigenbäumen,
Mit Rebenranken,
Nur die Gedanken,
In Morgenträumen.

Es regt ein Volk sich
Das spricht die Sprache,
Die zu uns redet
Und Freiheit deckt es
Auf seinen Hügeln,
Die alte, traute,
Mit Geisterlaute;
Mit jungen Flügeln.

Es wohnt im Schutze
Den Cherubinen
Von Marmor stehet
Im weißen Kleide,
Der heil'gen Engel,
Ist es vertrauet,
Ihr Haus gebauet,
Rein, ohne Mängel.

---

*) Kleine Inselstadt am Eingange des lepantischen Meerbusens, an Reiz der Lage Venedigs vergleichbar. — Diese Begebenheit berichtet uns die (Augsb.) Allgemeine Ztg. vom 25. Febr. 1824.

Wohnt auch die Trauer
In solchem Lande?
Warum verödet
Die Rosenlauben?
Warum kein Liedchen
Beim Saft der Trauben?
Kein Tausch der Waren
Am regen Strande?

Das macht, es wimmelt
Dort auf den Wassern,
Und birgt sich hinter
Den Felsenriffen:
Ein Heer von Masten
Von fremden Schiffen,
Ein grimmig Heer ist's
Von Christenhassern!

Du Griechenvölkchen,
Willst du verzagen?
Das Schwert der Väter,
Hast's nicht geschwungen?
Hast mit der Freiheit
Nicht Mut errungen?
„Mut g'nug und Schwerter,
Sie zu erschlagen!"

„Doch sind's zu viele!" —
Hast du nicht Mauern?
Hast du nicht Schanzen,
Dich klug zu decken?
„Ja, Türm' und Wände,
Der Feinde Schrecken,
Die zehn Geschlechter
Wohl überdauern! —

Und blüh'n nicht Früchte
Dir g'nug dahinter?
Kornähren, Feigen,
Und Öl die Menge? —
„Mir naht kein Hunger,
Der mich bedränge:
Mich nährt der Sommer,
Nie folgt ein Winter."

„Nur eins vergaß mir
Natur zu spenden:
Kein Quell mir sprudelt
Aus ihren Brüsten;
Sonst kauft' ich Wasser
An fernen Küsten,
Jetzt wehrt der Feind mir
An allen Enden!"

„Umsonst des Blutes
Hab' ich vergossen,
Ins Herz des Feindes
Das Blei gesendet!
Die Kraft versieget,
Das Leben endet,
Er schickt den D u r st mir,
Den Bundsgenossen!"

Da will das Auge
Sich traurig senken. —
Doch sieh! die Menge,
Die gläub'ge, wallet
Zum Haus der Engel,
Und Flehen schallet:
„O, Gott im Himmel,
Du kannst uns tränken!"

„Machst Deinen Engel
Zu Wind und Wolke,
Machst Deine Diener
Zu Feuerflammen:
Da krachen Schiffe
Zermalmt zusammen,
Da stürzt der Dränger
Vor deinem Volke!"

„Heut nach der Erde
Geheimster Ader
Laß Deine Geister,
Die treuen, spüren:
Wenn erst die Quellen
Sich um uns rühren,
So zwingt uns nimmer
Des Feinds Geschwader!

„Erhör' uns, Retter!"
So tönt's von allen.
Hat er vernommen
Die fleh'nde Stimme?
Warum nicht wehrt er
Des Feindes Grimme?
Die Schlunde donnern,
Die Kugeln fallen.

Und eine flieget
Mit Sturms Gefieder,
Reißt durch des Tempels
Gewölbte Decken,
Des Volkes Flehen
Verstummt in Schrecken,
In seine Mitte
Fährt sie hernieder,

Schlägt in den Boden, Wühlt in dem Grunde,
Sie gräbt so gierig In seinen Ritzen;
Da hört ihr's sprudeln, Da seht ihr's spritzen: —
Da quillt ein Brunnen Tief aus dem Schlunde.

Erzengel Gottes Sei hoch willkommen!
Du fährst als Donner Aus glüh'nden Blechen;
Springst aus den Tiefen In Wasserbächen,
Wenn's gilt zu retten Das Volk der Frommen.

Da schöpfet jeder Vom heil'gen Quelle,
Durch alle Glieder Dringt Engelsstärke,
Sie schreiten fürder Zum großen Werke,
Fort aus dem Tempel, Hin auf die Wälle.

Dreitausend Kugeln Schickt aus den Schlünden
Zur heil'gen Insel Der Feind vergebens,
Sie all' erlöschen Im Strom des Lebens:
So muß die Freiheit Sich ewig gründen.

---

## 71. Gudruns Klage.

[Geibels Neue Gedichte, 13. Aufl. S. 168.]

1. Nun geht in grauer Frühe
Der scharfe Märzenwind,
Und meiner Qual und Mühe
Ein neuer Tag beginnt.
Ich wall' hinab zum Strande
Durch Reif und Dornen hin,
Zu waschen die Gewande
Der grimmen Königin.

2. Das Meer ist tief und herbe,
Doch tiefer ist die Pein,
Von Freund und Heimatserbe
Allzeit geschieden sein;
Doch herber ist's, zu dienen
In fremder Mägde Schar,
Und hat mir einst geschienen
Die güldne Kron im Haar.

3. Mir ward kein guter Morgen,
Seit ich dem Feind verfiel;
Mein Speis' und Trank sind Sorgen
Und Kummer mein Gespiel.
Doch berg' ich meine Thränen
In stolzer Einsamkeit;
Am Strand den wilden Schwänen
Allein sing ich mein Leid.

4. Kein Dräuen soll mir beugen
Den hochgemuten Sinn;
Ausduldend will ich zeugen,
Von welchem Stamm ich bin.
Und so sie hold gebaren,
Wie Spinnweb acht' ich's nur;
Ich will getreu bewahren
Mein Herz und meinen Schwur.

5. O Ortwin, trauter Bruder,
O Herwig, Buhle wert,
Was rauscht nicht euer Ruder,
Was klingt nicht euer Schwert!
Umsonst zur Meereswüste
Hinspäh' ich jede Stund';
Doch naht sich dieser Küste
Kein Wimpel, das mir kund.

6. Ich weiß es: nicht vergessen
Habt ihr der armen Maid;
Doch ist nur kurz gemessen
Dem steten Gram die Zeit.
Wohl kommt ihr einst, zu sühnen;
Zu retten, ach, zu spät,
Wann schon der Sand der Dünen
Um meinen Hügel weht.

7. Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage,
Und trägt beschwingt sie fort.

O möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
„Wohl laß ich hier das Leben,
Die Treue laß ich nicht!"

1. **Erläuterungen: Str. 2.** Freund = ihr Verlobter; Heimatserbe = ihr Bruder Ortwin, der junge König.

**Str. 4.** „So sie hold gebaren" = wenn sie mir freundliche Geberden zeigten und Worte gaben, — ich achtete solche falschen Gesichter und Worte nur wie Spinnengewebe, d. h. als von falschen Kreaturen ersonnen, um mich zu berücken, und zugleich doch schwach genug, so daß ich sie leicht zerreißen konnte.

**Str. 5.** Buhle = Bräutigam. Vgl. Erl. I³. S. 255. — „Kein Wimpel" statt: kein Schiff; der Teil steht statt des Ganzen (Synekdoche.) — Das mir kund = kein mir bekanntes Schiff.

2. **Zum Verständnisse des Gedichtes.** Wie die Griechen zwei großartige Volksepen von unvergänglichem irdischen Ruhme aufzuweisen haben, die Ilias und die Odyssee, so hat auch unser deutsches Volk zwei Volksepen, welche jenen zur Seite gestellt werden können, das Nibelungenlied und die wunderschöne Nebensonne jenes Liedes der Nibelungen, das Lied von Gudrun, dem Sagenkreise der Nordsee angehörig, erst seit etwa 50 Jahren neu entdeckt. Die Heldin dieses Epos ist Gudrun. Ihre Geschichte ist folgende: Ortwin und Gudrun sind die Kinder Hettels, Königs in Hegelingen, und der Hilde, einer Tochter Hagens, des irländischen Königssohnes. Gudrun hat zwei Werber; den Hartmut, Sohn eines Normannenkönigs, weist sie ab, den Herwig, König von Seeland, nimmt sie an und wird mit ihm verlobt. Bald nach diesem frohem Familienereignis zieht der Vater Hettel und der Bräutigam kriegführend in ein fernes Land, und die Zeit ihrer Abwesenheit benutzt Hartmut zu einem Einfalle in das Reich Hettels, dessen Tochter ihn verschmäht hatte. Herwigs Vater Ludwig zieht mit in den Kampf, die Burg des Königs wird erobert, Gudrun gefangen fortgeführt. Den frechen Räubern jagen Hettel und Herwig nach. Auf dem Wulpensande, einer Nordseeinsel, holen sie die Räuber ein. Ein furchtbarer Kampf entspinnt sich. Aber Ludwig erschlägt Gudruns Vater Hettel, und des letzteren tapferster Manne, der alte Wate, wütet nun mit grimmigem Mute gegen den Feind; erst die Nacht trennt Feind und Freund. Und die Nacht benutzt Hartmut, mit seiner Beute zu entfliehen. Traurig und still kehrt Wate heim; in die stille Königsburg der Königin Hilde muß er die entsetzliche Kunde bringen, daß Gudrun nicht gewonnen, daß Hettel ihr verloren ist. Watens Schild ist zerhauen: „Wo ist mein lieber Herr, wo sind seine Freunde?" fragt bang die Königin. „Ich will euch nicht betriegen, — sie sind alle erschlagen. Wenn das junge Geschlecht im Lande herangewachsen ist, dann kommt die Zeit der Ahndung für Ludwig und Hartmut." Das ist die kurze, erschütternde Antwort.

Die Normannen aber eilen ihrer Heimat zu. Als man die Burgen und das Gestade derselben erblickte, redete der alte König der in Thränen gebadeten Gudrun freundlich zu*): „Wollt ihr, edle Jungfrau, Hartmut minnen, so ist alles dies, was ihr sehet, euch zu Dienste angeboten; Freude und Königs-Ehre warten Euer an Hartmuts Seite.“ Gudrun aber antwortet: „Ehe ich Hartmut nähme, eher wählte ich den Tod; hätte es sich bei meines Vaters Leben ehedem also gefügt, so möchte es sein; aber jetzt gäbe ich eher mein Leben dahin, ehe ich meine Treue bräche.“ Da ergreift zornentbrannt der alte König die edle Jungfrau bei den Haaren und schleudert sie in die See. Hartmut jedoch springt ihr nach und rettet die Gefangene. In der Normannenburg versucht Gerlinde, Hartmuts Mutter, anfangs mit süßen Worten die Gefangene umzustimmen. Als Gudrun aber fest bleibt, ersinnt ihr die „wölfische“ Königin allerlei Mißhandlung. Wie die niedrigste Magd muß das Königskind am Strande Leinwand waschen, im Schlosse den Ofen heizen und andere entehrende Arbeit thun. Aber Gudrun bleibt treu und trägt alle Unbill mit Geduld, ob auch die Qualen täglich zunehmen, die Demütigungen sich steigern.

Und lange Jahre muß sie warten — ehe die Erlösungsstunde schlägt, ehe der treue Verlobte und der herangewachsene Ortwin mit einem neuen Heere, vom alten Wate geführt, ankommen und blutige, gerechte Rache nehmen und die arme Gudrun erlösen.

In die Zeit des Harrens und Hoffens, wie des Leidens und Jammers versetzt uns Geibel in seiner: Gudruns Klage. Drei Eigenschaften sind es, welche wir an der edlen Gudrun des Epos schauen und bewundern und welche auch der Dichter Geibel deutlich an seiner Gudrun zeichnet; das ist vor allem die Treue, welche das Heldenweib ihrem Verlobten erhält unter solchen schwierigen Umständen, in der Gefangenschaft, von gefühllosen Menschen gepeinigt, gedemütigt, das ist die Geduld, welche viele Jahre auf die Stunde der Erlösung harren kann, welche aus ihrer innigen Liebe zu dem Bräutigam und dem Bruder, aus dem festen Vertrauen auf die Treue der Ihren die Kräfte herleiht, das Schwerste so lange zu ertragen; und endlich der großartige Adel ihrer Seele, der äußerliche Demütigung und Beschimpfung aller Art erträgt, aber innerlich sich rein erhält, reiner als das Linnen, das ihre zarten Hände gewaschen haben: der jeden Gedanken an eine Vergewaltigung ihrer Unschuld durch einen majestätischen Blick zu bannen, jeden Versuch durch diese Waffe ihrer Seelenreinheit und inneren Würde zurückzuweisen vermag; der durch den groben Kittel der Magd hindurchleuchtet und in dem Schmutz der Mägdearbeit die königliche Maid erkennen läßt.

---

*) Vgl. Vilmar, Nationalliteratur 10. Aufl. S. 110.

## 72. Hoffnung.

[Juniuslieder. 15. Aufl. 1864. S. 139.]

1. Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

2. Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blicken der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne!

3. Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

4. Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

5. Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar,
Und schmückt sich mit Rosen und Ähren,
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

6. Drum still! und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden:
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

7. Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden!

### 1. Erläuterungen:

**Str. 1.** Das ein Gedicht beginnende Und (vgl. Arndts Kriegslied gegen die Welschen: Und brauset der Sturmwind des Krieges heran.) setzt voraus, daß der Dichter bereits in Gedanken den Stoff des Gedichtes, das Thema desselben mannigfach durchdacht und nun gewissermaßen in seine schriftliche Darstellung nur die letzte Hälfte der Meditation aufgenommen hat. Es erscheint dadurch ein solches Gedicht als Fragment, welchem der Anfang fehlt. — Dräut, alte Nbf. von droht. **Str. 4.** „auf leisen Sohlen" = unvermerkt, ehe man sein Nahen gehört und gespürt hat.

2. **Inhalt** des Liedes: Es kommen Lebenslagen für den Einzelnen und für die Gesamtheit gleichgesinnter Menschen, wo alle Aussicht darauf, daß das Gute je wieder siegen werde, geschwunden scheint. Es scheint, als habe Satan die Macht auf Erden allein; Gott sei gestorben, und „die Hölle sei auf Erden." Solchen Hoffnungslosen, die nur trüb und schwarz sehen, hält der Dichter vor: Wie nach dem Winter immer wieder der Frühling kommt, so wird auch die Zeit kommen, wo das Böse unterliegen und Recht und Wahrheit wieder zum Siege gelangen werden. Deshalb nennt er sein Gedicht: Hoffnung. An einem Bilde zeigt er also die Wahrheit seines Themas. (Allegorie.)

Mag der Winter noch so streng und „trotzig" auftreten, Eis und Schnee umherstreuen — er muß dem Frühlinge weichen. Und wenn dichte Nebel uns die Sonne Tag um Tag verhüllen — endlich wird ein

Tag kommen, wo die Sonne die Nebel durchdringt und die schlafende Erde zu neuer Wonne weckt. Je lauter das Toben der Stürme unser Ohr trifft, desto sicherer ist der Lenz nahe; ja die lauten Stürme verhindern nur, daß wir des Lenzes Kommen merken, der „mit leisen Sohlen“ sich heranschleicht. Und wenn der Lenz kommt — o wie schön wirds dann! Wie eine Träumende erwacht die Erde und lacht dankbar und froh den blauen Himmel an und jubelt in tausend Stimmen vor Freude. Sie schmückt sich das Haupt mit Kränzen von Blumen und Ähren, die klaren Wasser der Brunnen scheinen die Freudenthränen der Erde zu sein. — — So, du trauriges, verzagtes, hoffnungsarmes Herz! sei auch du gewiß, Gott führt dich aus dem Winter der Leiden in den fröhlichen Lenz und nicht nur dich, sondern die ganze seufzende Kreatur aus den Leiden dieser Zeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Es muß Frühling werden, wie in der Natur, so in dir! Und wie herrlich muß erst jener letzte große Maientag werden! Darum: Vertraue nur auf Gott und sei getrost!

Einen besonderen Reiz aber hat dieses Lied für den Leser, welcher die Stimmung und Lage des Dichters kennt, in welcher dasselbe entstand: Der Dichter hatte in dem Herbste des Jahres 1840 auf 41, von dem schönen Griechenland heimgekehrt, gehofft, eine Gymnasiallehrerstelle zu Lübeck zu erhalten und sah sich in dieser Hoffnung betrogen; er hatte eine Lübeckerin treu geliebt und bisher Gegenliebe gefunden, und eben der Umstand, daß er noch ohne Aussicht auf eine feste Stellung war, sowie andere Mißverständnisse und Mißdeutungen führten im Winter den traurigen Verzicht für den Dichter, die definitive Lösung des Verlöbnisses, herbei. Das war ein harter, trüber Winter!

**3. Schriftliche Aufgaben:** 1. Vergleichung der Schilderung des Frühlings in diesem Gedichte mit derjenigen in Nikolaus Lenaus: Der Lenz. — 2. Gedankengang des letzteren.

---

## 73. Ludwig Uhland.

[Gedichte und Gedenkblätter. 6. Aufl. 1868. S. 83.]

1. Es ist ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im Deutschen Dichterwald;
Ein Sänger schied, getreu von allen,
Von denen Deutsches Lied erschallt.
Wie stand mit seinem keuschen Psalter
Im jüngern Schwarm er keusch und schlicht!
Ein Meister und ein Held wie Walter,
Und rein sein Schild wie sein Gedicht.

2. Wohl Größre preist man unser eigen,
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,
Die Lorbeern der Hellenen blühn;
Doch keiner sang in unsrer Mitte,
Der so wie er unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte,
Ein Herold Deutscher Ehren war.

3. Drum, wenn wir seinen Weisen lauschen,
Umweht es uns wie Heimatluft:
Wir hören Deutsches Waldesrauschen,
Wir atmen Deutschen Maienduft.
Die Herrlichkeit verschollner Tage
Steigt mondbeglänzt vor uns herauf,
Uns geht beim Waldhornruf der Sage
Das Herz im süßen Schauder auf.

4. Und wenn mit männlich ernstem Fodern
Sein Lied nach Freiheit ruft und Recht,
Auch das ist Deutschen Geistes Lodern,
Beharrlich, prunklos, stark und echt.
Es lehrt uns — was das Schicksal sende —
Dem Weltlauf fest in's Auge schaun;
Es lehrt uns treu sein bis ans Ende
Und auf der Zukunft Sterne traun.

5. Und forschen wir, wie vom Beginne
Der Sprache zweigend Erz gediehn,
Und was der Väter gläub'gem Sinne
Als uralt heilig Bild erschien:
Er hat den rechten Schacht gefunden,
Er trägt auf vielgewundner Bahn
Durchs Labyrinth der Götterkunden
Die Fackel deutend uns voran.

6. So wob er schon in unsre Jugend
Des Liedes Schmuck, der Sage Lust;
So reift' er zu entschloßner Tugend
Den Freiheitsdrang in unsrer Brust.
So stand er, Deutschen Reichtums Wächter,
In sinnverwelschter Zeiten Lauf,
Und huld'gend schauten drei Geschlechter
Zu seiner stillen Hoheit auf.

7. Er schied; es bleibt der Mund geschlossen,
So karg im Wort, im Lied so klar,
Der Mund, draus nie ein Spruch geflossen,
Der seines Volks nicht würdig war.
Doch segnend waltet sein Gedächtnis,
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtnis;
So treu und Deutsch zu sein wie er.

**1. Zum Verständnisse des Gedichtes:** Als ein poetischer Nachruf, gedichtet unter dem Eindruck der Todesnachricht des Tübinger Dichters († 13. Nov. 1862), hat dieses Gedicht eine zwiefache Aufgabe zu erreichen gestrebt: es will eine Charakteristik des Dichters geben und in kurzen Zügen die Bedeutung seiner Werke hervorheben. Dadurch wird das Gedicht reich an Anspielungen mancherlei Art, und wenn wir diese Beziehungen aufgefunden haben, so haben wir auch des Gedichtes Verständnis uns vermittelt.

**Str. 1.** Uhland war ein großer Dichter, ein Mann, treu wie Gold, keusch in allen seinen Worten, nie in das Niedrige hinabsteigend, eine edle Persönlichkeit, in dessen Augen und Worten der Seelenadel zu lesen war, durch welchen er sich über alles Gemeine stolz erhob, während er sonst die liebenswürdigste Bescheidenheit selbst war. So war er ein zweiter Walter von der Vogelweide[1]), ein edler Ritter und ein reiner Sänger, ein Held in deutscher Mannesart und ein Meister im Gesange.

**Str. 2.** Den größten Dichtern rechnet man ihn nicht zu. Göthe und

[1]) Uhland stellt ihn dar: Walter von der Vogelweide, ein Altdeutscher Dichter. 1822.

Schiller, deren Stirne neben den Eichenkränzen der Deutschen der griechische Lorbeer dauernd bedeckt, stehen höher als Uhland. Aber es hatte Deutschland keinen Dichter, der in gleichem Grade ein deutscher Dichter, ein Sänger deutschen Wesens war.

**Str. 3.** Er führt uns in unserer deutschen Heimat umher, in deutsche Wälder, auf deutsche Burgen; die deutsche Vorzeit[2]), so sagen- und so ehrenreich, weckt er uns auf und führt sie an unserem Auge vorüber, und unser Herz schaudert und jubelt, indem es diesem sagenkundigen Munde lauscht.[3])

**Str. 4.** Auch die Einfachheit und Kraft seiner Vaterlandslieder, sein freiheitliebender Geist, sein hoffnungsstarkes, in Gott mit festem Vertrauen gewurzeltes, Herz sind Merkmale echtdeutschen Wesens.[4])

---

[2]) „O daß erschiene die Zeit, da zwischen den sonnigen Bergen der alten und der neuen deutschen Poesie, zwischen denen das Alter der Unpoesie als eine tiefe Kluft hinabdämmert, eine befreundete Brücke geschlagen und darauf ein frohes Hin- und Herwandeln lebendig würde." Das ist Uhlands eigner Wunsch, der Bau dieser Brücke war seine Lebensaufgabe; soweit die deutsche Vorzeit, welche ihn so mächtig anzog, auch zu den „schönen Fernen" gehört, an welchen die Romantiker sich weiden, lehnt auch Uhland sich an die romantische Schule an. Doch ist er wieder kein Romantiker, soweit diese einen weiteren Horizont haben. Denn Uhland schaute nur eins an und rief nur eins aus dem Schlafe des Dornröschens hervor: die deutsche Sagenpoesie.

[3]) Hierher gehören seine zahlreichen Balladen und Romanzen, jene ernst und schaurig, diese heiter und launig — alle trefflich, in ihrer Art unübertroffen. Auch „Herzog Ernst von Schwaben" und „Ludwig von Baiern", zwei Dramen Uhlands, sowie seine Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder müssen hier Erwähnung finden.

[4]) Geibel weist uns damit hin auf die vaterländischen (1815—17) Gedichte Uhlands und charakterisiert dieselben. Im Lied eines deutschen Sängers (1814) will er sich, wie die Katten Erzringe vor der Schlacht anlegten, bis sie sich mit einem erschlagenen Manne gelöst hatten, so den Geist in Bande schlagen und an den Mund ein Schloß werfen, bis er dem Vaterlande als Schwertgenoß gedient habe; könne man ihn aber dazu nicht gebrauchen, dann habe er den zweiten Wunsch:

Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Die Siegesbotschaft ist gleicher Vaterlandsliebe Zeuge — und das schöne, kurze Lied: An das Vaterland! Wer hätte es nicht gesungen mit bewegtem Herzen, doppelt bewegt durch das Anschauen jener großen Zeit und dieses liebenswürdigen Sängers derselben! Es lautet:

Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn Dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist Dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder Dir?

So reich und schlicht, so kerndeutsch sind alle „vaterländischen Gedichte". Welch eine feste Art klingt in „das alte gute Recht"; welch ein Mannesmut blitzt aus seinem Lied: „Württemberg!" Wie straft er Fürsten und Volk: „Am 18. Oktober 1816" und in so manchem der andern vaterländischen Gedichte!

**Str. 5.** Besonders fruchtbar aber war er in gelehrten Studien über die schwierige, einem Labyrinth gleiche, Frage der deutschen Götterkunde. Seine vorlaufende Arbeit über den Mythus von Thor (1836) war in gewissem Sinne epochemachend. An diese schlossen sich an, nach dem Tode Uhlands herausgegeben: Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, von welchem seit 1865 acht Bände (der letzte 1872) erschienen sind.

**Str. 6.** In Geibels Jugend — er ist 1815 geboren — fielen die meisten der Gedichte Uhlands, durch welche die Lust an der Sage mitgewirkt wurde. Zugleich war Uhland ein Vorbild deutscher Tugend und echter Freiheitsliebe; drei Geschlechter, das der Zeitgenossen und die Kinder und Kindeskinder derselben, haben den edlen Mann verehrt und geliebt.

**Str. 7.** Seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit ist der Grund, daß der Dichter, in mündlicher Unterhaltung so karg erschien. Schmeicheleien, ja öffentliches Lob waren ihm gründlich zuwider.[5])

---

[5]) Bei einem Besuche Tübingens hatte ich nicht nur Gelegenheit, in Uhlands Garten auf derselben Bank zu sitzen, wo er so oft weilte, in den Anblick seiner trauten Vaterstadt versunken, sondern auch verschiedene Züge seiner Anspruchslosigkeit zu erfahren, welche jegliche Auszeichnung seiner Person zu verhindern suchte. Einmal hätte er fast bei dem Versuche, eine ihm zugedachte Ovation zu hintertreiben, von Verehrern seiner Person, welche aber ihn noch nicht persönlich kannten, Schläge bezogen. Dieses schöne Erlebnis erzählt in sehr ansprechender Weise Gerok in dem folgenden Gedichte:

### Schwäbische Kunde.

1867.

(Von Karl Gerok.)

[Geb. 1815 zu Vaihingen, jetzt Prälat in Stuttgart.]

Kein Deutscher, der nicht seinen Uhland kennt,
Mit Stolz den Mann, mit Preis den Sänger nennt;
Doch viele, die ihn kennen vom Gedicht,
Sah'n nie in sein charaktervoll Gesicht,
Und mancher, der in's Antlitz ihm geschaut,
Fand sich nicht ganz, wie er gehofft, erbaut.
Sein Dichterhaupt, von Kraftgedanken voll,
'S ist wahr, es glich nicht völlig dem Apoll;
So reich der Schatz in seines Busens Grund,
So karg war oft des Mann's verschwieg'ner Mund;
Die Nachtigall im Deutschen Dichterwald,
Sie hatte weder Schöne noch Gestalt;
Der Minnesänger, der so stark und süß
Die alte Ritterharfe schallen ließ,
Die Saiten Walters von der Vogelweid' —
Er ging so schlicht im bürgerlichen Kleid;
Der Mann des Volks, der seines Königs Zorn
Furchtlos bestanden wie Bertrand de Born,
Nichts ließ er seh'n von Volkstribunenart.
Das Kinn umquoll kein Demokratenbart,
Und wie er einfach sauber ging und stand,
Am nächsten schien er der Kanzlei verwandt.
Drum dort am Neckar aus dem Dichterhaus
Trat je und je ein Gast verblüfft heraus,
So einer, der auf große Männer reis't,
Für's Tag'buch gern erschnappt ein Wort von Geist
Und gibt's hernach um schönes Geld in Druck,

Wohl haben wir Ursache, Uhland als ein Vorbild deutscher Art, soweit dieselbe Lob verdient, anzusehen und ihm nachzueifern. Es ist ein großes, aber wohlbegründetes Lob, daß sein Mund nicht einen Ausspruch gethan habe, der nicht des deutschen Volkes würdig war. Vgl. Simrocks:

**Für Uhlands Denkmal.**

[Gedichte. Neue Auswahl. 1863. S. 498.]

Was schreiben, teurer Schatte,
Wir auf dein Mal von Erz?
„Seht an den Mann: er hatte
Für unser Volk ein Herz."

Daß sich sein Reich erneue,
Wollt' er es stark und frei,
Und wer es will, der steure
Zu seinem Male bei.

Daß er die Wege zeige
Im Frieden wie im Streit,
Mit ihm dem Grab entsteige
Die deutsche Herrlichkeit.

## 2. Zur Vergleichung:

**Ode, an Uhlands Grab.**

(Gedichtet und gesprochen von J. G. Fischer.)

Heilige Stätten sind es, wo der Fußtritt
Hoher Menschen gewandelt; aber eine
Ist die heiligste: wo um ihre Asche
Dankend die Nation sich sammelt;

Wo in dem Markstein, welcher eines großen
Lebens Grenze beschließt, die Weltgeschichte
Einen Mann gegraben, dessengleichen
Nur in Jahrhunderten Einer aufsteht.

---

Dem großen Mann zur Ehr', sich selbst zum Schmuck.
Wie lustig fand er's jüngst an Kerners Tisch,
Ernst und Humor, — welch' zauberhaft Gemisch,
Wie schön der Mann im dunkeln Hauptgelock,
Wie dichterisch der Eremitenrock!*)
Wie ging bei Gustav Schwab das Herz ihm auf,
Wie lenkte der gewandt der Rede Lauf,
Wie blitzt sein Aug', wie blitzt der Zähne Pracht,
Wenn im Gespräch er jovialisch lacht!
— Doch diesen Uhland, den verschwieg'nen Mann,
Wer soll's ihm anseh'n, was er ist und kann!
Und ob in Fragen sich an ihm erschöpft
Ein Sokrates: er bliebe zugeknöpft.
Nun tagt einmal gelehrter Männer Zahl
In Tübingen, im schönen Neckarthal, —
Man ehrt sie hoch im ganzen deutschen Land,
Erforscher der Natur sind sie genannt, —
Und als sie manch gelehrt Gespräch geführt,
Drei Tage diskuriert und disputiert,
Da fuhren sie, der Himmel war so blau,
Das Thal hinauf in's schöne Niedernau,
Allwo den Fremdlingen die Musenstadt
Ein lustig Ehrenmahl bereitet hat,
Und wo in all der Gäste bunter Schar
Auch unser Uhland mit versammelt war.
Da wurde brav getafelt und gezecht,
Und der Natur ward allerseits ihr Recht;
Der Vogel, der sich durch die Lüfte schwingt,
Der Fisch, der in den Wellen schwimmt und springt,
Das Wild, das durch der Wälder Dickicht streift,
Die Frucht, die in des Baumes Wipfel reift,
Und was der Landmann von Gemüs' und Kraut

---

*) Rock eines Einsiedlers.

Heute auch dir, du sonnenheller Name,
Wies die Stätte der Geist, der dich gesendet,
Deinem Volke zu zeigen, welch ein Segen
Eines erprobten Mannes Kraft ist.

Und wir empfinden ganz den Meistersegen
Mit den Tausenden allen, welche ferne
Dieses seltenen Tags mit uns gedenken,
Dankend wie wir dem seltnen Toten.

Wenige Augenblicke — und wir scheiden,
Deinem Schlummer allein dich überlassend;
Aber deines begeisterten Volkes Herz wird
Stärkung an deinem Grabe suchen.

Weinende Jungfraun, denen deine Harfe
Goldene Lieder in's Herz klang, werden kommen,
Die Gelübde zu lösen, die sie deiner
Frauengestalten Vorbild schwuren.

Aber an euch, ihr deutschen Musensöhne,
Die die Fackel vor Uhlands Namen schwingen,
Wird sein Mahnen ergehn, und vom Pokal euch
Rufen zum ernsten Männerkampfe.

---

In Thal und Berg, in Sonn' und Schatten baut,
Und was Natur im edlen Rebensaft
Am Rhein und Neckar Köstliches erschafft,
Das alles ward mit Ernst und Fleiß erforscht,
Geschlürft, gekaut, zerbissen und zermorscht,
Und mancher heit're Trinkspruch würzt das Mahl,
Und lauter stets und lauter wird's im Saal. —
Da saß ein Gast, aus Norden, stammverwandt,
Der fühlt vom Geist sich plötzlich übermannt;
Dieweil er längst nicht mehr am ersten Glas,
So dacht' er billig auch an dies und das,
Was klingt und singt, was rauschet und was braus't;
Jetzt hebt er hoch den Kelch in starker Faust
Und ruft: „Ihr Herr'n, erlaubt mir Eines noch,
Der Sangesmeister Uhland lebe hoch!"
Doch rasch dawider unten aus dem Eck'
Erhebt sich eine Stimme kalt und keck:
„Dagegen thu' ich feierlich Protest,
Den Forschern, nicht den Dichtern gilt das Fest!"
Da war's, als flög ins Pulverfaß ein Blitz,
Ein zweiter Fremder fährt empört vom Sitz:
„Was will der Kerl?" so ruft er grimmig aus,
„Werft den Philister doch zur Thür hinaus,
Der unserm Uhland seinen Ruhm verkürzt,
Und nochmals Uhl—", da stottert er bestürzt,
War's denn ein Schwabenstreich, den er gemacht,
Daß alles deutet, flüstert, kichert, lacht?
„Das war ja Uhland, welcher protestiert!"
So wird er jetzt vom Nachbar überführt;
„So so, ei ei, ich kannt ihn wirklich nicht."
Er spricht's und wischt den Schweiß sich vom Gesicht;
Und Uhland schlürft sein Gläschen lachend aus
Und kommt vom Schwank beseligter nach Haus,
Als hätten tausend Stimmen ihm mit Macht
Aus voller Brust ein donnernd Hoch gebracht.

Jünger des Lieds, auch ihr, ihr kommt und lernet,
Welche Lieder und Thaten eurem Volke
Perlen gelten, die echten Werts gewiß sind,
Kommet und lernts an diesem Grabe.

Drängen doch die sich selbst zur Fahne, denen
Keine Ader von seinem Geist geworden,
Weil sie hören, wie hell der Schild erglänze
Über dem Grab des Patrioten.

Endlich, wenn du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland!

## Nachruf.

(Von Ludwig Seeger, an Uhlands offnem Grabe gesprochen.)

„Es ist ein Mann von uns genommen,
Ein Sänger und ein Held zugleich,
Und große Trauer ist gekommen
Weit über alles Deutsche Reich.
Nicht schöner singen Nachtigallen;
Als er, vom Frühlingswind umspielt:
Kein Held ist je im Feld gefallen,
Der fester seine Fahne hielt.

Du schlugst die Augen auf zum Leben,
Im Lenz bei süßem Vogelschall,
Und jetzt, wo graue Wolken schweben,
Thust du sie zu beim Blätterfall.
Du sangst am Abend, wie am Morgen,
Von alt und neuer Zeit; dein Herz
Kannt' Eine nur von allen Sorgen,
Ums Vaterland den herben Schmerz.

Ein Volkstribun, ein tapfrer, standest
Du ein für's gute alte Recht,
Die Pfeile trafen, die du sandtest,
Und keinem wichst du im Gefecht,
Und als ein neues Recht zu schaffen
Es galt der ganzen Nation,
Kühn schwangst du da die alten Waffen,
Die du geführt als Jüngling schon.

Du liebtest Sterne nicht, noch Orden,
Des Volkes Liebe war dein Stern;
Nie bist du kalt, nie alt geworden,
Jung bliebst du stets im tiefsten Kern.
Drum weint um deine Kraft und Tugend,
Wie um den Vater weint der Sohn,
Die du geliebt, die deutsche Jugend,
Die ganze deutsche Nation.

Es ist ein hoher Baum gefallen,
Es steht im Wald kein edler Holz,
Frei ragt' er in den grünen Hallen
Selbst neben Riesen kühn und stolz;
Wie duftete der Blüten Fülle
Mit jedes Frühlings Wiederkehr!
Da liegt sie, des Entseelten Hülle . .
Weh! unser Uhland ist nicht mehr!

Was leuchtet fern? . . . mit Blütenzweigen
Ragt dort ein andrer Wunderbaum,
Ich seh ihn hoch und höher steigen
Und wiegen sich im freien Raum.
Es sinken hoch herab die Äste
Und wurzeln wieder tief im Grund;
Ha! eine lebend grüne Veste, . . .
Ein Wald, . . . ein Volk, . . . ein Völkerbund!

Die Bäume stehn in Sturm und Wetter

Zusammen fest, und keiner weicht.
Vor Wonne rauscht das Meer der Blätter,
Wenn einst sein Geist den Wald durchstreift.
Das rankt und sproßt und treibt ohn' Ende,
Stamm wächst an Stamm und Schoß an Schoß . . .
An seinem Grab gebt euch die Hände
Und Eins wird Deutschland, frei und groß."

*) Die Fortsetzung der Erläuterungen Geibel'scher Gedichte folgt in Band II.

## Berichtigung.

Die Anmerkung 1 auf Seite 268 ist dahin zu berichtigen: Dieser älteste Sohn Wolfgang, geb. zu London den 8. Sept. 1847, verheiratet den 5. Juni 1873 mit Marie Eaastmann von da, lebt derzeit in St. Franzisko, wo er seit Jahren etabliert ist; der nächst jüngere Sohn ist in einem kaufmännischen Geschäft in Düsseldorf und seit kurzem verheiratet. Der jüngste Sohn ist zur Zeit des Aufenthalts seiner Eltern in Stuttgart als Einj. Freiwilliger daselbst gestorben.